Yt 35915 Bara

Aus
der Bücherſammlung
des
Dr. Leopold Hirſchberg
1913

Der Schornsteinfeger.

Erzählung

nach einer wahren Begebenheit, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Von

Rosa Maria Assing,
geborne **Varnhagen von Ense.**

Straßburg,
bei F. G. Levrault, Judengasse Nro. 33.
1834.

Straßburg, gedruckt bei J. G. Levrault.

Kgl. Univ.-Bibl.
Berlin

Der Schornsteinfeger.

Erzählung nach einer wahren Begebenheit, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

An einem schönen heitern Frühlingstage wanderte Wilhelm Gerold, ein junger Schornsteinfeger-Geselle, von Kehl her über die lange Rheinbrücke nach Straßburg zu. Es war Sonntag, und die Landstraße wurde durch Wagen und geputzte Spaziergänger belebt, was von einem Zustande der Ruhe, Wohlhabenheit und Heiterkeit zeugte, wodurch diese schöne ansehnliche Stadt sich vornemlich auszeichnete. Auf Gerold machte der Anblick eines so wünschenswerthen Zustandes den angenehmsten Eindruck; sein Gemüth wurde dadurch, wie auch von der lauen klaren Frühlingsluft, heiter bewegt, und er überließ sich einer unbestimmten Freude und Hoffnung.

In der Nähe der Stadt, vor dem Metzgerthore*, ließ er sich auf einer grünen Ebene nieder, unter einem Baum, dessen schwellende Knospen erst spä-

* Später hieß es das Dauphinther, und jetzt das Austerlipperther.

ter den gewünschten Schatten zu geben verspra-chen, indem er sein bepacktes Felleisen neben sich hinwarf, um einige Zeit auszuruhen, da zum Ein-wandern in die Stadt der Nachmittag noch lang genug war. Er saß eine Weile und vergnügte sich bald an der schönen Gegend, bald an den vorüber gehenden Spaziergängern, die sich nach allen Rich-tungen hin verbreiteten, und worunter besonders so viele schöne Mädchen, die nach nationaler Weise ihr Haar in Zöpfe geflochten und aufgebunden tru-gen, und im elsaßer Dialekte plaudernd und schä-kernd an ihm vorüber gingen. Vor Allem aber ergötzte ihn der Anblick des herrlichen Münster-thurms, der die Häuser der Stadt in alterthüm-licher Majestät überragte. Sein Herz schwoll vor Entzücken bei dem Gedanken, daß er das hohe Rie-sengebäude, von dem er schon oft in der Fremde gehört hatte, nun bald näher sehen und besteigen könne.

Er hatte eine gute Weile daselbst gesessen und war eben im Begriff, sein Felleisen wieder aufzu-nehmen, als er zwei stattliche Herren im Gespräch begriffen an sich vorüber gehen sah. Es war Herr Philipp Friedrich Kuntz, ein schöner ansehnlicher Mann mit hellem offenen Gesichte, nebst seinem Freunde, dem Herrn Christian Lamb, ein langer hagerer Mann von mehr strengem und ernstem Aeußern. Beide Bürger der Stadt Straßburg und

damalige Rathsherren, welche von einem Spaziergang jetzt nach der Stadt zurück kehrten, als Gerold bemerkte, wie dem einen von den beiden Herren seine schwere silberne Schuhschnalle in den Sand entfiel.

»Heda!« rief Gerold ihnen nach; »Herr, Ihr habt Eure Schnalle verloren!« und wies mit seinem Wanderstabe nach der Stelle hin, wo sie lag.

Kuntz nahm sie wieder auf, dankte dem ehrlichen Handwerksburschen, griff in die Tasche, langte ein Biesel* heraus und hielt es ihm hin.

»Ich danke Euch!« sagte Gerold verneinend, indem er sein Felleisen aufpackte: »behaltet nur, Euer Dank ist mir schon genug!«

»Ei nehmt nur, wackerer Gesell!« erwiederte Kuntz; »ohne Euch hätte ich meine Schnalle wohl nie wieder gesehen; wer weiß ob ein anderer Finder wohl so ehrlich gewesen wäre!«

»Nun,« erwiederte Gerold, »Ihr werdet mir doch nicht hoch anrechnen wollen, daß ich that, was jedes Menschen Pflicht ist, der kein Schurke seyn will?«

»Ach, thäten nur alle Menschen stets ihre Pflicht,« fiel Lamb ein, »so stünd' es überall wohl in der Welt!«

»Ich glaube,« erwiederte Gerold, »daß wenn

* Eine Silbermünze von zwölf Sous.

Keiner etwas mehr thäte, als nur eben seine Pflicht, stände es schlecht in der Welt!«

»Nun,« sprach Kuntz, »es ist freilich nur eine Kleinigkeit, die ich Euch anbiete, die ich jedoch dem reisenden Handwerker wohl als willkommen denken konnte; wenn Ihr jedoch nicht wollt, da ist Einer, der weniger Umstände machen wird!« und hiemit warf Kuntz einem alten Bettler das Geldstück in den hingehaltenen Hut.

»Nehmt meine Weigerung nicht für Stolz, Herr!« sagte Gerold gutmüthig; »ich schäme mich gar nicht, zu gestehen, daß, als ich nach überstandenen Lehrjahren zuerst in die Fremde ging, ich mir wacker mit Fechten durchgeholfen habe, und zu jener Zeit Eure Gabe gewiß nicht verschmäht haben würde. Meine Eltern, selbst arme Handwerker, konnten mir nichts mitgeben, als ihren Segen und eine ganz geringe Baarschaft; jung, blöde und unerfahren war ich, blieb zuweilen ohne Arbeit, und ohne den Beistand meiner Handwerksgenossen und anderer mildthätiger Menschen würde es mir oft übel ergangen seyn!«

»Was habt Ihr für ein Handwerk?« fragte der Rathsherr Lamb.

»Ich bin Schornsteinfeger!« antwortete Gerold.

»Ein nützliches Handwerk,« entgegnete Kuntz; »wo es rauchende Heerde und im Winter warme Oefen gibt, kann man der Kaminfeger nicht entbehren!«

» Aber ein garstiges, ein unangenehmes Handwerk!« sagte Lamb; » ich begreife nicht, wie sich Jemand dazu entschließen kann!«

» Warum denn nicht?« frägte Gerold.

» Immer in Staub, Asche und Ruß zu stecken, dabei manchmal in Gefahr gerathen, von Rauch und Dunst erstickt zu werden; in solchem Dunkel und Schmutz seine Arbeit verrichten, kann doch nicht angenehm seyn!«

» Ihr hebt auch gerade die Schattenseite hervor,« erwiederte Gerold; » die nicht allein jedes Handwerk, sondern jedes Ding in der Welt hat. Es ist wahr, Kinder und hübsche Mädchen laufen vor uns, wenn wir rußig und schwarz ihnen nahen wollen; wenn wir aber wieder rein gewaschen und schmuck angezogen sind, hat's damit weiter keine Noth, und zum Tanze und zu der Ehe hat es einem sonst wackern und hübschen Schornsteinfeger nie an einer Hand gefehlt, die eingeschlagen hätte. Wir fahren freilich den dunkeln und engen Schornstein auf und nieder, aber in mancher Werkstätte ist's auch dunkel, enge und beklommen genug; da sitzt Mancher den ganzen Tag und kann, durch hohe Mauern gehindert, kaum zum Sonnenlichte aufblicken, da hingegen wir zwischen durch munter in's Freie kommen und Gottes reine Luft schöpfen können. Wie manchen schönen Morgen sah ich anbrechen hoch oben auf

den Dächern, wenn unten noch beinahe Alles im Schlafe lag; welch einen erfreulichen Eindruck macht es, wenn man, oben im Schornstein angelangt, um sich blickt, weit über die Stadt hinaus, und ringsum Alles von den Strahlen der Morgensonne vergoldet sieht. Wie manches frohe Morgenlied habe ich da oben schon dankend meinem Schöpfer gesungen. Und dann glaubt Ihr nicht, wie Körperkraft und Gelenkigkeit dabei geübt wird, wie wir in der Höhe, auf den steilsten Dächern gehen, klettern und springen lernen, und dadurch mehr wie Andere unsern Körper in unserer Gewalt haben.“

„Es ist recht erfreulich zu sehen“ — sagte Herr Kuntz, sich zu seinem Begleiter Lamb wendend — „wie Jeder in seiner Lage Ursache zur Zufriedenheit finden kann, wenn er sie nur mit gesunden, klaren Sinnen überschaut. Ihr seyd wohl schon viel umher gewandert?“ fuhr Kuntz zu Gerold fort, der neben ihm seines Weges herging; „was seyd Ihr für ein Landsmann?“

„Ich bin aus Mannheim, Herr, und hab' unser Deutschland nach mancher Richtung hin durchwandert; durch Franken und Sachsen, Böhmen und Oesterreich, durch ganz Niedersachsen bis nach Hamburg, an der Gränze des Königreichs Dänemark, bin ich gekommen, und habe dort lange in Arbeit gestanden.“

„Das ist eine trübe Gegend,“ fiel Lamb ein; „man spricht dort plattdeutsch, brennt Torf, trinkt immerwährend Thee, und die Leute sind schwerfällig und grob.“

„Es ist wahr,“ erwiederte Gerold; „es fehlt ihnen die fröhliche Beweglichkeit der Bewohner unserer Gegend, der leichte, wohlfeile Landwein; aber dagegen haben sie bei etwas Derbheit auch viel Tüchtiges und Gutmüthiges. Mir ist es dort recht wohl ergangen; die Elbe ist einer der herrlichsten Flüsse Deutschlands und hat ein prächtiges Ufer. Auf ihr kommen fast täglich die schönsten Seeschiffe an die Stadt, die von weiten Gegenden mancherlei Erzeugnisse zuführen, was einen der erhabensten Anblicke gewährt. Vor mehreren Wochen bin ich in die Heimath zurück gekommen; da ich jedoch keine Aussicht hatte, bald Meister zu werden, auch noch keine rechte Ruhe finden konnte, wollte ich noch erst das schöne Straßburg mit dem weltberühmten Münster sehen, und wo möglich dann die Schweitz besuchen, und gen Basel, Bern und Schafhausen ziehen. Sitzt man erst in Arbeit und Brod, dann ist es schwer, wieder wegzukommen.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatten sie zusammen das Stadtthor erreicht, und kaum waren sie in eine der Straßen eingebogen, als sie mehrere Leute wahrnahmen, die unruhig und

ängstlich ihre Blicke nach einem Hause richteten und lebhaft unter einander sprachen. Die Herren erkundigten sich was es gebe, und man zeigte ihnen, wie oben an einer Seite des Daches ein starker Rauch heraus dringe; zugleich erfuhren sie, daß der Bewohner des Hauses, der Schreiner Pfaff, schon am Morgen mit seiner Familie über Land gefahren sey und das Haus verschlossen habe. Einige, worunter besonders die nebenan wohnenden Nachbarn, waren der Meinung, man müsse das Haus aufbrechen, damit, wenn wirklich Feuersgefahr vorhanden sey, das Feuer noch im Entstehen gedämpft werde, ehe es weiter um sich greifen könne. Andere meinten, der Rauch könne von einer dort befindlichen Rauchkammer kommen, und dann würde ihnen das Aufbrechen eines Hauses für nichts und wieder nichts übel bekommen; auf jeden Fall müsse man allerhöchste Erlaubniß dazu einholen, weil der Hausherr nicht daheim sey; wogegen wieder Andere schrien: das wäre eine viel zu lange Zögerung, unterdessen könne die Flamme zum Dache heraus schlagen und die Nebenhäuser, ja die ganze Straße in Gefahr bringen; besser, es entstehe ein blinder Feuerlärm, als daß man ein wirkliches Unglück durch Zaudern sich vergrößern lasse. Da erbot sich Gerold, indem er den Streitenden sich als Schornsteinfeger kund gab, er wolle vom Nachbarshause aus das Dach des Schreiners

besteigen, und die Stelle, aus welcher der Rauch dringe, untersuchen, ob wirklich Gefahr vorhanden sey. Man war es zufrieden, und besonders war einer der nächsten Nachbarn, ein reicher Gewürzkrämer, der einen großen Vorrath an Waaren liegen hatte, für welche er fürchtete, sehr erfreut darüber, und dieser führte ihn eiligst hinauf.

Die unten versammelten Leute sahen in großer Spannung und Stille hinauf, und erwarteten theils ängstlich, theils neugierig den Ausspruch des Schornsteinfegers. Gerold kletterte mit großer Gewandtheit und Unerschrockenheit auf dem steilen Dache hin und hob an einer Seite eine Lucke auf; aber kaum geöffnet, stieg ihm ein dicker Rauch und Qualm entgegen; er warf die Lucke schnell wieder zu, und sah durch eine andere Oeffnung die Flamme bereits im Innern des Hauses wüthen. Da schrie er: „die Spritzen herbei, es währt keine Viertelstunde mehr, so stürzt das Dach ein und das ganze Haus steht in Flammen. Wasser! Wasser!“

„Feuer! Feuer!“ schrien nun viele Stimmen unter der versammelten Menge; man vernahm es in der nächsten Wachtstube und die Trommel wurde gerührt. Man suchte Feuerspritzen herbei zu schaffen; da es jedoch Sonntag war, und bei dem schönen Wetter sich viele Leute außerhalb der Stadt befanden, so kam die Hülfe nur zögernd. Endlich

rasselten einige Feuerspritzen herbei, allein es fehlte an Leuten, die sie zu handhaben verstanden. Da erwies sich Gerold äußerst thätig, muthig und im Anordnen geschickt. Er nahm selbst eine sehr gefährliche Stelle auf dem Dache ein, um den Wasserschläuchen eine möglichst wirksame Richtung zu geben. Plötzlich prasselte ein Theil des Daches zusammen, hoch schlug nun die lodernde Flamme empor; Gerold sank taumelnd herunter und wäre in die Gluth gestürzt, hätte er sich nicht glücklich an einigem freistehenden Gebälke gehalten und wieder empor geschwungen. Unten von der Straße her gesehen, erschien er von Flammen und Rauch bedeckt, und galt für verloren; mehrere Stimmen riefen schon ängstlich: „Herr Jesus! der Schornsteinfeger!“ — als er wieder zur allgemeinen Freude und Beruhigung hoch oben auf dem Dache des Nachbarhauses erschien, und von dort aus Arbeit und Anstrengung fortsetzte und lenkte.

Der thätigen Bemühung gelang es endlich, dem Feuer Einhalt zu thun. Das Dach und das obere Stockwerk war abgebrannt und eingestürzt, und zum Glück hatten die Nebenhäuser nur unbedeutenden Schaden gelitten. Gerold stieg herunter, der Gewürzkrämer umarmte ihn mit thränenden Augen; von allen Seiten ließ man seinem thätigen Beistande Gerechtigkeit widerfahren, ertheilte ihm Lob und zollte ihm Dank, schüttelte ihm herz-

lich die Hand und pries seine Unerschrockenheit, welche keine Lebensgefahr gescheut hatte. Gerold nahm in schlichter Einfachheit Lob und Danksagung an, und erwiederte, wie sehr er sich freue, gleich bei seinem Eintritt in die schöne Stadt Straßburg sich ihr als einen brauchbaren und ausgelernten Schornsteinfeger erweisen zu können. Er nahm hierauf sein Felleisen, welches er bei einem gegenüber wohnenden Bäcker niedergelegt hatte, wieder in Empfang und fragte nach der Schornsteinfeger-Herberge.

„Nicht also!“ — redete ihn jedoch der Rathsherr Kuntz, der mit Lamb Alles angesehen hatte, wieder an — „Ihr seyd für heut Abend mein Gast, nehmt mit einem Abendessen bei mir vorlieb, wackerer Gesell! es soll mich freuen, Eure nähere Bekanntschaft zu machen. Zur Herberge sollt Ihr noch früh genug kommen; nach solcher Arbeit mundet ein gutes Glas Wein. Kommt, Lamb, Ihr geht doch auch mit?“ — Gerold nahm dankend die Einladung an und folgte, nebst dem Rathsherrn Lamb, Herrn Kuntz in seine Wohnung, woselbst sie von dessen Frau und Töchtern freundlich bewillkommnet und bewirthet wurden. Auch im Verfolg des Abends zeigte sich Gerold von einer sehr vortheilhaften Seite; denn aufgeregt durch das Ereigniß des Tages, durch die Gesellschaft der beiden biedern Männer und Herrn Kun-

tens guten Wein, erschloß sich das Innere seiner Seele; er äußerte sich lebhaft und rücksichtslos über mancherlei Gegenstände, wobei seine wackere Gesinnung sowohl als sein unverdorbenes Herz, und überhaupt eine verständige Ansicht menschlicher Dinge, sich auf vielfache Weise kund gab. Die beiden Herren fanden großes Wohlgefallen an dem jungen Manne, und gaben ihm die wohlwollendste Gesinnung zu erkennen.

Als Gerold sich wegbegeben wollte, dankend angestoßen und sein Glas geleert hatte, rief der Rathsherr Lamb, dem jedesmal einige Gläser Wein die finstere Laune verscheuchten und ihn zu einem redseligen und zu Scherz aufgelegten Manne machten: „Noch eins, auf Eurer Liebsten Wohl! denn Ihr habt doch gewiß Eine; die würde gebebt haben, wenn sie Euch heute in solcher Gefahr gesehen hätte!“

„Nein,“ erwiederte Gerold, „ich bin nicht so glücklich! Wer wie ich, noch im Wandern begriffen ist, muß sich von manchem Schönen und Liebgewordenen losreißen, und da geschiehet es gar oft, daß die leichten Liebesfädchen, die uns hie und da umstricken wollen, mit zerrissen werden!“

„Nun, die Künftige denn, sie soll leben!“ rief Lamb weiter; „Glück und Heil bei der Wahl, sucht euch recht was Vorzügliches aus! Nehmt Euch übrigens in Acht, Straßburg ist nicht umsonst

seiner vielen schönen Mädchen wegen berühmt: leicht kann's geschehen, daß Eine einen solchen festen Faden um Euch schlingt, von solcher Haltbarkeit und Dauer, daß Ihr ihn nicht so leicht zu zerreißen vermöget und Euch für immer hier festgehalten seht!«

„O das ließ' ich mir schon gefallen!« erwiederte Gerold in heiterm Muthe, indem er auf Kuntzens schöne Töchter blickte, sein Glas faßte und mit Lamb anstieß, daß es im hellsten Klange ertönte, worauf die Uebrigen mit guten Wünschen und Scherzreden folgten und das noch unbekannte Liebchen hoch leben ließen.

In der Stadt war es jedoch bekannt geworden, wie sehr Gerold sich bei Löschung des Feuers ausgezeichnet habe, und selbst dabei in Lebensgefahr gerathen sey, so daß des fremden Schornsteinfeger-Gesellen überall mit Lob erwähnt wurde. Mehrere der Angesehensten der Stadt waren der Meinung, es sey nicht mehr als billig, ihm für seine geleistete Hülfe ein Geschenk zu reichen. Kuntz und Lamb, die, wie wir wissen, dem jungen Manne schon gewogen waren, unterstützten diese gute Stimmung und thaten endlich den Vorschlag, man solle Gerold zur Belohnung unentgeldlich das Meisterrecht ertheilen, und den tüchtigen wackern Mann dadurch in der Stadt zu behalten suchen. Man fand dieß sehr angemessen, und der Vorschlag wurde,

zur Freude seiner beiden Hönner, angenommen. Herr Kuntz und ein anderer Rathsherr, Barthold Strohmeier, damaliger Patron der Schornsteinfeger, wurden zu Abgeordneten ernannt, dem Gerold die Botschaft zu überbringen; ihnen schlossen sich noch einige Obere von der Bürgerschaft und die Aeltesten der Schornsteinfeger an.

Bei Gerold angelangt, hielt Kuntz folgende Anrede an ihn: „Wir kommen, wackerer Gerold, abseiten des hochlöblichen Rathes und der ehrbaren Bürgerschaft dieser Stadt, Euch für Eure bei dem ausgebrochenen Feuer in dem Hause des Schreiners Pfaff geleistete Hülfe, die sich durch Rath und That so ersprießlich erwiesen, zu danken, und Euch zugleich anzukündigen, daß zum Lohne für besagte Hülfe Euch von der Stadt, zur Ausübung Eures Handwerkes, als Schornsteinfeger das Meisterrecht ertheilt wird, und zwar mit Befreiung von allen sonst dabei üblichen Spesen, welche ein hochedler Rath übernimmt. Da es für jeden gutgesinnten Bürger zur Freude, und in Zeiten der Noth zur Beruhigung gereichen muß, tüchtige und edeldenkende Männer unter seinen Mitbürgern zu wissen, kann es nicht anders als höchst erfreulich für uns Alle seyn, Euch, der sich durch eine rechtschaffene Gesinnung, Geschicklichkeit in seinem Fache, und einen Muth, welcher dem Tode trotzt, auszeichnet, unsern Mitbürger zu nennen. Er-

laubt, Herr Gerold, daß wir Euch auf's herzlichste zu einer Auszeichnung, die Euch nach Verdienst zu Theil wird, Glück wünschen dürfen, und daß wir Euch hinfort als unsern werthen Mitbürger begrüßen!"

Alle Anwesenden beeilten sich nun, Gerold gleichfalls ihre Glückwünsche auszudrücken, gaben ihm die Hand und bezeigten auf alle Weise freundlichen Antheil. Gerold dankte auf's innigste gerührt, versicherte, daß sie seine geringen Dienste viel zu hoch anschlügen, pries Gottes Fügung, die auf ihn unvermuthet so viel Ehre und Glück häufe, und gelobte, durch treuen Bürgersinn und herzliche Anhänglichkeit das Vertrauen der edeln Straßburger, so viel in seinen Kräften stehe, zu rechtfertigen.

Gerold hatte sich bald häuslich eingerichtet, und, da sich auch hinlänglich Arbeit fand, einige Gesellen und Lehrburschen angenommen. So sah er sich auf einmal in eine sorgenlose, gewünschte Lage versetzt; ein reichlicher Erwerb sicherte sein Auskommen; in dem glücklichsten Verhältnisse mit seinen neuen Mitbürgern war der arme unbekannte Geselle ein von Allen geschätzter Meister geworden. Mit dankerfülltem Herzen gegen Gott pries er sein Geschick, das ihn zu so gelegener Zeit einen Ort hatte erreichen lassen, in welchem sein Glück ganz besonders zu blühen schien. — Straß-

burg befand sich zu jener Zeit gerade im höchsten Wohlstand und zeichnete sich aus durch ein reges, nach allen Richtungen hin sich verbreitendes Leben und geistiges Streben. Ein Zusammenfluß hoher und berühmter Fremden und Reisenden fand besonders damals Statt, deren Aufenthalt, bald von kürzerer, bald von längerer Dauer, das Interesse rege machten und erhöheten, und zugleich den Reichthum der Stadt vermehren halfen. Die Universität, mit ausgezeichneten Lehrern versehen und im Auslande hoch berühmt, zog die studierende Jugend in Menge herbei. Ein zahlreiches Militär, welches die Besatzung ausmachte, und wovon die Offiziere, aus vornehmen adelichen Familien stammend, nur in den Häusern der Vornehmen Zutritt fanden, trug nicht wenig dazu bei, der Luxus und äußern Glanz der höhern Stände zu vermehren; denn unter den Bürgern Straßburgs waltete die alte reichsstädtische Gesinnung fort; diese hatte sich, ungeachtet die Stadt bald nach dem westphälischen Friedensschlusse unter Frankreichs Schutz getreten war, ganz in ihrer Reinheit in vielen Familien erhalten, welche unverändert ihre Religion, Sitten, Sprache und Tracht beibehielten, und sich dadurch von den neuen Ankömmlingen und Oberherren wesentlich unterschieden und von ihnen abgesondert hielten. Auch muß zur Ehre Frankreichs gesagt werden, daß es den Straß-

burgern die im Vertrage zugestandene alte Verfassung ließ, und ihre Privilegien und Gerechtsame nicht antastete. Es mochte wohl selbst fühlen, welch ein Juwel das schöne Elsaß in seiner Krone sey, um sich nicht des Wohlstandes und Glanzes zu freuen, wodurch die Hauptstadt desselben hervorleuchtete. Alles dieses zusammen bildete eine Vielseitigkeit der Bestrebungen, eine Lebendigkeit des Verkehrs, verbreitete eine rastlose Thätigkeit durch alle Classen, veranlaßte eine Mannigfaltigkeit der Genüsse und der geselligen Kreise, so daß Straßburg damals für die verschiedenartigsten Menschen, sowohl für das ausgezeichnete Talent und den nach Kenntnissen und Wissenschaften strebenden Jüngling, wie für den fleißigen und geschickten Handwerker, als auch für den genußsüchtigen jovialen Lebemann, Jedem, nach seinen individuellen Bedürfnissen und Anforderungen ein zusagender Ort seyn mußte, der auch seiner mannigfaltigen Annehmlichkeiten wegen im Auslande hohen Ruhm erlangt hatte. Auf Gerold wirkte dieser Zustand heiter und belebend; sein richtiger, durch vielfaches Wandern und manche Lebenserfahrung gebildeter Sinn, sein offenes Gemüth, sein regsamer Geist, wurde sowohl durch das bunte gesellige Leben, durch seine eigenen neuen Verhältnisse, wie durch die schöne Natur auf vielfache Weise angesprochen, und fand manchen neuen Stoff zur Verarbeitung

in seinem Innern sowohl, als auch im äussern thätigen Leben.

Mit den Rathsherren Lamb und Kuntz pflog er öfters Umgang, mehr jedoch mit Letzterem, da Lamb, als Wittwer, sehr eingezogen mit einer alten Haushälterin und einer jungen Tochter lebte, nie Gäste bei sich sah und überhaupt sehr ungeselliger Natur war. Hätte nicht sein Amt und die Liebhaberei an einem Münzkabinette, welches er unaufhörlich ordnete und zu vermehren strebte, ihn mit der Außenwelt in Berührung erhalten, so würde er völlig abgeschieden gelebt haben. So sah Gerold ihn meist am dritten Orte, manchmal bei Kuntzens, auch zuweilen im Gertenfisch, einem Wirthshause, wo gewöhnlich des Abends mehrere angesehene Bürger beim Weine zusammen kamen, dabei die Vorfälle des Tages besprachen, oder über Krieg und Frieden schwatzten. — Anders stand es im Hause des Rathsherrn Kuntz; er selbst war ein heiterer lebensfroher Mann, von wohlwollender freimüthiger Gemüthsart, richtigem Verstande und rastloser Thätigkeit. Er lebte in bürgerlichem Wohlstande mit einer gleich ihm thätigen und wackern Frau, hatte mehrere Kinder, Söhne und Töchter, die zum Theil schon verheirathet waren. Bei ihm fand der heiterste gesellige Umgang eine Gastfreiheit, die Alles, was sich durch Sitte und Kenntnisse auszeichnete, willkommen hieß.

Von seinen Töchtern, schöne, in freier Entwickelung aufgewachsene Mädchen, waren noch zwei in seinem Hause: die Eine lebte als junge Wittwe bei ihm, und die Jüngste war mit einem jungen Manne bereits versprochen. Ungemein wohl fühlte sich Gerold in dieser Familie. Geachtet und stets freundlich aufgenommen von dem Vater und der Mutter, und gern gesehen von den Töchtern, mit welchen er im heitersten unbefangensten Verhältnisse stand, wurden ihm dort die angenehmsten Stunden zu Theil. In Gesellschaft dieser Familie machte er oft Ausflüge in die umliegende Gegend, oder besuchte die mannigfaltigen Vergnügungs-Orte vor den Thoren in der Nähe der Stadt. So fügte es sich auch einst an einem Sonntage da er mit Kunz Verabredung genommen hatte, in der Ruprechts-Aue mit ihm zusammen zu treffen, daß er am Ufer des Flusses hinab schlenderte, welcher einen Theil der Stadt durchfließt, als ein Schiffer bei der neuen Brücke ihn anrief und einlud, mit mehrerer Gesellschaft nach dem Wasserzoll zu fahren, wo sich ein schönes, wegen der vorzüglichen Bereitung der Flußfische berühmtes Wirthshaus befand, welches von der eleganten Welt sehr besucht wurde, da die angenehmste Wasserfahrt damit verbunden war. Gerold sah einen großen mit Leinen gedeckten Kahn, welcher längs den Seiten mit bequemen Sitzen versehen war, folgte

der Einladung und stieg ein. Er fand den Kahn mit mehreren jungen Leuten, wie es schien sehr lustigen und muthwilligen Gesellen, besetzt, welche sehr laut waren und alsobald auf den Schiffer eindrangen, daß er nun auch nicht länger warten, sondern gleich abfahren solle. Der Schiffer zögerte jedoch, in der Hoffnung es werde sich noch Jemand zum Mitfahren einfinden; endlich ergriff er das Ruder und stand zum Abstoßen bereit, als zwei Frauenzimmer sich naheten. Er richtete auch an diese seine Aufforderung; beide standen still, schienen unschlüssig, überlegten eine kleine Weile und stiegen endlich ein. Es war eine ältere und eine jüngere Person; ihre aufgebundenen Zöpfe zeigten daß beide noch ledigen Standes waren. Die Jüngere, eine zarte zierliche Gestalt, mit anmuthigen Gesichtszügen, jugendlich blühender Farbe und einem Ausdruck von Kindlichkeit, verrieth durch ihren Anzug, daß sie wohlhabender Leute Kind seyn müsse. Die reichen blonden Haarflechten wurden von einer goldenen Nadel zusammen gehalten, ein hellblaues stoffenes Kleid umrauschte den schönen Gliederbau, ein kleines weißes Tuch von brabanter Spitzen bedeckte den Busen und ließ den blendend weißen Hals sichtbar, den ein reiches Halsband von Granaten schmückte. Von den kurzen Aermeln hiengen, ebenfalls von brabanter Spitzen, lange Manschetten herab, in damaliger Mode-

sprache Engageanten genannt, und entzogen nur wenig von dem feingeformten runden Arm. Weiße seidene Handschuhe und ein schöner feingeschnitzter Fächer von Elfenbein mit bunter Malerei, schwarze seidene Schuhe mit zierlich gearbeiteten goldenen Schnallen vollendeten den Anzug des reizenden Kindes, und war die Nationaltracht, welche damals von allen Bürgertöchtern, vornehm oder gering, ohne Ausnahme getragen wurde. Nur durch Farbe und Stoff konnte sich Geschmack oder Reichthum zeigen und die Einförmigkeit einigermaßen vermieden werden, die ein gleicher Schnitt der Kleidung und die allgemeine Weise, die Haare zu tragen, hätte hervorbringen müssen. Das andere Frauenzimmer, schon bejahrt, hatte in den stark gepuderten Zöpfen nur eine silberne Nadel, trug auch einen minder prächtigen Anzug, aus einem Kleide von feinem großgeblumten Cattun bestehend, einem seidenen Halstuche und schwarzer seidener Schürze. Ihr ganzes Wesen hatte etwas Ehrbares und Ernstes. Als sie einstiegen und gewahr wurden, daß sich lauter Mannspersonen in dem Kahn befanden, schienen sie stutzig zu werden und zu bereuen, der Einladung des Schiffers gefolgt zu seyn, und als einer der lustigen Gesellen einen leichtfertigen Zuruf und Gruß an sie richtete, rief die Aeltere dem Schiffer zu: »Halt, Schiffmann, halt' er an, wir wollen wieder aussteigen und doch lieber zu Fuß gehen!«

„Ei warum nicht gar!“ rief der Schiffer, indem er die Ruderstange gegen die Brust stemmte und nun um so kräftiger das Fahrzeug abstieß; „das geht nun nicht mehr an, die Herren haben ohnehin schon lange genug gewartet und wollen nun nicht länger aufgehalten seyn; die Jungfrauen haben hier nichts zu fürchten!“ setzte er beruhigend hinzu.

Die Frauenzimmer sahen sich an und setzten sich, da nichts zu ändern war, mißmuthig auf die Bank, indem die Jüngere sich ängstlich an die Aeltere anschmiegte. Gerold saß ihnen gegenüber, und wohlgefällig verweilte sein Blick auf dem schönen Mädchen, das blöde und furchtsam die Augen niederschlug. Die Gesellen suchten nun die Frauenzimmer in's Gespräch zu ziehen, die Jüngere erwiederte jedoch nichts auf ihre Reden und die Aeltere gab nur einige kurze und einsilbige Antworten, worauf die jungen Leute, im Verdruß hierüber, nun neckende und leichtfertige Fragen an sie richteten, worüber die Aeltere, sich erboßend, ihr Mißfallen zu erkennen gab, was jedoch die Sache nur schlimmer machte, indem die Gesellen dadurch aufgereizt wurden und immer dreister und gröber ihnen mit rohen Späßen zusetzten, wodurch die Furchtsamkeit des schönen Kindes zur peinlichen Angst gesteigert wurde. Als Gerold dieß bemerkte, nahm er sich der beiden Frauenzimmer an, mit ern-

stem Tone dem jungen Manne, der es am ärgsten trieb, sein Beginnen verweisend. Trotz und Ohnmacht sind öfters mit einander verbunden, und übermüthige Neckerei übt selten derjenige, der wahrhaften Muth und das Gefühl der Kraft in sich trägt; so war es auch hier: die Ruhe und Entschiedenheit in Gerolds Worten und Benehmen hielt die jungen Bursche in Achtung; keiner wagte sich weiter mit einem ungezogenen Worte hervor, und nur halblaut und abgewandt sprachen sie unter einander. Gerold kam nun mit der ältern Person in's Gespräch, und erfuhr von dieser, daß sie nach dem Wasserzoll hin wollten, um daselbst mit dem Vater der Jüngern zusammen zu treffen, welcher mit anderer Gesellschaft dort zu Mittag gespeiset hatte. Die Fahrt ging nun höchst angenehm weiter, der Kahn glitt sanft den kleinen Fluß, die Ill genannt, welche sich bei der Wanzenau in den Rhein ergießt, hinunter, zwischen anmuthig grünenden Ufern und Gärten, und allzuschnell, so schien es Gerold, kam man am Bestimmungsorte an. Die Gesellschaft stieg aus, die jungen Bursche entfernten sich schnell; das ältere Frauenzimmer dankte mit vielen verbindlichen Worten Gerold für seinen Schutz und versicherte, er habe ihnen einen großen Dienst erwiesen, denn ihre junge Gefährtin komme wenig unter Leute und am wenigsten unter Menschen solchen Schla-

ges, und nur um ihretwillen sey ihr angst und bange geworden. Das junge Mädchen dankte nur mit einem leichten Kopfnicken und einem überaus freundlichen Blick, als sie sich bei dem Hause am Wasserzoll trennten, in welches sie hinein gingen. Das kleine Abentheuer beschäftigte Gerold auf das Angenehmste; das liebliche stille Kind schwebte ihm noch lange vor, und der freundlich dankende Blick hatte sich ihm tiefer eingeprägt, als die wortreiche Danksagung ihrer Begleiterin. In sehr vergnügter Stimmung setzte er seinen Weg nach der Aurrechtsaue fort; er fand daselbst in einem der Bäckerhäuschen Kunz, der sich, nebst seiner Familie bei Wein und Fladen gütlich that, und welcher ihn auf den folgenden Tag, das einfallende Johannesfest, einlud, mit ihnen das Münster zu besteigen.

Gerold stellte sich zu rechter Zeit des andern Tages bei Kunz ein. Er fand die Familie versammelt; Frau Kunz, in goldener Schneppenhaube, und die Töchter in vollem Putz, bis auf Fächer und Handschuhe, zum Weggehen bereit, schienen noch auf jemand zu warten. »Wollen wir nicht gehen?« fragte der Rathsherr, indem er seinen Hut und den goldbeschlagenen Stock ergriff; »worauf wartet Ihr denn?«

»Wir warten auf Lambs Niekchen!« erwiederte seine Frau; »ich habe sie bitten lassen und

nach dem Münster zu begleiten, was ihr gewiß viele Freude machen wird; das arme Kind kömmt gar wenig aus, und selten ohne den Vater oder die Salme, und da es für diese beiden zu beschwerlich ist, die vielen Tritte zu steigen, so ist sie noch gar nicht oben gewesen.“ Frau Kuntz hatte kaum geendigt, als Riekchen herein trat und Gerold sehr angenehm überrascht wurde, da er in Riekchen Lamb das liebliche Mädchen erkannte, welches er den Tag vorher mit Jungfer Salme, Lambs Haushälterin, im Kahn getroffen hatte. Daß auch sie ihn gleich wieder erkannte, zeigte ein flüchtiges Erröthen; die Miene, mit welcher sie ihn grüßte, drückte Dank und Freude aus. So furchtsam und blöde sie ihm auch gestern erschienen war, so zeigte sie sich doch heute, in dem Gefühle, daß sie sich bei guten Bekannten befinde, von deren wohlwollender Gesinnung sie überzeugt war, in Rede und Haltung viel freier, und eine anmuthige Heiterkeit belebte die feinen Gesichtszüge.

Die Gesellschaft trat nun den Weg nach dem Münster an. Auf dem Platze davor standen sie erst eine Weile still, um das bewundernswürdige Werk von außen zu beschauen und sich dem Eindruck, den seine Schönheit, Größe und Majestät hervor bringt, mit ganzer Seele zu überlassen. Kuntz, welcher in allem, was Straßburg Merkwürdiges besaß, wie auch in dem Geschichtlichen desselben,

wohl unterrichtet war, machte den Führer und Erklärer. „Die Stelle,“ hub er an, „auf welcher das Münster steht, ist seit uralter Zeit ein der Gottesverehrung geweihter Ort gewesen. Die Sage erzählt zuerst von einem heiligen Hain, in welchem die frühesten Bewohner ihren Götzen Opfer dargebracht haben. Als später die Römer sich diesen Strich Landes unterwarfen, ließen sie das Wäldchen niederhauen und errichteten ihren Göttern hierselbst einen Tempel, in welchem Herkules vorzüglich verehrt wurde, auch dieser Römertempel wurde zerstört, und Clodwig, der erste christliche König von Frankreich, ließ eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle an dessen Stelle errichten, die dem Aeußern nach unbedeutend und nur von Holz erbaut war, aber von Königen und Fürsten nach und nach reichlich mit Einkünften ausgestattet wurde. Als diese Kirche um's Jahr 1007, vom Blitze getroffen, niederbrannte, faßte Werner, aus dem Geschlechte der Grafen von Habsburg, und damaliger Bischof von Straßburg, den Entschluß, eine viel größere und schönere Kirche zu erbauen. In wiefern seine Absicht gelungen sey, können wir uns durch den Augenschein genugsam überzeugen. Er ließ die vornehmsten Baumeister seiner Zeit zusammen berufen, und mit großem Fleiß das Fundament graben, wenn die Grundmauern sind 27 Fuß tief gelegt worden. Doch konnte er selbst

nicht die Beendigung eines solchen Werkes erleben; wie denn auch manche Andere, die während des Baues geboren wurden und mit Eifer daran arbeiteten, wieder hinstarben, ehe er vollendet war; denn er währte ganzer vier Jahrhunderte hindurch, da er erst um das Jahr 1438 vollendet wurde.“

„Mir ist ganz wunderbar zu Muthe,“ sagte Gerold, „indem ich dieß Meisterwerk alter Baukunst, das weltberühmte Münster, welches Viele das achte Wunder der Welt nennen, nun wirklich näher betrachte. Ich habe mir dieß immer als einen großartigen Anblick, als eine herzerhebende Freude gedacht; aber doch nie geahnt, welche Schauer von Ehrfurcht uns zugleich dabei durchbeben. Mit welcher Demüthigung muß der Geist des jetzigen Menschengeschlechts sich vor solch einem Werke beugen! Das Münster ist eine Ueberlieferung aus grauer Vorzeit, welche nicht allein von der ungeheuern Kraft und Kühnheit der Idee des damaligen Menschengeschlechts zeugt, sondern auch seine bewundernswürdige Geschicklichkeit und Tüchtigkeit darthut, womit es diese Idee auszuführen vermochte. Wenn man bedenkt, welch einen Aufwand an Geld, Zeit und Arbeit es erfordern mußte, diese Steinmassen hierher zu schaffen, zu behauen und den ordnenden Geist über allem diesem, der das Werk lenkte und beförderte, so kann man über das Eine nicht minder erstaunen wie über das Andere!“

„Ja wohl!“ sprach Kuntz, „denn wenn auch diese ungeheuern Quadersteine durch Frohnfuhren von den Landleuten aus dem Cronenthal mußten herbeigeführt werden nach dem Platze, welcher noch davon den Namen des Fronhofs führt, so war damit wohl ein Theil der Kosten erspart, aber noch das Wenigste geschehen.“

„Nur die glühendste Begeisterung für Religion und Kunst,“ erwiederte Gerold, „konnte ein solches Werk beginnen, konnte es zu Stande bringen!“

„Wie der Einzelne mit glühender Liebe an die Ausführung irgend einer grosen Idee sein ganzes Leben setzen kann,“ sprach Kuntz, „wie selbst eine ganze Generation sich dazu vereint, ist mir sehr begreiflich; aber eine Begeisterung, die sich mehrere Jahrhunderte lang in gleicher Stärke erhielt, vom Vater auf den Sohn, auf den Enkel, Urenkel und auf ganze Geschlechter überging, nicht erkaltete und an dem Werke unabläßig förderte, diese muß uns, wenn wir die Lauigkeit unserer Zeit dagegen halten, in nicht geringes Erstaunen setzen.“

„Es erregt immer meine Verwunderung,“ bemerkte Frau Kuntz, „wenn ich Fremde, die das Münster zum ersten Mal sehen, in solche Entzückung und Begeisterung gerathen sehe, wie heute wieder unsern Freund, den Herrn Gerold. Ich muß gestehen, so etwas habe ich nie dabei em-

funden. Ich hege alle Achtung für unser Münster, ines Alterthums, seiner Schönheit und Merk- ürdigkeit wegen, aber eine solche Wirkung hat nie bei mir hervorgebracht!“

„Das kömmt wohl daher,“ erwiederte Kunz, weil wir dabei aufgewachsen sind, seine Schön- eit durch den täglichen Anblick uns etwas zu Ge- ohntes geworden ist, und für uns Straßburger ie Ueberraschung dabei verloren geht. Der Fremde, er schon aus weiter Ferne mit ahnungsvoller Er- artung des majestätischen Thurmes ansichtig wird, ann mit frischem empfänglichem Sinne davor steht, ist wahrlich um sein Gefühl zu beneiden!“

„Ich muß sagen,“ nahm nun Niekchen das Wort, „daß ich den himmelanstrebenden Thurm och öfters mit einem Gefühl von Ehrerbietung ngeschaut habe. Aber es geht uns damit wie mit er Sonne, dem Monde und den Sternen, an eren Schönheit die Menschen eben so gewöhnt ind, daß sie diese auch unzählige Mal vor Augen ehen, ohne etwas dabei zu empfinden. Denken Sie sich Jemand, der sie nie gesehen hätte, sähe nit einem Mal das helle Licht der Sonne sich über en Erdkreis verbreiten, oder den Mond mit sei- nem sanften Scheine, die Sterne mit ihrem hellen Glanze — würde dessen Brust nicht von ganz neuen, vielleicht ähnlichen Gefühlen gehoben werden?“

„Wohl wahr, Niekchen,“ erwiederte Frau

Kuntz; „indeß sind jenes Werke von Gottes Hand, dieß ist doch immer ein Werk von Menschenhänden.“

„Wie groß, wie einzig in seiner Art muß es dann aber seyn,“ sagte Gerold, „wenn es ähnliche Wirkungen an Erhebung und Bewunderung hervorzubringen vermag, wie jene göttlichen, unbegriffenen Werke; und um so mehr muß es in Erstaunen setzen, daß der Mensch ein solches Werk zu vollbringen vermochte, worin sich der Geist des Göttlichen, der nicht unterläßt, auf die mannigfaltigste Weise zu uns zu sprechen, so unverkennbar kund gibt.“

„Gott allein die Ehre!“ rief Kuntz; „denn ohne den Beistand und Segen von oben her hätte ein solches Werk nimmer zu Stande kommen können!“

Die Gesellschaft besah nun mit großer Aufmerksamkeit die drei vordern Portale, welche sich durch fleißige Bildhauer-Arbeit auszeichnen, und wovon besonders das große mittlere mit einem Reichthum an Bildwerken ausgestattet ist, der in hohe Bewunderung setzt. Kuntz machte ihnen unter Anderem die Bildnisse der Könige Clodwig, Dagobert und Rudolph von Habsburg bemerklich, zeigte die großen messingenen Thüren, führte sie sodann hinein, auch das Innere zu besehen; die vielen Grabmäler, Kapellen, der Taufstein, die

Kanzel, die bunten Fenstergemälde, die große Fenster-Rose, das kunstreiche Uhrwerk, welches Conrad Dasypodius, ein berühmter Mathematiker und Astrolog von Straßburg, im Jahr 1574 vollendet, nachdem er vier Jahre daran gearbeitet hatte; Alles waren für sie der Betrachtung würdige Gegenstände. Als sie wieder aus dem Portal, welches dem Fronhof gegenüber liegt, heraus traten und davor standen, die Bildhauer-Arbeit zu betrachten, sagte Kuntz: „diese Bildnisse müssen besonders für Euch Frauenzimmer merkwürdig seyn, denn sie sind sämmtlich von einer Jungfrau verfertigt.“

„Von einer Jungfrau?“ riefen die Frauenzimmer, außer Nickchen, welche sagte: „Gewiß von Sabina von Steinbach, denn ich habe von meinem Vater gehört, daß sie mit an dem Münster gebaut habe.“

„Ganz recht, mein Kind,“ erwiederte Kuntz, „sie war die Tochter des berühmten Baumeisters und Steinmetzen Erwin von Steinbach, in seinem Fache einer der größten Männer, die je gelebt haben, welchem wir den Plan zu dem bewundernswürdigen Thurm verdanken, der in der Christenheit nicht seines Gleichen hat, und der durch seine Höhe, die 430 Fuß beträgt, ganz Europa in Erstaunen setzt. Erwin von Steinbach hatte zwei Kinder, einen Sohn, Johannes, und die eben-

genannte Tochter Sabina, welche die Fähigkeit besaßen, nach des Vaters Tode, der um das Jahr 1318 erfolgte, das begonnene große Werk desselben weiter fort zu führen. Von Sabinens Fleiß und Geschicklichkeit insbesondere zeugen diese Bildnisse. Hier stehen von ihr die zwölf Apostel. Johannes hält eine lateinische Inschrift zu Ehren Sabinens in der Hand, welche in unserer Sprache etwa heißen würde:

Durch Gottes Gnade und Sabina's frommen Sinn,
Bildete aus hartem Stein mich diese Künstlerin.

„Weiter sind hier diese Beiden, welche sinnbildlich den Sieg des Christenthums über das Judenthum darstellen; ihnen wurde von Sabinens Zeitgenossen ein entschiedener Vorzug zugestanden, und sie verdienen dieses auch, insofern sich der Geist der Bildnerin mit mehr Eigenthümlichkeit, wie in ihren übrigen Bildwerken, darin kund gibt, und Feinheit mit Einbildungskraft und Geschmack verräth. Sie ließ sich nicht zu Verzierungen herab, an welchen ihr Zeitalter nur zu sehr scheint Gefallen gehabt zu haben, dessen Künstler oft die Grenze des Schönen und Schicklichen überschritten und in's Barocke und Unanständige verfielen. Diese gekrönte Jungfrau, welche in der Rechten das Kreuz, in der Linken den Kelch nebst der Hostie hält, ist die christliche Religion; linker Seits steht

das Sinnbild der jüdischen Religion, gleichfalls durch eine Jungfrau dargestellt, welche in ihrer ganzen Haltung wie geblendet von höherem Glanze und überwunden von einer viel stärkern Macht erscheint. Mit gesenktem Haupte und verbundenen Augen stehet sie, einen zerbrochenen Pfeil in ihrer Rechten und die Gesetztafeln Moses in ihrer Linken haltend; ihre Krone liegt herabgefallen ihr zu Füßen. Wenn man diese Bilder aus grobem Sandsteine auch keineswegs mit den Marmorgebilden eines Praxiteles und ähnlicher Meister in Vergleich stellen kann, so werden sie doch als Denkmale ihrer Zeit und als Werke eines ausgezeichneten Mädchens immerdar merkwürdig bleiben."

„O erzählen Sie uns noch mehr von der merkwürdigen Jungfrau, Herr Rathsherr!" rief Niekchen.

„Wir wissen weiter nichts von ihr," erwiederte Kuntz; „ihre Lebensumstände verhüllt das Dunkel jener Jahrhunderte."

„Dieß ist wahrlich höchst zu bedauern!" sprach Gerold, „denn wenn wir die Lage und die Verhältnisse der Frauen in der Finsterniß jener Zeitalter bedenken, muß Sabina von Steinbach ihren Zeitgenossen wie ein leuchtender Stern erschienen seyn, und merkwürdig wäre es, zu erfahren, wie diese Jungfrau sich in den ihrem Geschlecht ungewöhnlichen Verhältnissen ausnahm."

„Gewiß,“ nahm Kunz wieder das Wort, „mußte viel mehr dazu gehören, in damaliger Zeit die Schranken, welche das weibliche Geschlecht umgeben, zu überschreiten. Das Weberschiffchen, der Spinnrocken und die Nadel waren die einzigen Werkzeuge, die man gewohnt war, in den Händen der Frauen zu erblicken, und wohl kann man vermuthen, daß es Aufsehen erregte, als Sabina diese gegen den Plan und Maßstab des Baumeisters und den Meisel und Hammer des Bildhauers vertauscht hatte. Die Unkunde, in welcher wir uns über ihre nähern Lebensumstände sowohl, als über die Entwicklung ihrer Geistesrichtung befinden, läßt unserer Phantasie freien Spielraum uns ihre Verhältnisse auszumalen. Welch eine ungewöhnliche Kraft und Liebe für die Kunst dürfen wir in Sabinen voraussetzen, wodurch sie sich über alle kleinlichen Rücksichten zu erheben vermochte! doch müssen wir nicht unbeachtet lassen, daß es ihr Vater war, der ihr gleichsam die Hand dabei reichte, indem er ihr Lehre und Unterricht in der Baukunst ertheilte, die um jene Zeit ganz besonders blühte. Welch ein schönes inniges Verhältniß mag zwischen dem Vater und seinen Kindern gewaltet haben, da schöpferische Kraft und ein edles Streben nach einem Ziel sie alle drei beseelte, und ein gemeinsames Wirken in der Kunst sie vereinigte. Welche Freude mußte dem Vater in sol-

chen Kindern erblüht seyn, in denen er seinen Geist sich fortliebend und fortwirkend denken konnte; und welches Glück hinwiederum für die Kinder, die den großen Mann zum Vater, Lehrer und Führer hatten, auf der Künstlerbahn, die sie, ein herrliches Geschwisterpaar, Hand in Hand verfolgten! Jedoch scheint es beinahe, als habe Sabinens hervorstechendes Talent nicht seine volle Anerkennung bei ihren Mitbürgern gefunden. Ihr Bruder Johannes starb ein und zwanzig Jahre nach dem Ableben des Vaters; unbekannt ist es, wann Sabina gestorben: einen Grabstein ihrem Andenken zu Ehren, wie man einen ihrem Bruder errichtet hatte, fand sich nirgend, was von der Undankbarkeit und Nachläßigkeit ihrer Mitbürger genugsam zeugt, wenn wir nicht annehmen wollen, was ja auch möglich ist, daß sie weniger Aufsehen erregte, als wir geneigt sind zu glauben, und in stillem Genügen, nur sich selbst und den Ihrigen zur Freude, ihre Werke vollbracht hat, und mit frommem Sinn ihre Heiligen in Stein bildete, wie andere Jungfrauen ihre Zeit mit der Nadel in ihrer einsamen Zelle sie in Seide stickten. Nach dem Tode der beiden Geschwister wurde der Bau des Thurmes mehrerern Baumeistern nach einander übergeben, wobei leider der kühne Plan Erwins von Steinbach manche Abänderung erleiden mußte, da die Ausführung desselben diesen

Baumeistern, welche nicht mit gleicher Kraft des Genies begabt waren, unmöglich erschien. So entstand die Pyramide des Thurmes, von welcher Kunstverständige behaupten, daß sie nicht zu der großartigen Anlage des Ganzen gehöre, und sich deutlich erkennen lasse, wo die spätern Werkmeister von Erwins Plan abgewichen seyen. So ist das Münster, wie einzig in seiner Art es auch seyn mag, gleich den meisten größeren sogenannten gothischen Gebäuden, unvollendet geblieben; denn seiner Anlage nach sollte es nicht mit einem Thurme, sondern mit zweien von so erstaunenswürdiger Höhe prangen. Die Stelle, wo jetzt das Wächterhäuschen steht, ist ursprünglich zu diesem zweiten Thurm bestimmt gewesen. Ich gestehe, ich denke immer mit Schmerz daran, daß dieser hier einsam und allein geblieben ist, und des Gefährten entbehren muß, den Erwin ihm im Geiste bestimmt hatte!"

Die Gesellschaft begab sich nun nach dem Eingange zu der schönen steinernen Treppe, welche bequem nach dem Wächterplatze hinauf führt. Oben angelangt, fanden sie durch viele Besuchende den Platz auf das angenehmste belebt. Einige wandelten auf und nieder, Andere sahen mit langen Fernröhren in die Weite hinaus, wieder Andere saßen ruhend an kleinen Tischen die mit Erfrischungen besetzt waren, welche die Wächter

für eine Vergütung immer für Ankommende bereit haben. Auch Kuntz und seine Begleitung nahmen an einem Tische Platz und ließen sich Wein und Kuchen auftragen. Gerold wunderte sich über die große Zahl der Besuchenden, die fortwährend zunahm.

„Es ist nicht immer so lebhaft hier oben," äußerte Kuntz; „aber heute, am Johannistage, das Münster zu besteigen, ist eine uralte Sitte, welche vielleicht mit dem Umstand in Beziehung steht, daß zur Zeit des Festes Johannis des Täufers der Bau beendigt wurde, denn man sieht dieses Besuchen des Münsters als eine dem Feste eigenthümliche Vergnügung an."

„Das Johannisfest," sprach Niekchen, „ist doch eines der anmuthigsten Feste, und zeichnet sich, wie die übrigen Feste des Jahrs, durch seine eigenthümlichen Freuden und Gebräuche aus. Weihnacht kommt das Christkind und spendet freundlich seine vielen Gaben aus. Neujahr fängt mit heitern Glückwünschen und Stollen an; Ostern folgt dann und bereitet durch die bunten Oster-Eier, die man zu Tausenden sieht, für Jung und Alt ein fröhliches Spiel, und bietet dadurch Veranlassung zu manchem Scherze. Pfingsten bringt seine duftenden Maien mit und Alles wird mit grünenden Zweigen besteckt. Dann kommt der Johannistag, in der schönsten Sommerzeit, da die Tage am

längſten und die Nächte hell ſind, mit Roſen geſchmückt, bringt die erſten Früchte mit, Johannistrauben, Kirſchen und Erdbeeren, wenn auch nur, zur Freude für die Kinder, zuweilen noch ſparſam an Stöckchen gebunden. Die ſilberne Glocke läutet die Meſſe ein, welche morgen ihren Anfang nimmt, und in der Stadt, während ihrer Dauer, ein buntes Gewühl und regere Thätigkeit verbreitet. Die jungen Burſche und Mägde ſind heute mit Sträußen von duftenden Roſen und Rauſchgold geſchmückt; und ſo erſcheint mir dieſes Feſt als eines, welches eine allgemeinere Freude verbreitet, wie die übrigen Feſte.«

»Und die Mädchen ſuchen das Johanniskraut,« ſetzte Kuntz ſcherzend hinzu, »und hoffen vermöge deſſelben zu erſpähen, ob ſie wohl in demſelben Jahre noch Braut werden. Haſt du nicht auch welches geſucht, Nickchen.« — »Nein!« erwiederte Nickchen naiv und leicht erröthend, »ich glaube nicht daran, Herr Rathsherr!«

Gerold ſaß in ſtillem Entzücken verſunken, ſein Herz ſchlug voll Freude und Hochgefühl; theils war es die Nähe des lieblichen Mädchens, theils der Eindruck, welchen das Münſter auf ihn machte, was ſeine Seele in Begeiſterung und Wonne verſetzte. Das Feuer und die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindung ließ den jungen ſchönen Mann in einem neuen vortheilhaften Licht erſcheinen, wo-

durch er, verbunden mit einem stets sittigen, natürlich edlen Betragen, so wie seiner reinen, hochdeutschen Sprache, welche gegen den elsäßischen Dialekt vortheilhaft abstach und seinen Reden das Gepräge höherer Bildung verlieh, auch für Riekchen ein Gegenstand von hohem Interesse wurde. Der gestrige Vorfall im Kahn hatte ihm ihre Geneigtheit und ihr Vertrauen schon in hohem Grade gewonnen. Ein Mann, der in den Fall kommt, ein weibliches Wesen gegen Rohheit schützen zu können, hat sich, mit den Ansprüchen, die er sich auf ihre Dankbarkeit erworben hat, zugleich schneller wie jeder Andere in ihrer Gunst festgesetzt. Auch Riekchen fühlte dieß; ihr war zu Sinne, als könne ihr in Gerolds Nähe nichts Unangenehmes begegnen; sie war so froh, so lebensvoll angeregt, wie sie sich nie gefühlt hatte. Sie wußte sich selbst nicht Rechenschaft zu geben von dem, was in ihr vorging; es war der Moment, in welchem die Saat der Liebe in ihr Herz ausgestreut wurde, von deren Stärke sie noch keine Ahnung hatte.

Nachdem man sich etwas ausgeruht, ging man längs des steinernen Geländers um den Platz herum, um der Aussicht in die weite, blaue Ferne nach allen Seiten hin zu genießen, die von dieser Höhe herab wahrhaft entzückend ist. Trunken und gerührt vor Freude sah Gerold auf die herrliche

Landschaft, die sich überall in üppiger Fülle, mit den Gaben der Natur geschmückt, dem Auge zeigt, welches mit Ergötzen bald auf den Gebirgen, bald auf dem silbern sich hinwindenden Rheinstrome ruht, bald sich an dem mannigfaltigen Grün der Weiden und Waldungen erquickt. „Wahrlich!“ rief Gerold, „es ist ein segenreicher Strich Landes, Euer Elsaß! Wie glücklich preise ich mich, Theilhaber an so vielem Glück und Wohlstand geworden zu seyn! Wie muß ich die Stunde meines Eintritts in Eure Stadt segnen, die so bedeutend für mich geworden ist, und in deren Folge ich mich Euern Mitbürger nennen darf!“ — „Ja!“ sagte Kuntz, indem sein Auge in freudiger Rührung auf der Gegend verweilte; „es ist wahr, der Segen Gottes ruht auf Elsaß. Es hat reiche, blühende Städte, ist mit schönen Flecken und Dörfern wie besäet; Rebhügel und Kornfelder, Waldung und Weiden wechseln auf das Anmuthigste mit einander ab; reichlich tragende Obstbäume schmücken die Landschaft und stehen an Wegen und Stegen, ihre Früchte dem Wanderer zur Erquickung bietend. Man erzählt, daß Ludwig der Vierzehnte, als er von der Höhe der Berge bei Zabern das Land überschaute, überrascht von dessen Schönheit, entzückt ausgerufen habe: Ah quel beau jardin que l'Alsace! und es ist wohl zu begreifen, von welcher Wichtigkeit ihm

die Erwerbung eines solchen Besitzthums muß gewesen seyn, dessen Schönheit durch die Verheerung des kurz vorhergegangenen Krieges nicht hatte vertilgt werden können. Was würde er jetzt erst sagen, wenn er es in so blühendem Zustande, durch den Frieden beglückt, vor sich sähe!“

Gerold und die jungen Frauenzimmer bezeigten Lust, eine der Wendeltreppen, die Schnecken genannt, weiter hinauf nach dem Thurme zu steigen. Kuntz und seine Frau, denen dieses Vergnügen nicht mehr neu war, zogen es vor, auf dem Wächterplatze indessen zu verweilen. — So lange es möglich war, mit Sicherheit hinauf zu gelangen, stieg die Gesellschaft, Gerold voran, fröhlichen Sinnes weiter, bis die Staffeln so klein werden, daß der Fuß kaum mehr Raum darauf findet. In dieser schwindelnden Höhe, auf dem kleinen Raume stehend, schwankend und bebend und ängstlich sich anklammernd, staunt der Mensch ob den Händen, die mit unglaublicher Gewandtheit das Gestein so kunstreich und dauerhaft zu thürmen und in einander zu fügen vermochten. Viele vermögen es nicht, so hoch zu gelangen, weil sie, nicht schwindelfrei, nur mit Schauder in die Tiefe blicken können. Die Frauenzimmer erklärten endlich, sie würden sich nicht höher wagen: Gerold jedoch, in keckem Muthe und im Gefühl jugendlicher Kraft und Gewandtheit, äußerte, er wolle es versuchen,

bis zu dem Knopfe hinauf zu klimmen, und der Stadt, die ihn mit so viel Treuherzigkeit, Biedersinn und den Beweisen von Wohlwollen aufgenommen habe, daselbst ein dankbares Lebehoch bringen. Selbst für den Geübtesten wäre dieß schon ein Wagstück, da endlich alle Stufen aufhören und nur eiserne Stäbe vorhanden sind, an welchen der Hinaufklimmende sich zu halten vermag. Das Bitten und Zurufen seiner Begleiterinnen hielt ihn jedoch von dem lebensgefährlichen Beginnen ab, und besonders Riekchen flehte um Gotteswillen, er möge es unterlassen, denn ihr schwindle schon bei dem bloßen Gedanken. Als sie wieder unten angelangt waren, bemerkte er, daß Riekchen ganz bleich geworden war.

Nachdem man alles Merkwürdige genugsam in Augenschein genommen hatte, trat die Gesellschaft in sehr heiterer Stimmung den Rückweg an. Riekchen kam nach dem schönen, in lebensvoller Heiterkeit durchlebten Tage, und von den mancherlei Eindrücken, die ihre Seele erhalten hatte, ganz erregt nach Hause. Mit der Freude, welche noch in ihr nachklang, erzählte sie dem Vater mit munterer Redseligkeit von dem Gesehenen und Gehörten. Er führte sie in sein Münzkabinet, zeigte ihr auf das Geschichtliche des Münsters Bezug habende Münzen, und zum ersten Mal nahm Riekchen einiges Interesse an seinen Medaillen, was ihn

ungemein freute. Jungfer Salme bemerkte ebenfalls eine vortheilhafte Aenderung an Niekchen und äußerte gegen Lamb: „Ich habe das schon oft gesagt, Herr Rathsherr, das Kind muß mehr unter die Leute, sie bleibt sonst gar zu blöde und furchtsam, und lernt sich nicht in die Welt finden; daher hatte sie auch nie recht Sinn für Ihr schönes Münzkabinet.“

Der Jungfer Salme war die strenge Eingezogenheit, in welcher Niekchen von dem Vater gehalten wurde, oft sehr lästig und unangenehm; vergebens hatte sie mehrmals versucht, ihn davon abzubringen, und da er zuweilen bedauernd geäußiert hatte, daß seine schönen Münzen gar keine Aufmerksamkeit bei Niekchen erregten, schob nun Jungfer Salme dieß auch auf ihre einsame Lebensweise, indem sie, Lamb bei seiner schwachen Seite fassend, eine Milderung seiner Strenge dadurch zu bewirken hoffte. Da jedoch Lamb selbst eine vortheilhafte Einwirkung auf Niekchens Sinn bemerkt hatte, ließ er es von nun an geschehen, daß sie öfters zu Kuntzens Familie kam, mit welcher er selbst so befreundet lebte, als sein ungeselliger Sinn es zuließ. Als ein so liebenswürdiges Mädchen sah man Niekchen sehr gern dort, und bald wurde auch ohne sie kein Spaziergang mehr unternommen und kein Vergnügen mehr veranstaltet. Gerold fand sich auch meist dabei ein; er

sah das reizende Kind nun öfter, das sich in heiterer Lebensfülle immer anmuthiger entfaltete, und konnte sich des tiefsten unauslöschlichsten Eindruckes nicht erwehren, den er im Anfang mit heißem Schmerze zu bekämpfen strebte. Erst als er wahrzunehmen glaubte, daß Riekchen ähnliche Gefühle für ihn hege, dämmerte mit den süßesten Ahnungen die Hoffnung eines möglichen Glückes in seiner Seele auf. Der noch übrige Theil des Sommers verflog ihnen in einem nicht zu beschreibenden Glücke, in einem Reichthume heiterer Lebensstunden und geselliger Freuden. Der belebte Umgang in Kuntzens Hause, die Ausflüge, welche sie mit dessen Familie in die umliegende Gegend machten, Alles war mit denkwürdigen, dem Herzen unvergeßlichen Ereignissen bezeichnet, welche ihnen diese Tage zu den köstlichsten ihres Lebens machten. Der Herbst nahte, mit ihm die Weinlese, welche in jener Gegend so viel Freude verbreitet. Sie fuhren mit Kuntzens Töchtern und mehrerer Gesellschaft zu einem begüterten Landmann einige Meilen weit aufs Land hinaus, das in der segensreichen Fülle seiner bald durchsichtig schimmernden, bald im schönsten Dunkelblau prangenden Trauben im herrlichsten Herbstschmuck erschien. Hier halfen sie den frohen Winzern und Winzerinnen die Trauben schneiden, sahen den Wein keltern, und erquickten sich an dem süßen

schäumenden Moste. Musik und Tanz folgte des Abends auf die fröhliche Arbeit; Scherz und Muthwille belebte die Jugend zu frohen Spielen, zu mancher unschuldigen Neckerei. Niekchen und die andern Stadtmädchen banden ihre Zöpfe los, ließen sie, nach Art der Bäuerinnen dortiger Gegend, lang hernieder hängen, und mischten sich mit grosen Scheibenhüten unter die Landmädchen, worin die Schönste nicht minder schön und Niekchen überaus reizend erschien. So gingen mehrere Tage in einem Taumel der Freude hin, durch Tanz, Musik und Gesang verschönt, durch Scherz, Wein und Liebe belebt. Singend, mit Weinlaub umkränzt, und mit Körben voll der schönsten Muskateller-Trauben, zum Geschenk für die Eltern, kam man mit dem anbrechenden Abend in die Stadt zurück, und blieb in der frohen Stimmung, in der man war, den Abend bei Kuntz beisammen. Ein Schattenspiel-Mann ging mit seinem gewöhnlichen Ausrufe: „Schön Schattenspiel an der Wand, schöne Laterna magica!“ unter den Fenstern vorüber. Einige der jungen Leute riefen ihn herein, seine Bilder zu zeigen. Ein grosses weisses Tuch ward schnell an der Tapete befestigt, die Lichter wurden ausgelöscht, und nur das kurze Stück Licht in der Zauberlaterne verbreitete einen milden Dämmerschein im Zimmer. Niekchen stand neben Gerold, sinnend und in

Gedanken verloren, mehr mit den ſchönen Lebensbildern beſchäftigt, die ſeit Kurzem ihrem Gemüth vorüber gezogen waren, als mit den bunten Bildern an der Wand, und nicht auf die Worte des Mannes achtend, der ſeine Bilder mit lauter kreiſchender Stimme erklärte: denn Gerold hatte ihre Hand gefaßt und drückte ſie leiſe. Noch war kein Wort der Erklärung zwiſchen ihnen gewechſelt, und wenn auch Eines in dem Andern ſich errieth, ſo war ihr Verhältniß bis jetzt noch, ohne die ſüße Vertraulichkeit und Gewißheit erklärter Liebe, ſeinem Aeußern nach, ganz in den Schranken gewöhnlicher Höflichkeit. Es war das erſte Mal, daß Gerold ſich dieſe Freiheit nahm und Niekchens Hand ſo zärtlich gefaßt hielt. In dieſem Augenblicke erlöſchte durch ein Verſehen des Schattenſpielers das Licht in der Zauberlaterne, und die Geſellſchaft befand ſich plötzlich im Stockfinſtern. Gerold ſchlang ſeinen Arm um Niekchen, ſie ließ es geſchehen und ſchmiegte ſich an ihn; er hielt ſie innig umfaßt, und immer kühner werdend drückte er heiße Küſſe auf ihren Mund, welche ſie im Dunkel, von der lauten Geſellſchaft, die nach Licht rief, umgeben, in ſchwachem Widerſtreben ſtumm erwiederte. Nur kurz war die Dauer dieſes Momentes, in welchem ſie ſich in Seligkeit umſchlungen hielten, in welchem ohne Worte die bündigſte Erklärung gegenſeitiger Liebe aus-

gesprochen wurde. Es ward wieder Licht gebracht; die Liebenden ließen sich los und standen still und gehalten neben einander, im Innern von seliger Lust überwältigt. Von diesem Augenblicke nahm ihr Verhältniß eine andere Gestalt an; sie besprachen sich über ihre gegenseitige Lage, ihre Wünsche und Hoffnungen, und konnten sich nicht verhehlen, daß ihnen in Lamb's Denkungsart Schwierigkeiten mancher Art entgegen standen. Es war nicht zu hoffen daß Lamb, ein Gelehrter, von reicher und vornehmer Familie, dabei ein stolzer und eigensinniger Mann, seine einzige Tochter einem Handwerker geben würde, der nichts als seinen Erwerb besaß. Wenn auch dieser Handwerker sich durch eine über seinen Stand ihn erhebende Bildung auszeichnete, so stellte ihn diese im äußern Leben, in den Augen der Menge, darum nicht höher. Doch Gerold und Nielchen fühlten in sich so viel Muth und Kraft der Liebe, daß sie hofften, einst glücklich zum Ziele zu gelangen. Sie gaben sich gegenseitig das Versprechen, nie von einander zu lassen, und lebten in dem Glück und den Freuden der Gegenwart, ohne sich vorerst um die Zukunft bange werden zu lassen. Nielchen hatte Jungfer Salme, der Wärterin ihrer Kindheit, von welcher sie stets Liebe und zärtlichen Antheil erfahren hatte, ihr Geheimniß vertraut, und so bedenklich sie sich auch darüber äußerte, war sie doch stets geneigt,

den Liebenden beizustehen; sie war Gerold sehr gewogen und leistete ihm allen möglichen Vorschub. So verging der größte Theil des Winters.

Niekchen hatte Gerold nie in seinem Handwerks-Apparat gesehen, theils weil er, als Meister, seltener die Veranlassung fand, ihn anzulegen, indem er das Fegen der Schornsteine, nach Art der übrigen Schornsteinfegermeister, den Gesellen überließ, vielleicht auch, weil er es vermieden, sich ihr darin zu zeigen. Scherzend hatte er einst gegen sie geäußert, er fürchte, sie werde einen Widerwillen gegen ihn fassen, wenn er rußig und schwarz vor ihr erschiene. Niekchen gab dieß nicht zu, und um ihm das Gegentheil zu beweisen, erwartete sie ihn eines Morgens in aller Frühe, da sie wußte, daß er mit einigen seiner Leute an ihrem Hause vorüber zur Arbeit gehen würde, am Fenster. Sie nickte ihm freundlich zu, Gerold grüßte und blieb stehen, indem seine Gesellen mit Besen und Leitern ihren Weg fortsetzten. Niekchen öffnete die Hausthür, damit er hereintreten solle; obgleich ihm Gesicht und Hände von Ruß noch rein waren, zögerte er, sich ihr zu nahen. Auf Niekchens Bitten trat er endlich in die Hausflur: sie machte die Thür wieder zu, und ohne auf ihr weißes Morgenkleid Rücksicht zu nehmen, suchte sie ihm durch lebhafte Küsse zu beweisen, wie wenig sein geschwärztes Kleid, eine zu seinem

Berufe gebörende Aeuſſerlichkeit, ihrer Liebe zu ihm Eintrag thun könne. Sich vergeſſend, ſchlang Gerold die berußten Arme um das geliebte Mädchen und hielt ſie innig umſchloſſen, als ſie den Vater die Treppe herunter kommen hörten; ſchnell verließ Gerold das Haus, und eilte ſeinen Geſellen nach. — „Was war das?“ fragte Lamb, der von oben Gerold hatte ins Haus treten ſehen; „was wollte der Kaminfeger?“ — Niekchen, höchſt erſchrocken, ſtammelte: „Es war Gerold.“ — „Gerold?“ entgegnete Lamb; „Gerold? — Himmel, wie ſiehſt du aus! dein Kleid, dein Halstuch, deine Schürze, Alles iſt ja ganz ſchwarz von Ruß; was bedeutet das?“ — „Vater!“ rief nun Niekchen auſſer Faſſung, da ſie glaubte, der Vater habe Alles geſehen, indem ſie ſeine Hand ergriff; „ach ja, Vater, ich liebe ihn!“ — „Wen?“ rief Lamb außer ſich; „den Kaminfeger? Biſt du von Sinnen?“ — „Er iſt ein Kaminfeger,“ entgegnete Niekchen, ſich faſſend; „aber darum nicht minder ein ſeltener und vortrefflicher Menſch, von dem ich nie laſſen werde, den...“ — „Schweig, Thörin, ſchweig!“ unterbrach ſie Lamb, indem er ſich von ihr abwandte. „Salme! wo ſteckt Sie denn? Sie weiſt wohl um die ſchöne Geſchichte?“ — Salme läugnete nicht, daß ſie um Niekchens Liebe wiſſe, und wollte einige Worte zu ihrer Entſchuldigung und zu Gunſten Gerolds ſagen,

indem sie eine Verbindung zwischen ihm und Riekchen nicht allein als möglich, sondern auch als wahrscheinlich annahm. Da wandte sich Lambs ganzer Zorn gegen sie; er überhäufte sie mit Vorwürfen, beschuldigte sie der Untreue, der Unredlichkeit gegen ihn, und versicherte, er werde sie, trotz ihrer vieljährigen treuen Dienste, zum Hause hinaus jagen, wenn sie sich ferner unterstände, sein Kind in solcher Thorheit zu bestärken. Zugleich wurde nun Riekchen aller Verkehr in Kuntzens Hause, so wie alles Ausgehen ohne seine Erlaubniß und Begleitung, auf's strengste untersagt. — Salme hatte Gelegenheit gefunden, Gerold das Vorgefallene zu hinterbringen; zugleich beschwerte sie sich bitter über Lamb, äußerte ihr Mitleid über ihr armes Riekchen, ermahnte Gerold zur Geduld, und tröstete ihn mit leeren, fern liegenden Hoffnungen.

Gerold wandte sich nach diesem Vorfall, welcher eine so plötzliche Trennung von Riekchen zur Folge hatte und ihn in unsäglichen Kummer stürzte, an Kuntz, ihn um Rath fragend, und wenigstens Trost von dem an Lebenserfahrung reichen Manne zu erhalten, der sein inniger Freund geworden war und bei jeder Gelegenheit zeigte, daß er das Herz auf dem rechten Fleck habe. Er nahm nebst seiner Familie den herzlichsten Antheil an dem Schmerze der beiden Liebenden, meinte, Gerold

müsse mit Entschiedenheit auf Lamb losgehen und förmlich um Nickchen anhalten; er selbst erbot sich, Gerolds Freiwerber zu seyn.

Kuntz griff die Sache auch herzhaft an und redete Lamb, der sein College und vieljähriger Bekannter war, sehr eindringlich zu, seinem Freunde Gerold seine Tochter zu geben. Aber was er auch zu dessen Vortheil sagen mochte: wie redlich er sein Brod habe, wie tugendhaft, rechtschaffen und fleißig er sey, wie sehr er sich durch Feinheit der Sitten und ein angenehmes Betragen auszeichne, und durch solche vortreffliche Eigenschaften seiner Tochter ein viel würdigerer Gatte seyn würde, als mancher Andere, der mehr Reichthum und höhern Rang besäße, und daß er doch auf Nickchens Neigung, die sich so entschieden äußere, auch Rücksicht nehmen müsse. Lamb blieb steif und fest dabei, Gerold sey nur ein Kaminfeger, und einem Kaminfeger gebe er seine Tochter nun und nimmer. Er würde sie nur einem Gelehrten zur Frau geben, der das Vergnügen an seinem Münzkabinette mit ihm theilen, ihn bei seinen desfallsigen gelehrten Forschungen unterstützen könne, und von dem voraus zu sehen wäre, daß durch ihn die schöne Sammlung nicht einst zerstückelt werden würde. Wie sehr auch Kuntz gegen diese eigensüchtige Thorheit Lambs kämpfen mochte, es war vergebens. Nickchen, meinte Lamb, sey noch zu jung,

um recht zu wiſſen, wie wenig ſie ſich zur Schornſteinfeger-Frau ſchicke, und ihm ſeine väterliche Vorſorge, die ihrer Thorheit nicht nachgebe, einſt danken. — Kuntz mußte ihn unverrichteter-Sache wieder verlaſſen.

Gerold verlebte nun ſeine Tage in dumpfem Trübſinn; er wußte ſich oft vor Schmerz und Wehmuth nicht zu laſſen, und die Stadt, in der ihm ſo unendlich wohl geworden war, ſchien ihm nun ein trüber Aufenthalt. Weder Arbeit noch andere Zerſtreuung, die ihm Kuntz in gutmüthiger Theilnahme anrieth, wollte fruchten. Ihm war Alles öde und todt ohne Riekchen, und manchmal trieb ihn eine ſolche innere Unruhe umher, daß er meinte, er müſſe wieder fort in die weite Welt wandern, und nur der Gedanke, daß ſie ja auch noch an dieſem Orte lebe und mit ihm leide, konnte ihn von einem übereilten Schritte zurückhalten. — Auch Riekchen verlebte eine höchſt kummervolle Zeit, welche einen um ſo trübern Abſtich gegen die heitern glücklichen Tage ihrer Liebe bildete. Sie ſaß ganze Tage ſtill und ſtumm an ihrem Spinnrädchen; ihre eigenen Gedanken, mit welchen ſie ſich in Erinnerungen an Gerold und die ſchönen, mit ihm verlebten Stunden verlor, waren ihre liebſte Geſellſchaft. Mochte ſie auch einmal an der Seite des finſtern Vaters einen Spaziergang machen, ſo regte dieß die ſchmerz-

lichen Gefühle nur mehr in ihr auf, und weit trauriger kehrte sie nach Hause zurück, als sie ausgegangen war. Selten nur gelang es Salme, sie zu einem Gespräch zu bringen; nur wenn sie von Gerold sprach, flossen Worte und Thränen zugleich. Salme war eine gute theilnehmende Seele und verstand Niekchens Schmerz durch eigenen Kummer einer zerstörten Jugendliebe, deren Geschichte sie Niekchen bei dieser Gelegenheit mittheilte. Sie war die Tochter eines bemittelten Handwerkers, der mehrere Gesellen hielt; unter diesen war einer, Namens Eberhard, der das Herz des Mädchens gewann. Die Eltern kamen dahinter, und da sie andere Absichten mit der Tochter hatten, wurde der Geselle verabschiedet. Mit seiner Entfernung aus dem Hause schien ihm jede Hoffnung auf den Besitz seiner Geliebten verschwunden. Seine Seele ging unter in Mißmuth und Gram, und in einer unglücklichen Stunde gab er sich voll Lebens-Ueberdruß den Tod im Flusse. »Ach damals, mein liebes Niekchen!« setzte Salme weinend hinzu, »war ich auch bis zum Tode betrübt. Ich war sonst ein fröhliches Mädchen, und habe dadurch dem Eberhard ganz besonders gefallen, ihn oft erheitert durch meine Scherze; denn er war äußerlich nur ein stiller Mensch, aber gut war er, seelengut und treu. Seit jener Zeit ist meine Fröhlichkeit von mir gewichen und

ich habe den Schwur gethan, nie einen andern Mann zu heirathen, was ich auch, wie meine Eltern auch in mich dringen mochten, redlich gehalten habe; denn nie konnte mir Einer wieder das werden, was mir Eberhard war!“ — Diese an sich ganz einfache Geschichte, zufolge welcher Nickchen Salme als veraltete Jungfrau vor sich sah, nach dreißig Jahren noch heiße Thränen um den verlornen Geliebten vergießend, war nicht geeignet, ihr Trost und Linderung zu geben, war ihr vielmehr ein Bild unglücklicher Lebens-Verkümmerung, die auch ihr bevor zu stehen schien.

So verging der Winter; der Frühling nahte, ohne daß ein heller Sonnenblick in ihr Leben gefallen wäre. Wieder nahte der Johannistag, Nickchens Lieblingsfest, an welchem sie vor einem Jahre so heiter und glücklich in Gerolds Gesellschaft gewesen war und das Münster gesehen hatte, und die heißesten Thränen gesellten sich zu der Erinnerung jener Tage.

Am Vorabend des Johannistages saßen mehrere Herren im Gertenfisch beim Glase Wein. Gerold ging vorüber; da trat Kunz heraus, rief ihn an und lud ihn ein, auch herein zu kommen. „Lamb“ sagte er, „ist drinnen, und heute ganz besonders gut gelaunt und gesprächig; kommt herein und bringt Euer Gesuch selbst bei ihm an; es sind mehrere Eurer guten Freunde da, der

Rathsherr Strohmeier, Erlach der Baumeiſter und noch einige gute Bekannte, die Alle darum wiſſen und Euch beiſtehen werden, und dem Lamb mit zureden helfen.“

Gerold folgte; er hatte bisher vermieden, mit Lamb zuſammen zu treffen, und fand dieſen, wie Kuntz geſagt hatte, durch einige Gläſer Wein, die er über ſein gewöhnliches Maß getrunken, in ſehr guter Stimmung, die jedoch vom Rauſche noch ganz fern war. Gerold ſetzte ſich an den Tiſch in ſeine Nähe zu den übrigen Herren, welche ihn willkommen hießen; auch Lamb ſagte freundlich zu ihm: „Wir haben Euch lange nicht bei uns geſehen, Herr Gerold!“ — „Lamb, daran ſeyd Ihr Schuld!“ ſprach Kuntz lebhaft, gleich mit Eifer auf die Hauptſache losgehend; „denn der Gerold iſt meiſt immer mißmuthig, und unſern frohen Zuſammenkünften ganz abtrünnig geworden, weil Ihr ihm ſein Riekchen verſagt!“ — „O ſchweigt davon!“ rief Lamb ablehnend, indem er ſich zu ſeinem Nachbar wandte, um ein anderes Geſpräch anzufangen. — „Warum“ ſagte nun Gerold, „verſagt Ihr mir das Mädchen? Habt Ihr nicht ſelbſt, Herr Rathsherr, mir Glück und Heil bei der Brautwahl einſt zugetrunken? Erinnert Euch, es geſchah an dem erſten Tage, da ich Straßburg betrat, und der für mich ſo glücklich und folgereich war. Es war auf das Wohl

Eurer Tochter, auf welches Ihr damals mit mir angestoßen habt! Ihr gabt mir selbst den Rath, mir etwas Vorzügliches auszusuchen; ich habe ihn befolgt, gebt mir Niekchen und stoßt zum zweiten Mal mit mir darauf an!« – »Gebt sie ihm!« sprach Kuntz zuredend, indem er Lamb sanft auf die Schulter klopfte. — »Wahrlich!« rief Erlach, »Ihr solltet Euch nicht so lange bitten lassen, Lamb, solch einen wackern Schwiegersohn anzunehmen!« — »O laßt mich in Ruhe!« rief nun Lamb mißmuthig, und schien Miene zum Weggehen zu machen, um sich den so unerwartet auf ihn Eindringenden zu entziehen, als der Kellner auf einmal dazwischen rief: »Seht, Ihr Herren, oben auf dem Münster sitzt ein großer Vogel und breitet seine Flügel aus; ist's ein Adler, so bedeutet das der Stadt Glück!« — »Vielleicht auch mir!« rief Gerold. — »Junge!« sprach Lamb, mit einem Seitenblick auf Gerold, zu dem Kellner, »die Römer glaubten an solche Dinge, aber wir Christen achten auf so etwas nicht!«

Alle schauten nun nach dem Münster, und sahen wirklich auf dem Knopfe desselben, der eben in den letzten Strahlen der Abendsonne noch im hellen Lichte stand, einen großen Vogel, der mit den Flügeln schlug und sich sehr schön ausnahm. Mehrere der Fernsichtigsten, unter diesen Gerold,

behaupteten, es müſſe ein Adler ſeyn; Lamb meinte: es ſey wohl nur ein Storch; wieder Andere ſagten: es könne vielleicht ein Lämmergeier ſeyn, der ſich aus der Schweiz hieher verirrt habe. Indem ſie noch darüber ſtritten, rief Lamb dem Kellner zu: „Am beſten iſt es, Burſche, du ſteigſt hinauf und holſt den Vogel von dem Knopfe herunter, damit wir ſehen, was es für einer iſt!“ — „Herr!“ erwiederte der Kellner, „und wenn ich tauſend Louisd'or damit verdienen könnte, wüßte ich es nicht anzufangen, auf den Knopf des Münſters zu gelangen!“ — „O das kann doch ſo gar ſchwer nicht ſeyn!“ meinte Gerold.— „Möchtet Ihr für tauſend Louisd'or das Wagſtück unternehmen?“ fragte einer der Anweſenden. — „Für Geld nicht!“ erwiederte Gerold; „aber wenn es um der Ehre willen, oder für die Rettung eines Menſchenlebens geſchehen müßte, würde ich mich ohne Bedenken dazu verſtehen!“ — „Haltet dieß ja nicht für etwas ſo Leichtes!“ ſprach der Baumeiſter Erlach; „glaubt mir, das iſt mit Lebensgefahr verknüpft. Weiß ich doch, wenn etwas da oben auszubeſſern iſt, was das immer für Umſtände macht, bis die Vorrichtung angebracht iſt, damit die Leute da arbeiten können, und wie ſchwer es dann doch noch hält, einige da hinauf zu bekommen!“ — „Ich glaube auch, mein lieber Gerold!“ ſagte Lamb; „ſo

hoch Ihr sonst zu steigen Lust habt, das ließet Ihr fein bleiben. Denn oben auf dem Münsterknopfe leert Ihr kein Glas Wein, selbst zu Ehren Eurer Liebsten nicht!« — »Wollt Ihr mir meine Liebste, Euer Niekchen, dann zur Frau geben?« fragte Gerold finster und innerlich ergrimmt über den Scherz. — »Ja!« rief Lamb, »wenn Ihr das thut, dann sollt Ihr sie haben!« — »Wohl!« entgegnete Gerold; »ich habe Euer Wort, Herr Rathsherr! Ihr Herren habt es Alle gehört und seyd Zeugen!«

Er entfernte sich hierauf sogleich. Kuntz kam ihm bald nach und holte ihn unterwegs ein. »Gottlob!« sagte Gerold; »entweder wird nun Niekchen mein, oder ich finde in dem gefährlichen Unternehmen den gewünschten Tod!« — »Gerold!« rief Kuntz, »seyd Ihr bei Sinnen? Ihr werdet doch nicht ein solch halsbrechendes Wagstück unternehmen wollen?« — »Warum denn nicht?« erwiederte Gerold. »Als ich im vorigen Jahr mit Euch oben war, stand ich im Begriff, für nichts, aus bloßem freudigen Uebermuthe, hinauf zu klimmen; versucht hätte ich es gewiß, wenn nicht Eure Töchter und Niekchen mich abgehalten hätten. Dasselbe sollte ich nun nicht für einen solchen Lohn wagen?« — »Bedenkt es wohl, es ist eine furchtbare Höhe; die Fläche des Münsterknopfes, auf dem Ihr stehen wollt, beträgt kaum zwei Fuß im

Durchſchnitt, und wie leicht kann Schwindel oder die Beklommenheit der Seele Eure ſonſt geübte Körperkraft lähmen!« — »Vom Schwindel habe ich noch nie in meinem Leben eine Anwandlung gefühlt, und im Uebrigen vertraue ich auf Gottes Beiſtand.« — »Lamb hält die Sache für unmöglich,« fuhr Kuntz fort; »und es kommt ihm nicht von fern in den Sinn, daß Ihr ſie unternehmen, noch weniger, daß Ihr ſie vollbringen werdet.« — »Er wird mir doch ſein Wort halten?« fragte Gerold beunruhigt. — »O er muß!« rief Kuntz eifrig; »wir waren Alle Zeugen ſeines Verſprechens, und umſonſt ſollt Ihr wahrhaftig nicht Glieder und Leben gewagt haben!« — »Um Lamb nicht Zeit zu laſſen, ſein Wort wieder zurück zu nehmen,« fuhr Gerold fort; »wenn er erfährt, daß es mir wahrhaft Ernſt mit der Sache iſt, werde ich morgen am Tage mein Wagſtück unternehmen.« — »Gott möge Euch beiſtehen!« rief Kuntz bewegt, indem er ihm die Hand drückte und von ihm ſchied; »ich ſehe Euch dann morgen!«

Mit ganz eigenen Gefühlen ſah Gerold den Johannistag anbrechen; er konnte ſich nicht verhehlen, daß ſeine Seele in einer unruhigen Bewegung auf und nieder woge. Er ging in die Kirche, um Ruhe zu gewinnen und ſich durchs Gebet zu ſtärken. Da ſchien es ſeinem Herzen ein Troſt zu wiſſen, daß Nickchen mit ihm für das

Gelingen seines Unternehmens ihre Gebete zum Himmel sende, und er schrieb ihr daher einen Brief, in welchem er sie von der ganzen Sache unterrichtete und der mit folgenden Worten schloß: „Bete zu Gott, du reine Seele, daß er mich auf der ungewohnten Höhe vor Schwindel bewahre, daß er mir durch seine Gnade und Barmherzigkeit beistehe, dich, mein heißgeliebtes Mädchen, dadurch zu gewinnen; sey muthig und gefaßt, wie ich es bin, und ergib dich in Gottes Willen, wenn er es anders über uns beschlossen hat.“

Dieser Brief versetzte Riekchen in den fürchterlichsten Zustand; Salme fand sie halb ohnmächtig auf der Erde liegen, und da sie sich ein wenig erholt, brach sie in bittern Tadel über den Vater mit den herzzerreißendsten Klagen aus. Lamb kam herzu, und als er hörte, wovon die Rede sey; als Riekchen, in der Angst um das Leben des Geliebten, es zum ersten Mal wagte, dem Vater Vorwürfe zu machen, ihn der Härte, der Herzenskälte, der Gefühllosigkeit anklagte, daß er in leichtsinnigem Muthe durch die Auferlegung eines solchen Wagstückes das Leben eines Menschen auf's Spiel setzen könne, suchte er sie zu beruhigen, indem er versicherte, was gestern im Gartensaal vorgefallen, was er Gerold auferlegt und dafür versprochen habe, sey ja nur ein Scherz gewesen, das könne und würde Gerold nicht unternehmen.

Statt aller Antwort gab ihm Niekchen den empfangenen Brief, woraus er mit Schrecken ersah, wie Gerold keinesweges die Sache als einen Scherz genommen habe. Große Schweißtropfen traten nun auf seine Stirn, und für Alles in der Welt hätte er die gestrigen übereilten Worte wieder zurück nehmen mögen. Niekchen ging vor ihm, mit herab hängenden Haaren, händeringend umher, ein Bild der fürchterlichsten Seelenangst, und in jedem Augenblick mußte er befürchten, daß sie, in Wahnsinn oder Zuckungen verfallend, vor ihm hinstürzen würde. Das Vatergefühl siegte über jede andere Bedenklichkeit; er schickte eilend nach Gerolds Hause und ließ ihm sagen: er möge das Wagstück unterlassen, er solle nur kommen, er wolle ihm Niekchen geben. Es war zu spät! — er erhielt zur Antwort: Gerold sey nicht mehr zu Hause, sondern nach dem Münster hinaufgestiegen.

Mehrere von Gerolds Freunden, unter diesen Kuntz, der Rathsherr Strohmeier und der Baumeister Erlach, hatten ihn begleitet und stiegen mit ihm zu einer beträchtlichen Höhe hinan; Erlach die Pyramide hinauf bis zur Krone, wo die Staffeln aufhören. Von hier aus schwang sich Gerold kühn und besonnen weiter hinauf, sich an den eisernen Stangen haltend, bis zum Kreuze. Die Segenswünsche und Gebete seiner Freunde begleiteten ihn; nicht ohne Beben sahen sie ihn, schwe-

bend zwiſchen Himmel und Erde, wobei er jedoch eine Gewandtheit und Körperkraft entwickelte, die ſie Alle in ein freudiges Erſtaunen verſetzte; glücklich erreichte er den Knopf, richtete ſich auf, und ſtehend auf der ſchwindelnden Höhe, langte er ein Fläſchchen Wein und ein Glas aus der Seitentaſche, goß den Wein in das Glas und rief mit lauter Stimme ſeinen Freunden zu: „Auf Straßburgs und meiner Liebſten Wohl!“ — leerte das Glas und warf es ſammt dem Fläſchchen hinter ſich, daß beides an dem Geſtein in tauſend Scherben zerſprang. Eben ſo gewandt und glücklich ſtieg er wieder herunter, und wurde von den Freunden mit Glückwünſchen begrüßt. Auf dem Wächterplatze empfing ihn ein Muſik-Chor, welches Kuntz beſtellt hatte, das die Melodie des bekannten Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott!“ ſpielte, und die Gemüther aller Anweſenden in eine fromme Rührung verſetzte. Gerold war erſchöpft, ſeine Seele bedurfte der Erholung nach dieſer geiſtigen und körperlichen Anſtrengung; man verweilte noch einige Zeit und ließ ſich Erfriſchungen geben.

Von da ſetzte ſich die ganze Geſellſchaft in Zug und verfügte ſich geraden Wegs zum Rathsherrn Lamb. Dieſer ſah die Herren auf ſein Haus zukommen, und ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er Gerold unter ihnen erblickte; denn er war nicht

ſo bösartig und gewiſſenlos, daß es ihn gefreut haben würde, wenn durch ſeine Veranlaſſung Gerold einen ſchmählichen Tod gefunden hätte; auch war ſein Herz für ſein Kind keinesweges ſo verhärtet, daß er ſich gegen die Heftigkeit ihres Schmerzes hätte waffnen können.

„Mein lieber Lamb!“ hub der Rathsherr Strohmeier an; „wir bringen Euch hier unſern wackern Gerold, Euern künftigen Schwiegerſohn; was Ihr ihm geſtern als Bedingung, unter welcher Ihr ihm Eure Tochter geben wollt, auferlegt habt, hat er zum Erſtaunen Aller, die Augenzeugen davon waren, erfüllt, und ſomit erlaubt uns, Euch unſern Glückwunſch darzubringen!“ — „Es war nicht meine Meinung,“ erwiederte Lamb, „daß die Worte, die ich geſtern im Scherz ſagte, mit ſolchem Ernſte aufgenommen werden würden. Was ich aber im Scherz verſprach, werde ich im Ernſte halten, und meine Tochter, mein lieber Gerold, ſoll Euer ſeyn!“

Salme hatte Riekchen bei Annäherung der Herren bei Seite geführet, und war eben emſig bemüht, ihr die Zöpfe wieder aufzubinden, als Gerold zu ihnen eintrat und Riekchen ſtumm in ſeine Arme ſchloß. Es war aber zu fürchten, daß ein ſo ſchneller Uebergang vom tiefſten Schmerz zur unverhoffteſten Freude nachtheilig auf die ohnehin höchſt Angegriffene wirken würde, und erſt nach und nach

theilte ihr Gerold die Nachricht mit, daß der Vater seine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben habe. — Diese wurde bald darauf, nach der Sitte der damaligen Zeit, mit einem Kirchgang von sechzehn Jungfrauen, welche das Brautpaar nach der Kirche geleiteten, und durch ein glänzendes Hochzeitfest mit frohem Tanze gefeiert. — Manche ältere Straßburger werden sich vielleicht noch erinnern, von dem kühnen Schornsteinfeger gehört zu haben, der, wie man sagte, einer Wette zufolge, auf den Münsterknopf gestiegen sey, um der Stadt ein Lebehoch zu bringen, ohne daß ihnen jedoch die näheren Umstände, welche die Veranlassung dazu gaben, kund geworden wären. Viele haben es damals mit angesehen und seine Kühnheit und Gewandtheit bewundert, welche eine Zeit lang das Gespräch der Stadt waren.

Rosa Maria's

poetiſcher Nachlaß.

Herausgegeben

von

D. A. Affing.

H 1913 461

Altona

Verlag von Joh. Friedr. Hammerich.

1841.

Die Lieder, die du einst gesungen
In deines süßen Lebens Glanze,
Nicht hast du sie zu einem Kranze
Mit lieben Händen selbst geschlungen.

Nun soll ich sie zum Kranze flechten,
Die Primeln, Veilchen und die Rosen,
In meinem Schmerz, dem bodenlosen;
Der Kranz entsinkt ach! meiner Rechten!

Ach! ohne dich gelingt kein Mühen;
Wie sollte da ein Kranz sich schließen! —
Die Thränen ohne dich nur fließen,
So wie mein Leben im Verblühen!

D. A. Affing.

Inhaltsverzeichniſs.

Gedichte.

	Seite
In einem duft'gen Walde	1
An * * *	1
Sonett: Im Innern wollten Blumen ꝛc.	2
Sonett: Wenn bange Zweifel mir ꝛc.	3
Romanze	4
Amor und die Nymphen	6
Abendlüfte	9
Sonett: O dürft' ich dir doch meine Sehnſucht ꝛc.	11
Verſchließung	11
Meinem Bruder ꝛc.	12
Frühling	13
Das ſeltene Blümlein	15
Verluſt	17
Beim Feſte	19
Erſte Liebe	20
Meiner Amalia	21
Sonett: Es iſt vorbei ꝛc.	22
Lied. Du gingſt dahin zu Luſt ꝛc.	23
Frühlingslied	24
Sonett: Das Herz mit Phantaſie ꝛc.	25
Gedichte aus Juliens Nachlaß	38
Wiederſehen	41
Wunſch	44
Anaſt und Beruhigung	45
Andenken	46
Rückblick	47
Minnetreſt	49

	Seite
Auf mein früh verſtorbenes Kind	49
An Aſſing	50
An Aſſing ꝛc.	51
Am Neujahrstage 1828 ꝛc.	52
Der Jüngling und die Nixe	52
Fahrt auf dem Rhein	56
Das Fräulein und der Fiſcher	64
Des Seemanns Braut	77
Wanderlied	80
Drei ſüddeutſche Lieder	81
Die Mutter mit dem kranken Kinde	84
Auf einen verſtorbenen Knaben	85
Am Hochzeitsmorgen	87
Genrebilder	88
Der Nachtwächter	92
Legende. Nach Hans Sachs	94
Volksmähr	96
Das Schweſternpaar	99
Das ſeltene Haus	101
Prinzeſſin Mathilde's Lieder	105
An Johanna Steinheim ꝛc.	117
Lied: Wenn in dem ſchauerlichen Thurme ꝛc.	119
Lied: Wo kühle Lüfte wehen ꝛc.	120
Lied: Von meinem Ungetreuen ꝛc.	121
Madrigal	123
Gedichte nach dem Altfranzöſiſchen der Klotilde ꝛc.	123
Gedichte von Clement Marot	128
Die Flüſſe	133
Jahreszeiten der Liebe	134
Diſtichen	134

Erzählungen.

Fabio und Clara. Eine Novelle	137
Herr Thomas Brown und ſeine Nachbarn. Erzählung	171
Der Schornſteinfeger. Erzählung nach einer wahren Begebenheit aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts	190

In einem duft'gen Walde,
Drin floß ſo rein der Quell,
Geſang und Blumen ſproßten,
Durch's Grün ſchien Sonne hell.
Da waren wir vereinet,
Nun tönet fern mein Sang;
Tönt er zu euch hinüber,
Sey Gruß euch jeder Klang!

An ...

Manches haben wir geſungen
In der frühen Jugendzeit,
Manches iſt ſchon längſt verklungen,
Manches uns noch jetzt erfreut,
In Sonetten, Aſſonanzen,
Wie's die Mode mitgebracht,
In Terzinen und auch Stanzen
Haben wir ſo mitgemacht.

Nun von neuem blühen wieder
In der Tage heiterm Lauf
Friſch und fröhlich neue Lieder
Uns wie Sommerblumen auf.

Ob ſie Dem, ob Dem gefallen,
Gut ihm ſcheinen oder ſchlecht,
Kümmre wenig uns, denn Allen
Macht's der Meiſter ſelbſt nicht recht.

Lieder ſehnſuchtsvoll und minnig
Strömten aus des Dichters Bruſt,
Und Gemüther zart und innig
Horchten drauf in hoher Luſt.
Heute will man mit den Roſen
Sammt den Düften auch den Dorn,
Will nicht nur der Liebe Koſen,
Will auch Liebestrotz und Zorn.

Will Geräuſch und Farbenhelle
In Muſik und Malerei,
Gegenſätze will man, grelle,
Scharfe Züge, kühn und frei.
Wie auch wechſeln mag die Mode,
Schön iſt ſchön, auch ohne ſie,
Knittelverſe oder Ode,
Poeſie bleibt Poeſie.

Sonett.

Im Innern wollten Blumen ſchön erblühen,
Der jugendlichen Phantaſie entſproſſen;
Von keinem milden Himmelsthau begoſſen,
Muſt' ach! der ſchönſte Farbenſchmelz verglühen.

Kein lichter Funken wollt' vom Himmel ſprühen,
Die Blumen, welche kaum ſich aufgeſchloſſen,
Und welche dunkle Nächte kalt umfloſſen,
Mit Liche und Wärme pflegend zu umziehen.

Doch plötzlich theilte ſich der Nächte Grauen;
Verkündigend des neuen Tag's Erwachen,
Durchzuckt' ein heller Strahl die weiten Lüfte:

Der Dichtung Sonne ſchien auf bunte Auen,
Die Blumen pflegend, die aus Knospen brachen
Und ſanft verbreiteten die ſüßen Düfte!

Sonett.

Wenn bange Zweifel mir im Buſen toben,
Und mir die ſchönſten Hoffnungen entrücken,
So wendet mit vertrauensvollen Blicken
Mein Geiſt ſich zu der Sternenwelt dort oben.

Und mancher Stern ſtrahlt, über mir erhoben,
In meine Seele Glauben und Entzücken;
Die Strahlen, die den weiten Raum durchzücken,
Die mahnen an, den Weltengeiſt zu loben.

Dort wandelſt du im lichten Sternenkranze,
Mir ach! ſo früh, doch auch dem Schmerz der Thränen
Entnommen, der oft trübte deine Tage.

Vernimmſt du dort in der Verklärung Glanze,
O Vater! deines Kindes ſchmerzlich Sehnen,
Und ſeine heimliche, verſchwiegne Klage?

Romanze.

Das Mädchen.

Mutter! Mutter! lieblich blühen
Bunte Blumen, herrlich prangen
Sie im hellen Sonnenglanze, —
Laß mich, Mutter, in den Garten!

Die Mutter.

Töchterlein, was willſt du immer
Drauſſen bei den Blumen ſchaffen?
Pflückſt du ſie, o dann verwelken
Und erſterben ihre Farben!

Das Mädchen.

Sieh, wie um die jungen Roſen
Bunte Schmetterlinge flattern,
Klaren Thau vom Kelche nippend, —
Schmetterlinge möcht' ich haſchen!

Die Mutter.

Stand auf ihren lichten Schwingen
Reizet dich als ſchöne Farbe,
Die in deiner Hand verſchwindet
Durch ein ungeſtümes Faſſen.

Das Mädchen.

Nicht nur Blumen will ich pflücken,
Nicht nur Schmetterlinge haſchen,
Sieh nur dort den Knaben ſpielen,
Dieſer reizt mich mehr denn Alles!

Die Mutter.

Eya wie ſo unbeſonnen!
Töchterlein, o laß dich warnen!
Jener iſt der böſe Amor,
Der dir ſcheint ein holder Knabe!

Der, wenn gleich mit ſüßem Lächeln
Freundlich er dich zu ſich ladet,
Unter Blumen ſchlau verborgen
Hält des grauſen Todes Waffen.

Das Mädchen.

Farben, Blumen, Schmetterlinge,
Deine Schönheit, holder Knabe!
Darf ich nur von ferne ſchauen,
Mir verſchloſſen iſt der Garten!

Lieber möchte, Blumen pflückend,
Von der Hand des Wunderknaben
Ich den bittern Tod erleiden,
Als in Sehnſucht ſo verſchmachten!

Amor und die Nymphen.

In dem Haine Aphroditens
Lag der kleine Sohn der Göttin,
Amor, einſt in tiefem Schlafe
(Denn auch Amor ſchläft zuweilen!)
Hingeſtreckt im jungen Graſe.
Bunte Wieſenblümchen ſchmiegten
Sich an ſeine zarten Glieder,
Leichte Zefiretten koſten
Mit den kleinen goldnen Locken,
Die geringelt und ambroſiſch
Um das zarte Antlitz wallten,
Und vor Phöbus Feuerſtrahlen
Schützte ihn der Roſenbüſche
Einer, der im heil'gen Haine
Blühend, ſüße Düfte hauchte.
Von der Nymphen Hand gepfleget,
Blühten weiß die zarten Roſen,
Und noch keine böſe Stacheln,
Die verletzen zarte Hände,
Waren ihnen beigeſellet.
Doch da kam die Schaar der Nymphen,
Blumen in dem Hain zu pflücken,
Um den Altar Aphrodite's
Schön zu ſchmücken und zu kränzen,
Und ſo nahten ſie dem Strauche,
Wo der kleine, loſe Knabe
Lag in tiefem, feſtem Schlafe.
„Schweſtern!" rief die eine Nymphe,
„Schweſtern! hütet euch und pflücket

Ja nicht dort von jenen Roſen,
Denn es liegt der Knabe Amor
Schlafend dort in ihrem Schatten:
Leichtlich könntet ihr ihn wecken!
Und nicht iſt ja ſein Erwachen
Heilſam immer, wie mich dünket!"
Doch die Jüngſte ſagte leiſe:
„Wahrlich, Schweſterchen, ich möchte
Mich für manche loſe Streiche
An dem böſen Knaben rächen!
Sieh, es liegt dort Pfeil und Bogen
Neben ihm im grünen Graſe;
Sagt, wie wär' es, wenn die Pfeile
Wir dem Schalke ſchnell zerbrächen?"
Eines Sinns ward bald der Nymphen
Blüh'nde Schaar, die jüngſte raubte
Leiſe ſeinen goldnen Köcher,
Und die zarten, weißen Händchen
Waren eifrig nun beſchäftigt,
Von den wohlgeſchäften Pfeilen
Schnell die Spitzen abzubrechen;
Dann ſie alle ſchnell enteilten
Leiſen Tritts, voll Schadenfreude.
Als nun Amor drauf erwachte,
Und des Frevels inne worden
An den Pfeilen, an den Spitzen,
Die zerſtreut im Graſe glänzten:
Rief er halb von Zorn entrüſtet:
„Ha! gewiß wart ihr es, Nymphen,
Die mich Schlummernden beſchlichen!
Doch, fürwahr, ihr ſollt der Strafe

Eures Muthwills nicht entgehen!“
Schnell nun ſammelt' er die Spitzen,
Raffte ſie behend vom Graſe,
Und, zum Roſenſtrauch gewendet,
Rief er: „Werde du mein Rächer!“
Fügt' dann an der Roſen Stiele
Heimlich ſeiner Pfeile Spitzen.

Bald nun kam die Schaar der Nymphen
Froh zurücke, luſtig ſchäckernd;
Neugier trieb ſie und Verlangen,
Ihrer That Erfolg zu ſchauen. —
Als ſie fanden leer die Stelle,
Wo der kleine Gott geſchlafen,
Eilten hin ſie zu den Roſen,
Nicht die Rache Amors ahnend.
Aber weh! die zarten Finger
Ritzten wund ſich an den Stacheln,
Daß das Blut hernieder rieſelnd
Färbte roth die weißen Roſen.
Und als drauf in ihrem Kranze
Voll Verwundrung Aphrodite
Sah der Roſen rothen Schimmer,
Sah die Dornen noch und Wunden
An der Nymphen zarten Händchen,
Forſchte ſie, wie das geſchehen? —
Ihr erzählten nun die Nymphen,
Bitter über Amor klagend,
Wie mit ſteten Neckereien
Unaufhörlich er ſie plage,
Und wie nun ſie zur Vergeltung

Einen Scherz mit ihm gewaget,
Den ſo tückiſch er erwiedert. —
Doch es hörte Aphrodite
Ruhig von des Söhnchens Tücke,
Und erwiedert' ernſt, doch gütig:
„Oft ja warnt' ich ſchon euch, Kinder!
Wer will mit der Liebe ſcherzen,
Erntet bittre Pein und Schmerzen!"

Abendlüfte.

In der Silberpappel wehen
Abendlüfte mild, und koſen
Bald mit kleinen Wieſenblümchen,
Bald mit der halboffnen Roſe,

Auf des Baches Silberfläche
Spielen ſie bald leicht und loſe,
Durch der Aeolsharfe Saiten
Ziehn ſie jetzt mit Himmelstone,

Spielen in dem Blüthenbaume,
Wiegend ſich in ſeiner Krone,
Senden ſie die ſüßen Düfte
Zarten Blüthenſchnee's von oben.

Tändelnd in der Aeſte Fülle,
Neckend mich mit leiſem Hohne,
Schütten ſie mit lindem Säuſeln
Blüthen auf Gewand und Locken.

Lieblich kommen ſie hernieder,
Schmeicheln jetzt um Wang' und Locken,
Ruhen in des Schleiers Falten,
Fliehn jetzt wieder nach dem Hohen.

Wirbelnd fliehen ſtets ſie weiter
Hin zu einem andern Orte, —
Weilet Lüfte, nehmt von hinnen
Mit euch fort noch meine Worte!

Wollt ihr zu der Freundin eilen?
O ſo ſpielt in leiſem Tone
Schmeichelnd ihr um Lipp' und Wangen,
Bringt zu ihr des Abends Wonne!

Wenn ihr kühlend ſie umhauchet,
Um ihr Roſenantlitz koſet,
Dann hat ſie vielleicht im Säuſeln
Meiner Sehnſucht Hauch vernommen!

Sonett.

O dürft' ich dir doch meine Sehnſucht ſagen,
Mit welcher liebend ich mich zu dir wende!
Nein, ſehnender ſchaut nicht die Sonnenwende
Nach Phöbus hin in glanzerfüllten Tagen.

Oft frage ich mich mit geheimem Zagen,
Ob ich dir wohl ein Liebeszeichen ſende?

Dann quälen wieder Zweifel mich ohn' Ende,
Daß ich kaum Blick noch Händedruck mag wagen!

Sollt' auch mein Lieben deines nie gewinnen,
Vergebens ſeyn mein Thun, mein eifrig Streben,
Und blieb' dir auch ſtets unerkannt mein Trachten:

Doch werd' ich ewig dich nur einzig minnen,
In deinem Leben nur wird blühn mein Leben,
Und ſollt' in Sehnſuchtsflammen ich verſchmachten!

Verſchlieſſung.

Still verſchloſſen ſteht im Herzen,
Was mein Mund nicht zu dir ſpricht;
Ewig will geheim ich's denken,
Dir es ſagen kann ich nicht.

Kalt und ruhig kann ich ſcheinen,
Herrſchen über Blick und Mund;
Heimlich nur in ſtillen Thränen
Giebt ſich meine Liebe kund!

Meinem Bruder den 21 Februar 1806.

Nur wenig hat mir das Geſchick gegeben,
Mein Herz das höchſte Lebensgut entbehret,
In dunkler Nacht verfließt mein junges Leben,
Wenn gleich mich innre heiße Gluth verzehret,

Doch zum Erſatz ward etwas mir gegeben:
Ein Bruder mir wie Wenigen gewähret,
Der, funkelnd wie ein Stern in dunkler Nacht,
Mein Leben hellt durch ſeines Glanzes Pracht.

Drum grüße ich den Tag mit hoher Freude,
An dem du lichter Stern mir aufgegangen,
Und was ich hier im Leben auch erleide,
Stets bleibt mein Blick an deinem Lichte hangen;
Ja ſelbſt wenn ich von dieſer Welt einſt ſcheide,
Wird noch mein letzter Blick nach dir verlangen,
Und ſegnen werd' ich noch mit frohem Beben
Den Tag, der dir, o Theurer, gab das Leben!

Frühling.

Bräutlich geſchmückt ſeh' ich umſtrahlt von Segen
In vollem Frühlingsglanz die Erde prangen;
Von Liebeshauch und hellem Licht umfangen,
Erglühet Blumenſchmelz auf allen Wegen.

In Lüften kommen Vöglein ſich entgegen,
Umſchmeicheln ſich mit liebendem Verlangen;
Und röther färben ſich der Jungfrau Wangen,
Sie fühlt den Buſen ſtärker ſich bewegen.

Die Menſchheit jauchzet dir in Jubelchören,
Doch ich kann nicht in deine Feier ſtimmen,
O Erde! neidend ſeh' ich auf dich nieder:

Dir wird noch oft der Frühling wiederkehren,
In dieſem Glanz wirſt du alljährig ſchwimmen,
Doch mir, ach, kehrt der Frühling nimmer wieder!

Das ſeltene Blümlein.

O Mädchen, ſprich, was ſucheſt du
Wohl auf der duft'gen Au?
Ich ſah der Blumen mancherlei,
Die glänzen ſchön im Thau.

Doch geheſt du die Blümelein
Ja alleſammt vorbei;
So laß mich wiſſen liebes Kind,
Was denn dein Suchen ſey?

„Ich ſuche wohl, und find es nicht,
Ein Blümchen wunderſchön,
Ich ſucht' es ſchon im dunkeln Wald,
Im Thal und auf den Höh'n."

O ſag', wie heißt das Blümchen denn,
Das deiner Wünſche Ziel?
Wer weiß, ich zeig' es dir vielleicht,
Ich kenn' der Blumen viel.

„Vergebens ſinn' ich, wie es heißt,
Wie Mutter es genannt,
Ich hörte nur, wie ſie's beſchrieb,
Da bin ich fortgerannt.

Das Mädchen, das dies Blümchen fand,
Das preiſe hoch ſein Glück,
Dies Blümchen ſchützt als Talisman
In Noth und Mißgeſchick."

O hör', mich dünkt, ich hab' es ſchon,
Da blühet roſenroth
Ein wunderbares Blümlein auf,
Das lindert Weh und Noth.

Es blühet freundlich Jedem auf
Im Lebens-Frühlingsſchein,
Mag nicht das, was die Mutter meint,
Das Blümchen Liebe ſeyn!

Das Blümchen Liebe iſt es nicht,
Das iſt mir wohl bekannt,
Nein, jen's iſt ſeltner, anders auch
Hat Mutter es genannt.

Sie ſagt': „Es wähnte Manche ſchon,
Daß ſie das Blümchen fand,
Doch war es ſtets das rechte nicht,
Und welkt' in ihrer Hand."

Da ſteht ein andres Blümlein ſchön,
Das glänzt und ſtrahlt wie Gold,
Das nennen wir die Freundſchaft hier,
Das iſt auch Vielen hold.

„Ach nein, auch Freundſchaft iſt es nicht,
Auch das iſt mir bekannt,
Nein, jenes iſt viel ſeltner noch,
Wird anders auch genannt."

Da iſt noch eins, das Freude heißt,
Dies liebe Blümchen lacht
Und duftet ſüß für Alt und Jung
In vieler Farben Pracht.

„Das heitre Blümchen kenn' ich wohl,
Es ſprießet immer neu! —
Doch halt! ich hab's, mein Blümchen heißt,
Es heißt die Männertreu."

Die Männertreu! ja, gutes Kind,
Du biſt umſonſt bemüht,
Die findeſt du wohl nimmermehr,
Die iſt ſchon lang verblüht!

Die blühet gleich der Aloe
All' hundert Jahre neu,
Drum findet unter Hunderten
Kaum Eine Männertreu!

Verluſt.

Du Arme haſt verloren
Den Liebſten in blutiger Schlacht,
Der bis zum letzten Hauche
Treu liebend dein gedacht.

Er ſandte dir zurücke
Die goldne Uhr, den Ring,
Die er in glücklicher Stunde
Von dir, ſeiner Liebſten, empfing.

Ich traure mit dir, du Arme,
Ich fühl' es, dein Schmerz iſt groß,
Doch freue dich, nicht gefallen
Iſt dir das härteſte Loos.

Er blieb dir bis zum Tode
Unwandelbar und treu;
In ew'gem Liebesſchimmer
Erſcheint er dir ſtets neu.

Mit inniger Seelenfreude
Zeitlebens gedenkſt du ſein; —
Was man einſt ſo beſeſſen,
Kann nie verloren ſeyn.

Ihn rufſt du in bangen Nächten,
Ein tröſtliches Heiligenbild,
Vielleicht er hat dich vernommen,
Umwehet dich leiſe und mild.

Du Glückliche! ach ich neide
Den Schmerz dir, ſo ſelig, ſo groß;
Ich Arme! wie iſt mir gefallen
Ein vielfach härteres Loos.

Auch ich hab' den Liebſten verloren,
Doch nicht auf blutiger Statt;
Er gehet geſund und fröhlich
Umher hier in der Stadt.

Beim Feſte.

1.

Ah le mauvais refuge pour deux amans qu'une grande société.
Jean Jaques Rousseau

Wohl hatte recht der weiſe Mann:
Viel ſchöner iſt's allein
Im ſtillen Thal, im grünen Wald
Mit dem Geliebten ſeyn.

Doch treffen wir uns auch im Saal
Gern im geſell'gen Kreis,
Denn Liebe ihre Sprache doch
Geheim zu reden weiß.

So manches Wort von dir geſagt,
Rauſcht Allen leer vorbei,
Nur ich verſtand wohl ſeinen Sinn,
Wußt', wie gemeint es ſey.

Wie meine Blicke ſchweifen auch,
Bald dorten ſind, bald hier,
Du weißt, wie mit geheimer Luſt
Sie ruhen nur auf dir!

Als deines ſüßen Liedes Klang
Nahm alle Hörer ein,
Wußt' ich, was Alle ſie gehört,
Das galt nur mir allein.

Wenn im Geſpräch ein ſchönes Wort
Wird in dem Kreiſe laut,
Gleich finden unſre Blicke ſich,
Verſtehn ſich lieb und traut.

Im muntern Räthſelſpiele gar
Hat Liebe leichtes Müh'n,
In Frag' und Antwort ſagen wir
Manch Liebeswort uns kühn.

Im deutſchen Tanz umfängſt du mich,
Ich ruh' in deinem Arm,
Wir ſchweben ſelig Bruſt an Bruſt
Hin durch den heitern Schwarm.

Und Keiner unſre Liebe ahnt
Im froh geſell'gen Kreis;
Ja, Liebe ſtets und überall
Geheim zu reden weiß.

2.

Wie iſt beim frohen Feſte hier
So ſtill und trüb mein Sinn!
Muſik, Geſang und froher Scherz
Rauſcht um mich her und hin.

Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
Denn, tief in mich verſenkt,
Iſt meine Seele nur bei ihm,
Die einzig ihn nur denkt!

Laut tönet durch des Saales Raum
Muſik zum raſchen Tanz,
Die heitern Paare ordnen ſich
Zum leicht verſchlungnen Kranz.

Ein Tänzer tritt an mich heran,
Und ſpricht mit leiſem Ton
Mir ſchmeichelnd vor manch ſchönes Wort,
Ich höre kaum davon.

Er fordert mich zum Tanze auf,
Doch ich verbitt' es heut';
Ach! ohne mich an anderm Ort
Sich heut' mein Liebſter freut!

Erſte Liebe.

Thränen thauen ſtill vom Auge nieder,
In Erinnrung längſt entſchwundner Luſt;
Nie ach! hebt in ſolchem Glück ſich wieder
Je ſo lebensvoll und warm die Bruſt

Als in jenen ſchönen Frühlingstagen,
Da zum erſtenmal mich traf dein Blick,
Und ich ahnungsvoll mit ſüßem Zagen
Fühlte nahen mir der Liebe Glück.

Schön und golden floſſen da die Stunden,
Hoch begeiſtert war mein junger Sinn;
Liebe, die ich damals tief empfunden,
Iſt auf ewig wie ein Traum dahin!

Vieles hat die Bruſt ſeitdem durchzogen,
Hohe Freude, tiefe Seelenpein,
Doch in des bewegten Lebens Wogen
Ging nie unter jener Tage Schein,

Der mir noch dein ſüßes Bild erhellet,
Das, ein Heiligthum, im Innern ſteht,
Und dem ewig Schönen beigeſellet
Nie in meiner Seele untergeht!

Meiner Amalia.

Zum 9 Oktober 1808.

Des Lebens Kränze hab' ich nicht errungen,
Es welkten früh mir manche Lebensblüthen,
Nicht habe ich zum ſchönen Kranz geſchlungen
Die Myrt' und Roſen, ſie, der Liebe Blüthen.
Nur einzeln konnt' ich — ſo iſt's mir gelungen —
Nur hin und wieder, wenig Blumen hüten,
Die wunderbar durch Düfte und Geſtalten
In meinem Leben ſchön und herrlich walten.

So iſt auch eine Lilie mir erblühet
Vor vielen ſchön, an Glanz und Pracht und Reine,
Auch ſie zu hegen bin ich heiß bemühet,
Sie lieb' ich wie nur je der Blumen eine,

Und ob im Leben Alles auch verglühet,
Sie lebt mit mir in ewigem Vereine;
Und ſtürzt die Welt in Schutt und Graus und Flammen,
Wir lieben uns und halten feſt zuſammen.

Drum muß ich feſtlich heut' den Tag begrüßen,
Der, meine Lilie Dich, erblühen ſah;
Wenn auch hinfort ſich Blumen mir erſchließen,
Für mich iſt keine mild wie du mehr da.
O mög' dich reiner Aether ſtets umfließen,
Und alles Schöne, Edle ſey dir nah!
Die Götter mögen dich vor Leid, Gefahren,
Amalia, meine Lilie, treu bewahren!

Sonett.

Es iſt vorbei, es iſt um uns geſchehen!
Nicht konnt' uns Freiheit unſer Volk erringen;
Zu feig zum Kampfe, ließ es ſich bezwingen,
Statt kühn und mannhaft Feinde zu beſtehen.

Wer wollte nicht vor Leid und Gram vergehen!
Um's Vaterland ſehn wir die Ketten ſchlingen,
Ein fremdes Volk in unſre Hütten bringen;
O weint, ihr Frauen, über Deutſchlands Wehen!

Doch bleib' euch, wie einſt Jungfrau'n heil'ges Feuer,
Zum Vaterland die Glut der Liebe theuer; —
Einſt werden Enkelſehne euch geboren.

In ihnen wird die Glut zur Flamme lodern,
Sie werden Deutſchlands Freiheit muthig fodern,
Die ihre Väter einſt ſo feig verloren!

Lied.

Du gingſt dahin zu Luſt und Spiel,
Dein Mädchen blieb allein,
Du denkſt nicht mein dort im Gewühl,
Ich denke immer dein.

Du höreſt dort im hellen Saal
Auf muntrer Damen Scherz,
Indeß in bittrer Liebesqual
Vergeht mein armes Herz.

Die Stunden rauſchen froh dir hin
Bei Tanz wohl und Geſang;
Für mich iſt Stille nur Gewinn,
Mir iſt ſo weh und bang.

Du giebſt dich hin der Fröhlichkeit,
Und Freude lacht um dich;
Zu denken dein mit Innigkeit
Iſt einzig Luſt für mich.

So freue dich am bunten Spiel,
Und treibe leichten Scherz,
Viel werde dir der Freude, viel!
Nur mir ein ruhig Herz.

Frühlingslied.

O Frühlingszeit!
Wie machſt du das Herze ſo groß und weit!
Wie regt ſich Alles munter da drinnen,
Wie werden ſo wach und lebendig die Sinnen!
Es haben die ſüßen Gefühle nicht Raum,
Es wogt in dem Herzen und ſchwebt wie ein Traum.
O Frühlingszeit!
O Wunderzeit!

O Frühlingszeit!
Wie ſchmückſt du die Erde weit und breit!
Den weißen Mantel ſchon weggehangen,
Kommt ſie im grünen Kleide gegangen;
Und was ſie hielt in dem Winterhaus,
Die Blumen, die ſpendet ſie freundlich aus.
O Frühlingszeit!
O Blüthezeit!

O Frühlingszeit!
Wie mahnſt du an die vergangne Zeit!
Es hatte mit dir in tauſend Wonnen
Mein ſüßes Liebeleben begonnen;
Und ſtill, in Erinnrung und Liebe verſenkt,
Mein Herze des vorigen Frühlings gedenkt.
O Frühlingszeit!
O Liebeszeit!

O Frühlingszeit!
Wie ſchöner warſt du damals, denn heut'.
Es können nicht Worte kund euch geben
Das zarte Frühlings- und Liebeleben.

Ich kann nicht beſchreiben, wie in der Bruſt
Mir wogte damals ein Meer von Luſt.
O Frühlingszeit!
O Wonnezeit!

O Frühlingszeit!
Ich grüße mit ſtiller Hoffnung dich heut'.
Denn was im Winter die Erde verloren,
Das ſieht ſie mit dir ſich wiedergeboren,
So bringſt du vielleicht mir auch Alles zurück:
Die Liebe, den Liebſten und Liebesglück!
O Frühlingszeit!
O Hoffnungszeit!

Sonett.

Das Herz, mit Phantaſie im Bunde, fliehet
Zu dir, mit Reben ſchön umkränzter Strand!
Was iſt es, das mit unſichtbarer Hand
Mich ſtets zu deinen ſchönen Ufern ziehet?

O ſchöner Rhein, an dem ich aufgeblühet
Und meiner Kindheit frühe Freude fand,
Nach dir ſehn' ich, nach dir, du liebes Land,
Wo einſt ſo ſchöne Sterne mir geglühet!

Obgleich mit Schnelle, ſeit ich dich verlaſſen,
Im Strom der Zeit manch heitres Jahr entſchwand,
Wollt' nimmer doch dein lichtes Bild verblaſſen.

Was ſchlinget denn um mich dies mag'ſche Band,
Daß ich heißliebend nimmer dich kann laſſen?
Es iſt der ſüße Name: Vaterland.

Gedichte aus Juliens Nachlaß.

1.

Viel hör' ich von der reichen Braut
Und ihrem Glück erzählen,
Der Bräutigam beſchenkte ſie
Mit Perlen und Juwelen.

Die Mutter kauft das Leinenzeug
Zur Ausſtattung auf's Beſte,
Das Silberzeug und Hausgeräth
Bewundern alle Gäſte.

Die Wagen rollen vor das Haus
Mit Freunden und Bekannten,
Der Braut bringt man den Glückwunſch dar,
Den Eltern und den Tanten.

Faſt in die Wolken hört man ſie
Das Glück der Braut erheben, —
Doch ich geſtehe, mich ergreift
Dabei ein Grau'n und Beben.

Nicht Liebe, nicht das eigne Herz
War ihrem Bund Berather,
Denn es erkor ihr den Gemahl
Mit klugem Sinn der Vater.

Sie weiß nicht, wie zuerſt geheim
Sich Liebe regt in Bangen,
Wie ſelig dann die Seele ſchwebt
In Hoffnung und Verlangen.

Der Liebe Luſt und Tändelei,
Der Liebe Schmerz und Wunden,
Der Liebe Ernſt und Innigkeit
Hat nimmer ſie empfunden.

Doch preiſen Viele ihr Geſchick,
Die klug und wetterfahren, —
Ich bitte Gott, er wolle mich
Vor ſolchem Glück bewahren!

2.

Ich ſehe oft die junge Maid, —
Sie dient im Haus dort drüben; —
Still weinend geht ſie heut' umher,
Was mag ſie ſo betrüben?

Am Brunnen weilt ſie nicht wie ſonſt,
Wenn andre Mädchen ſcherzen;
Die ſchwatzen, lichern unter ſich,
Sie geht in ſtillen Schmerzen.

„Ihr Liebſter zog in's Baierland,
Will wandern noch 'ne Weile,
Er war heut' früh vor ihrer Thür,
Nahm Abſchied in der Eile."

„'Nen friſchen Strauß hatt' er am Hut,
Doch nicht von ihr bekommen;
Sie gab ihm mehr, ihr armes Herz,
Das hat er mitgenommen."

„Er zog durch's Thor mit Andern fort,
Man hört' noch lang ihr Singen;
Die arme Maid nicht ſingen kann,
Ihr will das Herz zerſpringen."

Wie dauerſt du mich, armes Kind!
Ja, ich verſteh' dein Leiden;
Ich weine Thränen ſo wie du, —
Gott ſende Troſt uns Beiden!

3.

„Ich kam zu beſuchen das Mühmchen, —
Es waren die Eltern grad' aus; —
Ich war wohl ein naher Verwandter,
Doch kam ich jetzt ſelten in's Haus."

„Das Mühmchen empfing mich recht freundlich, —
Sie war ſonſt dem Vetter wohl gut, —
Doch auf mich mit lautem Gebelle
Fuhr los ihr Hündlein mit Wuth."

„Mit Drohung gebot ſie zu ſchweigen
Dem Unheld, ſo wüthend auf mich,
Der knurrend, auf mich ſtets ſchielend,
Zurück auf ſein Kiſſen entwich."

„Da kam, es ſchien unerwartet
Dem Mägdlein, ein zweiter Beſuch,
Eintrat ein ſtattlicher Herre,
Der vornehm und fein ſich betrug.“

„Er ſchien ein Fremder dem Hauſe, —
Auch mir war der Herr nicht bekannt, —
Er küßte dem zierlichen Mühmchen
Mit Ehrerbietung die Hand.“

„Mit fremdem und vornehmem Weſen
Ließ ſie es gleichgültig geſchehn,
Faſt hätte man können drauf ſchwören,
Sie hab' ihn nicht zweimal geſehn.“

„Doch freundlich empor ſprang das Hündlein,
Der Herr ſchien nicht fremd ihm zu ſeyn,
Es nahte ihm mit Wedeln und Schmeicheln,
Und ſchien ſich erſtaunlich zu freu'n.“

„Ei du mein wunderlich Hündlein,
Was habe denn ich dir gethan?
Biſt du der Wächter im Hauſe,
Warum bellſt du Jenen nicht an?“

Mein guter und ehrlicher Vetter,
Von Weſen ſonſt einfach und ſchlicht,
Wie hatte ſo ſchnell er verſtanden
Den kleinen, verrätheriſchen Wicht'

In ſtille Erinnrung verſunken,
Denk' ich jener Tage ſo gern,
Ach, ſeitdem iſt Alles entſchwunden,
Und Liebe und Freude mir fern!

Das Hündlein, ſo wach und ſo freundlich,
So treu mir, und ihm auch ſo lieb,
Das Hündlein, das ward mir geſtohlen
Von einem argliſtigen Dieb.

Der Vetter, der zog in die Fremde,
Von dannen weit über das Meer,
Dort hat er ein Weib ſich genommen,
Und denket wohl kaum noch hieher.

Laßt ſchweigen mich von dem Geliebten,
Still trag' ich mein trübes Geſchick,
Dahin ſind die Tage der Liebe,
Dahin iſt mir Freude und Glück!

4.

Es ſtampfte voll Unruh und Freude
Und wieherte muthig das Roß,
Mit Huſſah und Peitſchengeknalle
Ging vorwärts der jubelnde Troß.

Es flogen auf eiſigem Strome
Die Schlitten wie Pfeile dahin,
Das luſtige Schellengeläute
Klang hell zu dem fröhlichen Sinn.

Es hatte in jedem ein Pärchen
Nach Luſt ſich zuſammen gefügt,
So ſaßen wir unter den Froben
Auch froh an einander geſchmiegt.

Da rieſſt du: „Wie bin ich ſo ſelig,
Ich halte dich, Liebchen, im Arm,
Wir fühlen nicht Nordwind und Kälte,
Wie iſt unſer Herz doch ſo warm!“

Zum glänzend erleuchteten Saale
Führt Jeder die Dame in's Haus,
Da baten die Herrn Cavaliere
Sich höflich das Schlittenrecht aus.

Du bateſt mit höflicher Miene
Um den Kuß mich ſo fein und galant, —
Es ſchien wohl den Leuten im Saale,
Als hätten wir kaum uns gekannt. —

Dein leiſes Geflüſter vernahm ich:
„Die Lippen, die kenne ich ſchon,
Ich Glücklicher! oft ja ſchon gaben
Sie mir ſolchen herrlichen Lohn!“ —

Es fahren die Schlitten heut' wieder
Wie damals in glücklicher Zeit,
Ich habe dich ſeitdem verloren,
Wie anders ach! iſt es nun heut'.

Ein alternder Herre im Pelze
Sitzt bei mir im Schlitten ſo dicht,
Er klagt über Sturm und Geſtöber,
Ihm blendet der Schnee das Geſicht.

Doch ſpielt er noch gern den Galanten,
Vermeint unterhaltend zu ſeyn. —
O bräche das Eis doch in Stücke,
Auf daß wir verſänken im Rhein!

5.

Ich lag als kleines Mädchen
Im Fieber matt und krank,
Verordnen thät der Vater
Als Arzt mir kühlen Trank.

Oft legt' er an die Stirne
Mir ſeine liebe Hand,
Mit banger Sorge prüfend
Des Köpfchens heißen Brand.

Als die Gefahr gewichen,
Ich im Geneſen war:
Viel bracht' er mir der Blumen
Und manches Spielwerk dar.

Die Mutter pflegte liebend
Ihr armes krankes Kind, —
Wie war durch Troſt und Liebe
Die treue Mutter lind!

Sie wußte muntre Mährchen
Von Fee und Rübezahl,
Vom Tanze kleiner Elfen
Im hellen Mondenſtrahl.

Es kam der Lenz, geneſen
In heiterm Kinderſinn,
Geſund an Leib und Herzen
Hüpft' ich in's Grüne hin. —

Nun wieder überkommen
Iſt mir ein ſchmerzlich Weh,
Doch ach! nicht Troſt und Hülfe
Ich ſo wie damals ſeh'.

Nun Herz und Haupt mir glühet
Von heißer Liebe Brand;
Wo iſt der treue Vater,
Wo ſeine liebe Hand?

Verwaiſt nun und verlaſſen,
Allein mit meinem Schmerz,
Iſt fern auch Mutterliebe
Mit Troſt und Mädchenſcherz.

Zum Mädchen iſt geworden
Mir deine Lieb' und Treu,
Drum wird mir Heil und Frieden
Ach! niemals wieder neu'

Es kommt der Lenz, geneſen
Wird manches Herz durch ihn; —
Mich legt man bald in's Grüne
Todt unter Blumen hin!

6.

Du gingeſt am Fenſter vorüber
Und Blumen ſtanden davor,
Granaten, Jelängerjelieber,
Und Roſen und Myrten in Flor.

Ein Mägdlein mit roſigen Wangen
War hinter den Blumen zu ſehn,
Du grüßteſt mit ſtillem Verlangen
Und bliebſt vor dem Fenſterchen ſtehn.

Und freundlich begegnet den Blicken
Des Trauten ſie, ſo wie dem Gruß,
Sie reicht ihm in Liebesentzücken
Den Mund gleichen Blumen zum Kuß.

Das Licht der Granaten verſprühte,
Dahin iſt ihr feuriger Glanz,
Die Myrte und Roſe verblühte,
Es pflückte ſie Niemand zum Kranz.

Nun ſtarren die Fenſter von Eiſe,
Der Froſt malet Blumen daran,
Doch alle von ſchneeiger Weiße,
Sie grauſen mich todtenhaft an.

Ja kämeſt auf's neu' du hernieder
Die lange Straße gewallt,
Gewiß nicht erkenneſt du wieder
Dahinter die blaſſe Geſtalt!

7.

Was geht euch meine Liebe an?
Sie quält nur mich allein;
Zu Leide thu' ich Keinem ja
Etwas in meiner Pein.

Was gehet euch mein Weinen an
Und meiner Augen Schein?
Wenn Thränen ich vergießen will,
Die Thränen ſind ja mein.

Laßt mich mit meinem tiefen Gram
Nur ungeſtört allein,
Und zehrt er auch mein Leben auf,
Mein Leben auch iſt mein.

8.

Man wird nach meinem Tode
Viel reden hin und her;
Daß ich ſchon mußte ſterben,
Wird man beklagen ſehr.

„Es war ein ſchleichend Fieber,"
Spricht Der mit klugem Sinn,
„Das raffte in der Blüthe
Das arme Kind dahin!"

Wohl war's ein ſchleichend Uebel,
Es ſchlich ſo ſüß ſich ein!
Das, eh' ich mich's verſahe,
Ergriff die Seele mein.

„Es war ein Nervenleiden,
Das oftmals ſie befiel,"
Spricht Jener mit Bedauern,
„Drum weinte ſie ſo viel."

Ich habe viel gelitten
Und habe viel geweint,
Doch Niemand hat erfahren,
Was ich damit gemeint.

„Vielleicht auch war im Herzen" —
Fällt noch ein Dritter ein —
„Der Krankheit Sitz verborgen,
Drum litt ſie ſolche Pein."

Ja, krank war ich von Herzen,
Mein Herz war mir ſo ſchwer,
Doch all' ihr Klugen rathet
Vergebens hin und her.

Nur Einer weiß auf Erden,
Was mir den Tod erwarb,
Und kommt zu ihm die Kunde,
Er weiß, woran ich ſtarb!

9.

Keinen Schlaf und bleiche Wangen,
Kurz der Athem und geſchwind,
Sagt, was iſt wohl anzufangen
Mit dem armen, kranken Kind?

„Soll der Heilung ſie ſich freuen,
Muß die Jungfrau von hier fort,
Freundlich muß man ſie zerſtreuen,
Aendern muß ſie Luft und Ort.“

„Wo Natur und Leben lachen,
Wo die Lüfte ſanfter wehn,
Wird der heitre Sinn erwachen,
Wird ihr neues Heil erſtehn.“

Kluger Arzt, du haſt's getroffen,
Dacht' ich ſtill in meinem Sinn;
An den Ort, wo ich darf hoffen,
Ihn zu finden, bringt mich hin!

O wie wohl werd' ich mich fühlen,
Wo ſein Wort, ſein Athem weht!
Neues Glück wird mich umſpielen,
Wenn er mir zur Seite geht.

Heilen werden meine Wunden,
Ruhend ſtill an ſeiner Bruſt;
Ach, und ſoll ich nicht geſunden,
Sterb' ich da in ſüßer Luſt!

10.

O Tanne, grüne Tanne!
Wie iſt ſo feſt dein Sinn;
Der Schnee, der Sturm, der Regen
Zieht über dich dahin,
Doch immer ungebeuget
Biſt du und immer grün!

Wie iſt mir ſo gebrochen
Des Herzens heitrer Sinn!
Es zogen Leid und Schmerzen
Viel über mich dahin,
Drum ſiehſt du mich in Thränen
Gebeugt vorüber ziehn!

11.

Es wogt das goldne Saatenfeld
In lauer Abendluft,
Die Wieſe und des Waldes Grün
Deckt leichter Nebelduft.

Vom Abendſterne weht es mir
Wie leiſe Hoffnung zu,
Und auch der Mond mit ſtillem Licht
Gießt in die Seele Ruh.

Es weicht von mir mein ſtilles Weh,
Und freudig ſchwillt die Bruſt!
Mir überkommt, weiß nicht woher,
Die reinſte Himmelsluſt.

Ich ſinne hin, ich ſinne her,
Welch Wunder wohl geſchah,
Mir iſt ſo leicht, mir iſt ſo wohl,
Mir iſt als wärſt du nah!

12.

Es iſt der Tod mit ſeinem ſtillen Frieden,
Der nahend mir die wunde Bruſt durchbebt.
Ich wünſche nichts mehr von der Welt hienieden,
Zwar jung noch, hab' ich doch genug gelebt.

Ich laſſe hier der Erde gern zurücke
Die Hülle, welche Manche ſchön genannt;
Die Seele nimmt ja mit ihr höchſtes Glücke,
Die Liebe iſt an keine Form gebannt.

Sie iſt der Seele ſchönſtes, reinſtes Leben,
Sie kann im Erdenſtaube nicht gedeih'n,
Drum weg von hier! Mit ahnungsvollem Beben
Strebt Pſyche ſich vom Staube zu befrei'n.

Wiederſehen.

Du warſt meinen Blicken entſchwunden,
Die Monde ſchnell kommen und gehn,
Viel floſſen der Wellen zum Meere,
Seit ich dich nicht wiedergeſehn.

Auf einmal ſtehſt du wieder
Vor mir mit dem alten Blick,
Und rufeſt die Lieder und Träume
Der alten Zeit mir zurück!

Ich hab' viel von dir geträumet
So ſuß einſt, und ach auch ſo ſchwer!
Und deine Lieder, ſie tönten
Noch lange ſo ſüß um mich her.

Wie hab' ich um dich gelitten,
Geweinet, um dich geklagt,
Ich wähnte dem Gram zu erliegen,
Bin faſt an mir ſelber verzagt.

Und auf mir lag es wie Winter
So nächtlich, ſo ſchwer und ſo kalt,
Ich meinte, es würde nie enden
Solch Winterſturmes Gewalt.

Doch Frühling iſt's wieder geworden,
Es blühen die Blumen auf's neu',
Die Nachtigall ſinget und ſchöner
Denn jemals erblühet der Mai.

Und Roſen und Lilien und Myrten
Verſpricht mir der Sommer zumal,
Es glänzen und ſchwellen die Knospen
Viel ſchöner und reicher an Zahl. —

O blicke nicht ſo mir in's Auge,
Ich hab' dir nichts Leides gethan,
Zurück ſchau' in's eigene Herze,
Denn da fing dein Unglück ſich an.

Nun ſtehſt vergebens du wieder
Vor mir mit dem alten Blick,
Du bringeſt die Lieder und Träume
Vergangener Zeit nicht zurück!

2.

Du blickſt mich trüb und klagend an,
Und fragſt: „Wie ſoll ich's faſſen
Von dir dies kalte Wiederſehn,
Die liebend ich verlaſſen?"

„O laß mich nicht ſo vor dir ſtehn,
Schlag nicht den Blick ſo nieder,
Vergieb, und trau auf's neue mir,
Reich' Herz und Hand mir wieder."

„Vergieb die eigne Täuſchung mir,
Den Wahn, den ich bereue. —
Du ſchweigſt? Du ſchüttelſt ſtreng das Haupt,
Bezweifelnd meine Treue?"

„Ach, konnte Liebe und Vertraun
Dir denn ſo ganz entſchwinden,
Daß unſre Herzen nicht wie ſonſt
Sich eins im andern finden?"

„Voll heißer Liebe, ſehnſuchtsvoll
Hat's zu dir mich gezogen,
Mit ſel'ger Hoffnung, daß du noch
Mir liebend ſeyſt gewogen."

„O wehe ſolchem Wiederſehn,
Wo all dies muß zerſtieben!"
Ja Wiederſehen iſt nur ſchön,
Wenn Zwei ſich treu geblieben!

Wunſch.

„Die Sterne, die begehrt man nicht,
Man freut ſich ihrer Pracht."
Der Dichter ſagt's, und manchesmal
Hab' ich's ihm nachgedacht.

Am reichen Himmel dieſer Welt
Sah ich manch ſtrahlend Licht
Umleuchten mich in hehrer Pracht,
Doch ich begehrt' es nicht.

Doch ſeit du, meiner Liebe Stern,
Mit deinem lichten Schein
In's trübe Leben mir geſtrahlt,
Seufz' ich: ach wärſt du mein!

Abſchied und Bündniß.

Leiſe kam die Dämmerſtunde,
Fand uns im Geſpräch allein;
Still durch's Grüne ſah verſtohlen
Nur der Mond zu uns herein.

Dir entſtrömten ernſte Worte,
Sprachſt nicht in Minneſcherz,
Ferne war uns Liebeständeln,
Tief bewegt war unſer Herz.

Sprachſt nicht von der Locken Wallen,
Rühmteſt nicht der Augen Licht,
Nicht des Mundes freundlich Lächeln,
Nicht das blüh'nde Angeſicht.

Ernſt, entſcheidend war die Stunde,
Fern uns Scherz und Tändelei'n;
Tief, ach! drangen deine Worte
In die Seele mir hinein.

Mit des frohſten Muthes Hoffen
Sprachſt du vom Vaterland,
Dem die Freiheit zu erringen,
Jeder Edle ſich verband.

In dem heil'gen Tugendbunde
Nannteſt du mit Stolz und Luſt
Männer, die wie Himmelsſterne
Hoffnung ſtrahlten in die Bruſt,

Die im Druck der trüben Zeiten
Deutſchen Sinn und Muth bewahret,
Um die kühn und kampfbegierig
Deutſche Jugend ſich geſchaart.

Sprachſt in heiligem Erglühen
Von dem Ernſt der großen Zeit,
Ueber Kampf und Sieg und Sterben,
Ueber Gott und Ewigkeit.

Tief ergriffen, o verſtand ich
Ganz dein edles, großes Herz,
Das gelitten und geblutet
Ueber Deutſchlands Schmach und Schmerz.

Da erklang die Scheideſtunde,
Und es ſtockt' der Rede Fluß;
Mich umſchlingend, gabſt du ſchweigend,
Mir den erſten Liebeskuß.

Meines Lebens ſchönſte Stunde
War von tiefem Schmerz durchwebt;
Zitternd ruht' in deinem Arme
Ich von Glück und Angſt durchbebt.

Nicht durch Scherz und Tändeleien
Gab ſich Lieb' um Liebe kund;
Ahnungsvoll in ernſter Stunde
Schloß ſich unſrer Liebe Bund!

Angſt und Beruhigung.

1.

Wie ängſtlich, ach, toben die Stürme,
Die Nacht iſt ſo finſter und kalt,
Der Regen ergießt ſich in Strömen,
Gepeitſcht von des Windes Gewalt.

Wo magſt du, Geliebter, wohl weilen
In dieſer unheimlichen Nacht?
Die, bang in die Kiſſen geſchmieget,
Dein Mädchen in Aengſten durchwacht.

Du ſchweifeſt im Regen und Sturme
Vielleicht ohne Obdach und Ruh,
Es ſchlieſſen dem feindlichen Reuter
Die Thüren und Herzen ſich zu.

Ach, oder liegſt du verwundet,
Verlaſſen im feindlichen Land,
Und fühlſt nur die brennenden Schmerzen,
Und keine ſanft pflegende Hand?

Der Regen ſchlägt hart an die Fenſter,
Die Eule ſchreit bang in die Nacht; —
O biſt du vielleicht gar gefallen
In Leipzigs blutiger Schlacht?

Ich raffe mich auf von dem Lager,
Vergehe in Aengſten und Pein; —
Es können nicht ärgre Geſpenſter
Als meine Gedanken mir ſeyn!

2.

Und als ich um dich ſo geweinet,
Gejammert die ganze Nacht,
Da fiel ich ermattet in Schlummer,
Als eben der Morgen erwacht.

Da ward mir geſendet zum Troſte
Vom Himmel ein freundlicher Traum:
Ich ſah eine glänzende Taube
Mir ſtrahlen wie Silberſchaum.

Im rothen Schnäbelchen hielt ſie
Ein grünendes Lorberreis,
Du hatteſt mit fröhlicher Botſchaft
Sie zu mir geſendet mit Fleiß.

Da pocht' es und ſtört' mich im Traume,
Die Zofe tritt leiſ in die Thür',
Und bringet mit rothem Siegel
O Himmel! ein Brieflein von dir!

Andenken.

Ich kann der ſüßen Hoffnung nicht entſagen,
Dich hier im Leben einmal noch zu ſehen!
Wenn ſich in Fernen Phantaſie'n ergehen,
So wollen ſie dich liebend zu mir tragen.

Und was in längſt entflohnen Blüthentagen
So lange ſchon einſt zwiſchen uns geſchehen,
Bleibt mir wohl ewig im Gedächtniß ſtehen,
O nimmer möcht' ich deſſen mich entſchlagen!

Du ahneſt nicht, daß ich in ſtillen Stunden
Mit der Erinnerung an dich mich labe,
Daß feſt an dich mich knüpfet frommer Glaube.

Wo magſt du weilen? Rauſcht etwa, entſchwunden
Der düſtern Welt, auf deinem ſtillen Grabe
Der Herbſtwind ſchon im abgefallnen Laube?

Rückblick.

Es waren ſchwere Zeiten,
Die Welt bedränget hart,
Kein Lichtblick wollt' erhellen
Die trübe Gegenwart.

Den Menſchen, ſchwer bedrücket
Durch allgemeine Noth,
Schien Freud' und Glück erſtorben
Und jede Hoffnung todt.

Da blühte unſre Liebe
So rein, ſo mächtig auf,
Da wurde hell und ſonnig
Uns trüber Tage Lauf.

Recht wie auf dunkelm Grunde
Des Regenbogens Pracht
In ſchönerem Farbenſpiele
Vom Himmel nieder lacht:

So trat in jenen Tagen
Die Liebe uns hervor,
Sie hob uns über Leiden
Und jede Noth empor.

Und Muth und Hoffnung füllte
Das Herz mit Lebensluſt;
Was Allen ſchien verloren,
Ging auf in unſrer Bruſt.

Die Zukunft uns erhe'te
Ein Licht aus Himmelshöhn, —
O jene trüben Tage
Wie waren ſie ſo ſchön!

Minnetroſt.

Nach ſo vielen trüben Hinderniſſen,
O Geliebter, werd' ich endlich dein!
Trüb von bangem Zweifelmuth zerriſſen,
Zagt' ich oftmals: nimmer wird er mein!

Auf die ſchnell entſchwundnen Mädchenjahre
Schau' ich tiefbewegt und froh zurück;
Mit dem Myrtenkranz am Traualtare
Fühl' ich nochmals jener Tage Glück.

Unſre Liebe, die ſo heiß erglühte,
Hart durch manchen Kampf und Schmerz verſucht
Unſrer Jugend reiche, ſchöne Blüthe
Reift uns nun zur ſchönſten Lebensfrucht!

Alles bot ich dir aus meinem Leben,
Was das Schönſte mir und Höchſte war;
Was auch mochte meinen Buſen heben,
Jede Regung ward dir offenbar.

In dein Herz hat meines ſich ergoſſen
Mit der höchſten Innigkeit und Luſt,
Feſt von deinem treuen Arm umſchloſſen,
Schmieg' ich ſelig mich an deine Bruſt.

Blick' zu dir empor mit frohem Beben
In dein treues Auge voll Vertraun;
Wirſt du liebend ſtets mich ſo umgeben,
Wird vor keinem Lebensſturm mir graun!

Drum ſey, Liebe, dir der Schmerz vergeben,
Der die heitre Jugend mir getrübt;
Iſt doch Liebe nur der Jugend Leben,
Schmerzenfrei kein Herz, das glühend liebt!

Auf mein früh geſtorbenes Kind.

(1818)

1.

Wir ſahn entzückt aus unſrer Liebe Feuer
Sich zwiſchen uns ein Flämmchen rein erheben
In des geliebten ſüßen Kindes Leben;
Und uns begann des höchſten Glückes Feier!

Die Flamme glänzte uns zu täglich neuer
Und ſüßrer Freude, und mit frohem Beben
Vereinten wir des Herzens liebſtes Streben,
Zu pflegen was uns über alles theuer.

Da kam mit ſchwerem Tritt der Tod gegangen;
Die Flamme, die ſo herrlich uns geleuchtet,
Die löſchte er zu unſerm tiefſten Beben.

Nun ſcheinet kalt und dunkel uns das Leben,
Mit Thränen iſt Geſicht und Aug' befeuchtet;
Wir ſtehn erſchüttert, tief vom Schmerz befangen.

2.

Schon weben wieder Frühlingslüfte lind,
Und Veilchen laſſen ſüßen Duft entſchweben,
Mit jungem Gras und Laube ſpielt der Wind,
Auch hör' ich Nachtigall ihr Lied erheben.

So viel auch Weſen und Gewächſe ſind,
Es dränget alles ſich zum Licht und Leben;
Nur welken mußte, ach, mein zartes Kind,
Es ſollte keinen Frühling je erleben!

Nicht Frühlingsluft, nicht Veilchen, Nachtigallen,
Und was noch ſonſt der Frühling Süßes bringt,
Nichts davon ſollte in dein Leben fallen,

Da dich ſo früh das dunkle Grab verſchlingt!
Und mir, die ich in Schmerz um dich vergehe,
Blüht nichts im Frühling als mein tiefes Wehe!

An Aſſing.

Den 12 December 1824.

Frühmorgens mit goldenem Strahle
Begrüßet die Sonne ein Haus,
Da ſchauen zwei liebliche Köpfchen
Holdſeliger Kinder heraus.
Die Mutter, die ſtehet dahinter
Mit ſeliger Wonne im Blick:
„Erhalte" — ſo fleht ſie zum Himmel —
„Erhalte dem Hauſe das Glück!"

„Die Freude, die friedliche Stille,
Zufriedenheit, heiterer Sinn,
Das ſüße Vertraun und die Liebe,
Die wohnen ja mit uns darin!
Erhalte dem trefflichen Gatten
Mir und den Kindern zum Heil,
Viel werde des Glückes und Segens
Dem innig Geliebten zu Theil!"

Du weißt es gewißlich zu finden
Dies glückliche Haus in der Stadt,
Die glückliche Frau mit den Kindern,
Die Glück für den Gatten erbat;
Du kennst ja die blühenden Köpfchen,
Die schauen zum Fenster hinaus,
Geliebter, du wohnst ja darinnen,
Es ist ja dein eigenes Haus!

An Affing.

Den 6 April 1825.

Veilchen, zarte Frühlingskinder,
Hast du heute mir gebracht,
Mir gepflückt zur Frühlingsgabe,
Liebend mein dabei gedacht.

Wie der Veilchen zarte Düfte,
Wie der Frühlingslüfte Wehn
Fühl' ich deiner Liebe Walten
Zart und innig mich umwehn.

Frühling wird es! Frühling ist es
Stets in unserm Glück und Sinn'
Also nehm' ich deine Veilchen
Still in freier Deutung hin!

Am Neujahrstage 1828,

als ich eine aufgeblühte Roſe an meinem Roſenſtocke fand.

Wie biſt du unter Schnee und Eiſe
Im kalten Winter hold erblüht,
Du Sommerkind, deß lichte Farbe
Auf grünem Blätterbeete glüht!

Ungünſtig ſtand dir viel entgegen,
Nur kärglich war der Sonnenſchein,
Dir fehlten Thau und Frühlingslüfte,
Doch ſollteſt du ſo ſchön gedeihn.

Ich grüße dich, ein freundlich Zeichen,
Vignette mir zu dieſem Jahr;
Es biete uns in ſeinem Laufe
Viel deiner holden Schweſtern dar!

Der Jüngling und die Nixe.

Heim gehet im ſilbernen Mondenſchein
Am Ufer vorbei der Landmann allein.

Da ruft es den Jüngling mit Namen ſo laut,
Doch Niemand am Ufer der Spähende ſchaut.

Da lachet die Nixe mit ſchelmiſchem Hohn,
Iſt plätſchernd zur Höhe des Waſſers entflohn.

Sie war in dem Schilfe und Röhricht verſteckt,
Voll Muthwillen hat ſie den Wandrer geneckt.

Er ſchauet ihr nach mit Sehnſucht im Blick,
Gedankenvoll kehret er zur Hütte zurück.

Drauf eilt er am Morgen in haſtigem Lauf
Zum Ufer, und pflanzet drei Roſen dort auf;

Verſteckt ſich dann liſtig im Weidengebüſch,
Und hofft ſo zu fangen den lieblichen Fiſch.

Der Himmel iſt blau und die Luft ſo rein,
Die Nixe taucht auf aus dem glänzenden Rhein.

Sie horchet und ſpähet, ſteigt auf dann an's Land,
Schon hält ſie die Roſen erfreut in der Hand.

Da ſpringt er hervor aus verſteckendem Grün,
Die Nixe ſchreit kläglich und ſtrebt zu entfliehn.

Wie ſchnell ſie auch flüchtigen Fußes entweicht,
Doch hat er ſie dicht an der Fluth noch erreicht.

Wie's Waſſer auch rauſchet in fluthendem Lauf,
Er faßt ſie, zieht wieder an's Land ſie herauf.

„O laß mich, o Jüngling, ſo ſchön von Geſtalt!
O laß mich, und thu' nicht der Nixe Gewalt!

O laß mich, o Jüngling, es wird dich gereun,
Du erzürneſt den Herrſcher, den mächtigen Rhein!“

„„Du haſt mich gehöhnet, du haſt mich geneckt,
Dich ſchnell dann im Schilf und im Röhricht verſteckt.

Du herrliche Jungfrau mit ſchwellender Bruſt,
Nein, dein begehr' ich in feuriger Luſt!““

„Der Vater wird rächen ſein weinendes Kind,
Der Rhein iſt mein Vater, o laß mich geſchwind!“

„„Ich halte dich feſt, nicht entgehſt du mir,
Und ſüße Rache nun nehm' ich an dir!““

„Wohlan, ich entſage dem heimiſchen Grund,
O Jüngling, doch ſey es um ehlichen Bund.“

„„Mein Weib du, o Jungfrau, das gehe ich ein,
Heut' Abend noch tanzen wir Hochzeitreihn.

Dort oben am Berge mit Flieder bekränzt,
Wo helle das Fenſter im Sonnenlicht glänzt,

Dort iſt meine Hütte, dort führ' ich dich hin,
Komm folge, mein Lieb, mit vertrauendem Sinn.““

Am Nachmittag kamen die Seinen heran
Zur Hochzeit, und tanzten auf grünendem Plan;

Schallmeien und Geigen, die tönen ſo laut,
Doch ſtille ſitzt unter den Gäſten die Braut.

Ihr iſt ſo beklommen auf bergiger Höh',
Es thut ihr die ſchneidende Bergluft ſo weh.

Wer iſt dort der Mann in dem Rebblätterkranz,
Der zuſchaut ſo ernſthaft dem luſtigen Tanz?

Wie ſtolz und wie edel erſcheint ſein Geſicht, —
Ein Fremder wohl iſt es, man kennet ihn nicht.

Ein ſtarkes Ruder trägt er in der Hand,
Was will er damit auf dem feſten Land?

Es ſcheint, ihm behaget das Hochzeitsfeſt,
Denn frohſinnig miſcht er ſich unter die Gaſt.

Traktirt ſie ſogar mit dem köſtlichſten Wein,
Und trinkt ihnen zu, und ſchenkt ihnen ein.

Wie mundet der Trank, wie erfreuet ſie das!
Er füllet ſtets wieder ſein dunkelgrün Glas.

Sie ſchlürfen noch manchen begierigen Zug,
Und haben doch immer des Weins nicht genug.

Sie taumeln und jubeln im Kreiſe herum,
Doch ernſt iſt der Fremde und nüchtern und ſtumm.

Es freut der berauſchende Trank ſie ſo ſehr,
Sie taumeln und jubeln und fordern noch mehr.

Der Fremde erwiedert: „Es thuet mir leid,
Hab' keinen mehr bei mir, doch liegt er nicht weit.

Kommt mit mir zum Schiffe, da hab' ich genug.“
Da folgt ihm zum Strome der lärmende Zug.

Der Fremde nimmt haſtig die Braut bei der Hand
Und führet ſie hinunter zum heimiſchen Strand.

Da eilt er mit ihr in die Wogen hinein,
Sein Kind holt er wieder, der mächtige Rhein!

Der Jüngling will halten und faſſen die Braut,
Er iſt ja ſchon mit der Geliebten getraut.

Er will ſie nicht laſſen, er faßt ihr Gewand,
Da reißt's ihn hinunter mit mächtiger Hand.

Drei Tage da unten im Strome er blieb;
Die Seinen, die ſuchen ihn bange und trüb.

Am dritten ging unter die Sonne ſo roth,
Da fand man im Schilf und im Röhricht ihn todt.

Die Nixe hat Keinen mehr ſeitdem geneckt,
Sich nicht mehr im Schilf und im Röhricht verſteckt.

Fahrt auf dem Rhein.

1.

Wir fuhren ſelbander
Im ſchaukelnden Kahn,
Vom Ruderſchlag tönte
Die fluthende Bahn.

Ward etwa beim Schwanken
Des Kahnes mir bang,
Der Liebſte mit Zuſpruch
Mich feſter umſchlang.

Es kräuſelten Wellen
Um's Schiffchen ſich her,
Die Sonne ſank nieder
So ruhig, ſo hehr.

Die Furcht war vorüber,
Doch hielt er mich feſt,
Und ſtärker und feſter
An's Herz er mich preßt.

„Nun laß mich, es gleitet
Nun ruhig der Kahn,
O Liebſter, es ſehn ja
Die Schiffer uns an! — "

„Die Schiffer, das ſind ja
Verſtändige Leut',
Die haben auch einmal
Um's Liebchen gefreit.

Der junge hat auf uns
So munter geſchaut,
Gewißlich erwartet
Daheim ihn die Braut.

Der alte am Ruder
Sieht ſtill vor ſich hin,
Vergangenes ziehet
Wohl dem durch den Sinn.

Nun ſieht er auf uns her,
Nun hin auf den Rhein, —
Sein Silberhaupt röthet
Des Abendlichtes Schein." —

Ein zwiefaches Glänzen
Verklärt ſein Geſicht. —
O Sonne, o Liebe,
Wie ſtrahlſt du ſo licht!

2.

Sanft gleitet zwiſchen grünem Ufer
Von lauer Luft umweht der Kahn,
Mit Bildern reich an Licht und Farbe
Erſcheint geſchmückt die Silberbahn.
Es wirft auf Strom, auf Thal und Hügel
Die Sonne ihren letzten Schein,
Der grünen Berge kühne Häupter
Beſpiegeln ihren Glanz im Rhein.

Hell von dem Thurm der Kloſterkirche
Erſchallt der Vesperglocke Klang,
Und unten in dem Thal ertönet
Der fleiß'gen Winzer Abendſang.
Wie traut und heimathlich erſcheinet
Das Dörfchen an des Berges Fuß! —
Die Winzerin im Scheibenhute
Nickt freundlich zu den Abendgruß.

Die alte Burg dort auf der Höhe,
Ein kühnes Bild vergangner Zeit,
Blickt ernſt und ſchroff auf uns hernieder,
Und träumt von alter Herrlichkeit.
Wir grüßen dich, du alter Rieſe!
Voll Ehrfurcht zu dir auf wir ſehn,
Du kennſt uns nicht, kannſt unſre Zeiten
Und ihre Thaten nicht verſtehn.

Es iſt der Geiſt vergangner Größe,
Der trüb aus dieſen Mauern bricht,

Es klingt wie Mährchen faſt und Lieder,
Was dumpf und leiſ' im Traum er ſpricht.
Die alten Augen ſind geblendet
Vom hellern Lichte unſrer Zeit, —
O ſchlaf' und träume ruhig weiter
Von deiner alten Herrlichkeit!

Dort zwiſchen grünen Rebenhügeln
Steht hell das Kreuz im Abendlicht. —
Wie um des Heilands Dornenkrone
Sich ſchön die junge Ranke flicht!
Von dieſem Haupt wird ewig ſtrahlen
Ein immer friſcher Hoffnungsſchein. —
Andächt'ge, die am Fuße knieet,
Schließ uns in dein Gebet mit ein!

3.

Finſter blicken jene öden Mauern,
Drin ein wilder Ritter einſt gehauſt;
In den Räumen, die mit Regenſchauern
Nun der Wind ſo ungeſtört durchſauſt,
Saß der Räuber, ſicher wie der Aar
Auf dem Fels, mit ſeiner wilden Schaar.

Aus dem Hinterhalt zu überfallen
Wußt' er ſchlau den reichen Handelsmann;
Edle Jungfrau'n, die ihm baß gefallen,
Schleppt' er mit dem Raub den Berg hinan;
Niemand konnte ſicher auf dem Rhein,
Auf den Straßen, in der Hütte ſeyn.

Endlich kam's dem Sünder ein zu freien,
Er erwählt' das allerſchönſte Kind;
Lieblich wie die Roſe glänzt im Maien,
Edlen Stammes auch und zart geſinnt
War die Jungfrau, die er ſich erkor,
Sie die Schönſte von dem Mädchenchor.

Alſo ward in ihren Blüthentagen
Dieſe Maid des wilden Ritters Braut;
Schwer, ach, wurd's der Armen Ja zu ſagen,
Ihr im Herzen ſprach es Nein ſo laut,
Doch des harten Ohmes ſchnöder Sinn
Sah in Macht und Reichthum nur Gewinn.

Reich geſchmückt war ſchon zum Hochzeitfeſte
In der Burg der weite Rittersaal,
Und geladen reich an Zahl die Gäſte,
Und beſtellt ein feſtlich glänzend Mahl.
Wo allnächtlich nun das Käuzchen ſchreit,
War man nur zu Luſt und Tanz bereit.

Um die ſchöne Braut ſich heimzuholen,
Fuhr er ihr entgegen auf dem Rhein;
Ach, ſie bebte! bange und verſtohlen
Rannen Thränen in den Strom hinein,
Als ſie ſah ſich den Verhaßten nahn
Auf des Rheines heller Waſſerbahn.

Mit dem Oheim ſtieg zum Bräutigame
In den Kahn ſie ein in wehem Muth,
Stille ſaß ſie und in trübem Grame
Blickt ſie in die ſanft bewegte Fluth.

Taucht die Hand mit dem Verlobungsring
In den Strom, der ſpielend ſie umfing.

„Hätt' ich doch," — ſo ſpricht ſie leiſ' und weiche
In den klaren, tiefen Strom hinein —
Hätt' ich deine Gunſt und deine Liebe,
Schöner Herrſcher, Rebumkränzter Rhein!
O wie wohl, ſtatt im verhaßten Bund,
Wäre mir auf deiner Fluthen Grund!"

„Du, ein Gott, du könnteſt mich erretten,
Biſt du nicht an Macht und Stärke reich?
Komm, o Rhein, und löſe meine Ketten,
Nimm mich auf in deinem Waſſerreich!
Nimm von meiner Hand den Ring dahin
Dir zum Pfand, daß ich dein eigen bin!"

Zwiſchen weiß und gelben Blumenglocken,
Zwiſchen Kalmus, Schilf und hohem Rohr
Hebt, geſchmückt mit Weinlaub in den Locken,
Schnell der Waſſergott ſein Haupt empor;
Voll Entzücken er die Jungfrau ſchaut,
Die ihm angelobet ſich zur Braut.

Leicht durch ſeiner Wellen leiſes Walten
Streift er ab den Ring von ihrer Hand,
Und, umſpielt von lieblichen Gewalten,
Thut ſie frei ſich vom verhaßten Band.
Eine Hand taucht aus der Tiefe, preßt
Ihre ſanft und hält ſie koſend feſt.

Plötzlich mich ein Tönen und ein Klingen,
Ueberirdiſch, auf den Wellen wach,

Unſichtbar die Silberſtimmen ſingen,
Ziehn dem Kahne als Begleiter nach;
Süß bezaubernd tönt der Zauberſang,
Daß ihr Herz erbebt ſo liebebang.

Nieder ſenken ſich die Dämmerungen,
Und der Fährmann lenkt den Kahn an's Land;
Unſichtbar fühlt ſich die Maid umſchlungen,
Nieder zieht es ſie mit ſtarker Hand.
Bebend ſinkt ſie, kaum ſich mehr bewußt,
In die Fluthen an des Gottes Bruſt.

Daß er die Entſchwindende erreiche,
Springt der Ritter von dem Uferrand,
Ringt umſonſt nach ihr, denn ſeine Leiche
Warf der Gott entrüſtet an das Land,
Der die Jungfrau hält in ſichrer Hut,
Die mit ihm verſchwindet in der Fluth.

Wo noch jetzt die Reifenden erbeben,
Wo der Strudel ſchreckt den Schiffersmann,
Hart bei Bingen hat ſich dies begeben,
Wie man's euch dort noch erzählen kann.
Wo die Woge ihr ſtets wirbelnd ſchaut,
Dort verſchwand die ſchöne Rheinesbraut.

4.

Wir fuhren dem Strudel vorüber
Bei Bingen im wiegenden Kahn,
Er ſchwankt auf den Wellen, und feſter
Schmieg' ich dem Geliebten mich an.

Ich blickte voll Schauer zur Stelle,
Wo einſt jene Jungfrau entſchwand,
Die kühn mit den kräftigen Armen
Der Rhein in den Fluthen umwand.

Und weiter wir fuhren, und dunkler
Uns nächtliche Dämmrung umgab;
Unförmlich, wie Rieſengeſtalten,
Sahn düſter die Felſen herab.

„Was regt denn dort ſich am Ufer,
Wie tanzend in nebligtem Flor?
Was treffen für ſeltſame Klänge
So zauberiſch befangend mein Ohr?“

„Sey ruhig, es ſingen die Nixen,
Und tanzen den fröhlichen Reihn;
Hoch oben herab von dem Felſen
Stimmt leiſe die Lurley mit ein.“ –

„O weh mir! die Nixen verlocken
Die Männer durch Tanz und Geſang,
Es will dich die Lurley gewinnen,
Drum macht mir ihr Singen ſo bang.

Sie wollen dich laden zum Tanze,
Dich ziehn in's kriſtallne Gezelt, —
Es rauſchet, es hebt ſich die Welle,
Am Fels unſer Schiffchen zerſchellt!

Ich Arme! dann liegt meine Leiche
Frühmorgens am Ufer im Sand, —
Die reichet die ſchönſte der Nixen
Im Waſſerpalaſte die Hand!"

„O halte mich feſt nur umſchloſſen,
Und bleibe nur treu du und wahr!
Dann, Liebchen, dann bringen die Nixen
Der Luſt uns und keine Gefahr!"

Und feſter umſchlang mit den Armen
Ich ihn als mein theuerſtes Gut:
O ſchwankendes Schiffchen, vorüber
Fahr' glücklich in ſchützender Hut!"

Der Nebel verrann, hinter Bergen
Erblickten den Mond wir ſo klar;
So führet herzinnige Liebe
Uns glücklich durch alle Gefahr!

Das Fräulein und der Fiſcher.

Lieder des Fräuleins.

I.

Mein Vater thront auf hohem Schloß
Im reich verzierten Saal,
Es beugen ſich vor ſeinem Wink
Vaſallen groß an Zahl.

Die Mutter ſitzt auf goldnem Stuhl,
Auf ſammtnem Polſter weich,
Rund um ſie ſtehn der Damen viel,
Geſchmückt mit Perlen reich.

Denn durch die hohe Flügelthür'
Der Gäſte Schaar erſcheint,
Man grüßet, ſcherzet, ſpricht und lacht,
In froher Luſt vereint.

Und durch die Menge dränget ſich
Geſchäft'ger Diener Schaar,
Auf goldnen Tellern bieten ſie
Confekt und Früchte dar.

Und im cryſtallenen Pokal
Dazu den goldnen Wein; —
Ein Jeder ſcheinet wohlgemuth
Des Feſtes ſich zu freun.

So geht es alle Tage fort,
In Feſten, Luſt und Glanz,
Bald Jagd, Concert und Schlittenfahrt,
Bald Feuerwerk und Tanz.

Nur mich, des Grafen Töchterlein,
Drückt, ach! die goldne Pracht,
Mir iſt ſo bang, mir iſt ſo weh,
Wenn Alles ſcherzt und lacht.

Der Herren viel mit Stern und Band
Wie ebenbürtig ſind,
Und mancher ſchmeichelnd nahet ſich
Mir armen trüben Kind,

Und quält mit Liebeswerbung mich,
Dann werd' ich blaß und roth,
Dann mein' in Angſt ich zu vergehn,
Dann wünſch' ich mir den Tod!

2.

Dort unten im grünenden Thale,
Dort ſtehet ein kleines Haus,
Drauf ruhen die ſehnenden Blicke,
Schau' ich zu dem Fenſter hinaus.
Drin wohnet der bräunliche Fiſcher,
Ein Jüngling, ſo muthig und kühn;
Oft ſeh' ich frühmorgens die Netze
Vom Frühlicht vergoldet ihn ziehn.

Oft auch in dem ſchwankenden Nachen
Schwebt er auf dem ſtürmenden Rhein,
Doch ſcheint's, ihm gehorchen die Wogen,
So ſorglos und kühn ſieht er drein.
Dann kehret mit Beute beladen
Er Abends zur Hütte zurück,
Hängt ſorgfältig auf noch die Netze
In des Abendlichts ſcheidendem Blick.

In's Netz bin ich arme gerathen
Des Fiſchers ſo ſchön und ſo kühn! —
Ach könnt' ich hinab von dem Schloſſe
Zu ihm in die Hütte entfliehn!
Wie gern ließ' ich alles zurücke
Hier oben im glänzenden Saal,
Das ſeidne Gewand und die Perlen
Mitſammen dem Schleier und Schawl!

Dann trüg' ich ein Mützchen und Mieder
Und Blumen, die er mir gepflückt,
Und lebt' in dem einſamen Thale
Als Fiſcherin froh und beglückt!
Das Hüttchen ſo traut und ſo enge
Hätt' wohl für zwei Glückliche Raum. —
Schon wieder ach! ruft man zum Feſte! —
Fahr wohl du, mein goldener Traum!

3.

Wär' ich doch die Stromnajade
Im cryſtallnen Waſſerreich!
Schöner Jüngling, ſchöner Fiſcher,
O dann wärſt du mein ſogleich!

Könnteſt dann nicht widerſtehen
Meinem Liebesgruß und Sang,
Liebend würd' dein Herz erbeben,
Und vergeſſen Netz und Fang.

Zu mir nieder würd' ich ziehen
Dich herab auf Stromes Grund,
Feſt dich halten, dich umſchlingen,
Drücken dich an Herz und Mund.

Und des Rheines Silberwelle
Hielt' als Schleier uns bedeckt,
Und kein Sterblicher würd' ahnen,
Welche Liebe ſie verſteckt!

Der Diener ging zum Thale früh
Die Fiſche zu beſtellen;
Der Fiſcher ging zum Schloß hinauf
Mit Lachs und mit Forellen.

Dort heute großes Feſtmahl iſt,
Dem fremden Herrn zu Ehren,
Geladen ſind der Gäſte viel,
Um Luſt und Glanz zu mehren.

Die Diener rennen hin und her
Im Glanz der goldnen Treſſen,
Dem hohen Gaſt zu Ehren will
Heut' keiner was vergeſſen.

Der Fiſcher ſteht im Hofe ſtill,
Er muß heut' lange warten,
Da geht die Herrſchaft froh und laut
An ihm vorbei zum Garten.

Er tritt beſcheiden ſchnell bei Seit',
Den ſtolzen Zug zu ſchauen,
Das ſchöne Fräulein führet der Gaſt
Mit Stolz und Selbſtvertrauen.

Wer wird wohl auf den Fiſchersmann
Dort an der Mauer ſehen?
Gleichgültig rauſchten ſie vorbei,
Nur Eine ſah ihn ſtehen.

Die grüßt' ihn mit Holdſeligkeit, —
Wie ward ſein Sinn befangen! —
Er ſah ihr lange, lange nach
Mit ſehnendem Verlangen.

Des Fiſchers Lied.

Ich höre erzählen vom Fiſcher ſo oft
In alten Liedern und Sagen,
Vom glücklichen Fiſcher in uralter Zeit
In längſt ſchon vergangenen Tagen.

Sie ſagen, er fiſchte einſt aus dem Meer
So Aren' und Zepter von Golde,
Die brachte' er dem Herrſcher, der gab ihm dafür
Viel Dank noch zum Ehrenſolde.

Ich weiß etwas Schön'res, das fiſchte ich gern,
Doch iſt's nicht im Waſſer zu ſchauen;
Es weilt auf dem Lande im blumigen Hain,
Die Lieblichſte iſt es der Frauen.

Und hätt' ich das Liebſte und Schönſte erhaſcht,
Damit möchte anders ich ſchalten,
Kein König, kein Kaiſer entriſſe mir das,
Feſt hielt' ich's mit Liebesgewalten!

Schon wieder enteilet der Diener
Hinunter zum Fiſcher in's Thal:
„Auf's Schloß bringt uns heute das Beſte
An Fiſchen, denn zahlloſe Gäſte
Erſcheinen zum glänzenden Mahl."

„Das Fräulein, ſo reizend und lieblich,
Von Allen geliebt und gelobt,
Verdienet es, daß ſie vor Allen
Dem vornehmen Gaſte gefallen, —
Sie wird ihm heut' Abend verlobt."

„Nun haben wir viel noch zu ſchaffen,
Gar hurtig die Zeit uns vergeht;
Und hätte man noch ſo viel Hände,
Es nimmt doch die Arbeit kein Ende, —
Kommt nicht mit den Fiſchen zu ſpät!"

Wie hat ihn die Nachricht getroffen!
Ihm iſt es, als ſänk' er in's Grab.
Da ſtammelt er ſchmerzlich beklommen:
„Zum Schloß kann ich heute nicht kommen,
Holt ſelber die Fiſche euch ab."

Wie des Rheines glatter Spiegel
Silbern glänzt im Sonnenlicht!
Wolkenlos der blaue Himmel
Heut' den ſchönſten Tag verſpricht.

Seht, die hell gemalten Kähne
Stehn am Ufer ſchon geſchaart,
Bunte Wimpel, weiße Segel
Laden ein zur Waſſerfahrt.

Und mit Kränzen und mit Maien
Iſt die Jacht gar ſchön verziert,
Lüfte ſpielen mit der Flagge,
Die des Grafen Wappen führt.

Alle Schiffer ſtehn am Ruder,
Sehn die Herrſchaft, die ſchon naht,
Dort herab mit vielen Gäſten
Kommt der Graf den Bergespfad.

An des Fiſchers kleiner Hütte
Geht's vorbei ſo froh und laut,
Doch die Holde trüben Blickes,
Nun des hohen Fürſten Braut,

Geht ſo ſtill und bleich vorüber,
Auf die Hütte fällt kein Blick. —
„Vivat!“ ſchrei'n die Schifferleute,
„Heil dem Brautpaar, Heil und Glück!“

Doch man ſah den Fiſcher ſchweigend
Trüb in ſeine Hütte gehn,
Niemand hat ihn an dem Tage
Auf dem Strome fiſchen ſehn.

Wie ſo klar am frühen Morgen
Auch die helle Sonne ſchien,
Ward es doch am Mittag trübe,
Finſtre Wolken ſah man ziehn.

Und der Wind erhebt ſich ſauſend,
Stürmt, daß Baum und Maſt erbebt,
Tobt mit wilden Regengüſſen,
Wie man kaum ſie je erlebt.

Durch des Himmels ſchwarze Decke
Dringt kein einz'ger Sternenblick;
Von der Fahrt kehrt mit den Seinen
Spät im Sturm der Graf zurück.

Auf dem Lager liegt der Schiffer
Wachend, ſie nur ſchwebt ihm vor,
Horch! da traf durch Windes Heulen
Angſtgeſchrei um Hülf' ſein Ohr.

Hülfe! Hülfe! ruft es wieder
Lauter durch den Sturm dahin.
Halb bekleidet ſpringt der Fiſcher
Auf, und eilt zum Ufer hin.

Findet dort die Jacht geſtrandet,
Auf den Klippen borſt der Kiel,
Ankertau und Segel riſſen,
Sind des wilden Sturmes Spiel.

Schon beginnt die Jacht zu ſinken,
Immer höher ſteigt die Noth
Der Bedrängten auf dem Schiffe;
Bebend vor dem nahen Tod,

Klammern ſie in Angſt und Schrecken
Sich an Maſt und Stangen an. —
Auf den Wogen ſchwebt der Fiſcher
Im gewohnten leichten Kahn,

Kämpft beſonnen, kühn und mächtig,
Durch der Wogen Drang mit Muth; —
Heil und Glück dir, kühner Retter,
Auf der wild empörten Fluth!

Doch vergebens nach der Liebſten
Späht er in der Dunkelheit,
Ach! ſie möcht' zuerſt er retten,
Doch zum Säumen iſt nicht Zeit.

Alles ſtrebt mit wildem Drängen,
Der Gefahr ſich zu entziehn,
Alle ſind in Todesnöthen,
Alle fordern ſein Bemühn.

Doch nun nahe von allen Seiten
Auch der Strandbewohner Schaar,
Nahe mit Kähnen und mit Jackeln
Bei des theuern Herrn Gefahr.

Glücklich durch vereinte Kräfte
Wird Verderben abgewandt;
Gott und Menſchenhülfe preiſend,
Sind wohl Alle ſchon am Land.

Man erkennt ſich, ſucht ſich wieder
Bei dem hellen Fackellicht,
Alle glücklich ſind gerettet,
Nur des Grafen Tochter nicht.

Welcher Schrecken, welch Entſetzen!
Vater, Mutter jammern laut,
Und der Fürſt erbleicht erſchrecken
Beim Verluſt der ſchönen Braut.

Hoher Lohn wird dem verheißen,
Der die ſchnellſte Hülfe ſchafft,
Ob ſie lebe, ob als Leiche
Sie der Waſſerfluth entrafft.

Und die Schaar gewandter Schiffer
Stürzt alsbald zum Suchen fort,
Doch vergeblich iſt die Mühe,
Sie bringt Keiner mehr zum Port.

Denn der Fiſcher hat ſie ſchon gefunden
Starr und regungslos im Weidengrün,
Düſtern Blickes hält er ſie umwunden,
Trägt ſie ſtumm nach ſeiner Hütte hin.
Lautlos legt er ſie auf weiche Decken,
Spendet, was die Hütte nur vermag,
Läßt nichts unverſucht ſie zu erwecken,
Zu beleben ihres Herzens Schlag.

„Kann nichts" ruft er bebend aus „beleben
Dieſen ſchönen, jugendlichen Leib?
Soll vergebens ſeyn mein banges Streben,
Wäre todt dies heißgeliebte Weib?
Himmel, nein! o Himmel, hab' Erbarmen!
Gieb der Liebe, gieb ſie mir zurück!
Mir? Was ſag' ich? Nein, nicht mir; — mir Armen
Ward verſagt ſie feindlich vom Geſchick!"

„Kamſt du, Tod, um mir ſie zu vermählen,
Die voll Huld auf mich herabgeblickt?
Nicht im Leben durfte ſie mich wählen,
Doch der Tod hat Herz an Herz gedrückt!"
In Verzweiflung faßt er ihre Hände,
Eiskalt, und wie der Schnee ſo weiß,
Will erwärmen ſie, und ohne Ende
Drückt er ſie an ſeine Bruſt ſo heiß.

Drücket in des Schmerzes bangem Beben
Feſt auf ihre Lippen ſeinen Mund,
In ſie hauchen möchte er ſein Leben; —
Giebt ſich denn kein Lebensfunke kund?

Ja, es regt ſich leiſe ihr im Herzen,
Auf ihn fällt ihr erſter matter Blick. —
Jüngling, was ſind alle deine Schmerzen
Gegen dieſen erſten Augenblick?

Sie erholt ſich, lebt und athmet wieder,
Die als Leiche er dem Sturm entraffi,
Schon bewegen ſich die ſchönen Glieder,
Anmuthsvoll in neuer Lebenskraft.
Sie gewahret mit Luſt ſein frohes Beben,
Sieht ihn nahe ſich, — welch froher Traum!
Ging ſie denn wohl ein zum ſel'gen Leben?
Himmel ſcheinet ihr der Hütte Raum.

Nimmer kann ſie mehr von ihm ſich trennen,
Dem ſie Liebesglück und Leben dankt,
Gattin will ſie dem ſich fürder nennen,
Der vor ihr in Glück und Wonne ſchwankt.
„Mag man," ſpricht ſie, „ferner todt mich glauben,
Niemand ahnen, daß ich hier erſtand,
Niemand ſoll das hohe Glück mir rauben,
Das bei dir ich durch den Tod hier fand!"

„Längſt ſchon abgeſtorben jenem Glanze,
Der im Schloß des Vaters mich umgab,
Heimlich bebend vor dem Hochzeitskranze,
Hofft' und wünſcht' ich nur ein frühes Grab.
Doch mir wird, was ich in tiefem Sehnen,
Gab im Lied nur und Gebete kund:
Hier bei dir ein neues, ſchön'res Leben,
Süßes Glück im ſtillen Thalesgrund!"

Des Seemanns Braut.

1.

Horch, Meta, horch, Kanonen dröhnen,
Im Hafen laufen Schiffe ein.
Schon wieder! O wie ſchlägt mein Herze,
O möcht' es doch der Liebſte ſeyn!
O wäre nahe ſchon die Stunde,
Die ihn zurück zum Hafen bringt,
Da der Kanonen lautes Grüßen
Mit Jubelton vom Schiff erklingt!

Er ſchweift noch fern auf wildem Meere,
Von tobender Gefahr umſchwebt,
Darob mein Herz, ihm treu ergeben,
In bangem Schauer tief erbebt.
Verborgne Klippen, öde Küſten,
Korſarenwuth, des Hungers Noth,
Der Wilden Horden, ach, ſie gaben
Vielleicht ſchon grauſam ihm den Tod!

Vielleicht auf ferner Inſel Strande
Wirft toſend ihn die Welle an,
Und ohne Klage, ohne Thräne
Begräbt man dort den fremden Mann.
O trübe Bilder, ſchmerzlich Ahnen
Erfüllt mein Herz mit Angſt und Graus! —
Komm, Meta, komm hinaus ins Freie,
Es wird zu enge mir im Haus!

2.

Oben hoch von Hamburgs Walle
Schaut man auf die Elbe hin,
Herrlich glänzt der Strom und woget,
Und ergötzet Herz und Sinn.
In die blaue Ferne ſchweifet
Spähend, ſehnſuchtsvoll der Blick,
Ahnt die See mit ihren Schätzen,
Ahnt in blauer Ferne Glück.

Oben hoch von Hamburgs Walle
Zeiget ſich dem Blick ein Wald,
Nicht ein Wald von grünen Bäumen,
Nein, von Maſten mannigfalt.
Bunte Flaggen, leichte Wimpel
Sind der Bäume Blüthenkranz;
Luſtig flattert hin die Möve
In des Abendlichtes Glanz.

Oben hoch von Hamburgs Walle
Seht der ſtolzen Schiffe Reih'n,
Liefen hier aus fernen Zonen
Reichbeladen glücklich ein,
Haben auch wohl Sturm beſtanden,
Ruhen nun in ſichrer Hut.
Bringen wird auch eines wieder
Mir zurück ein theures Gut!

Stille ruht auf Strom und Ufer,
Friedlich naht der Abend ſich,
Stille wird's auch in der Seele,
Hoffnungsvoll und feierlich.

Kehrt' ſo manches Schiff doch wieder,
Das zur Ferne zog hinaus. —
Abendſtille, Herzensſtille! —
Meta, komm, wir gehn nach Haus.

3.

Da unten bei Curhaven
Da woget das offne Meer,
Vorbei dort ziehen viel Schiffe
Von weiter Ferne daher.

Dem Dreimaſter ſchwellet die Segel
Der Wind zu rüſtigem Lauf,
Schon ſegelt er ſtolz uns vorüber
Die Elbe nach Hamburg hinauf.

Das iſt die Hoffnung, ſie kehret
Mit reicher Ladung zurück,
Der Stürme gar viel und Gefahren
Beſtand ſie mit Muth und mit Glück.

Wie fröhlich iſt's auf dem Verdecke,
Es drängt ſich Geſtalt an Geſtalt;
Sie jubeln und ſchwenken die Hüte,
Und fröhliches Hurrah! erſchallt.

Kanonen, die dröhnen dazwiſchen,
Zu grüßen den heimiſchen Strand;
Das nenn' ich mir noch ein Grüßen,
Das weithin erſchallet ins Land!

Mir will es die Bruſt faſt zerſprengen,
O faſſe dich, zitterndes Herz!
O Meta, hilf tragen die Freude,
Wie du mir halfſt tragen den Schmerz!

Wanderlied.

In die Ferne zieht ein Wanderer
Leichten Sinns am Wanderſtab,
Singt ein Wanderlied, dazwiſchen
Pflückt er ſich manch Blümchen ab.

„Was du hinter dir gelaſſen,
Schau nicht bang darnach zurück,
Vor dir liegen blaue Berge,
Und dahinter manches Glück."

„Aus den Augen, aus dem Sinne,
Goldnes Sprüchlein, wohlbekannt!
Ander Städtchen, ander Mädchen,
Iſt ein's, das ihm nah verwandt!"

„Weißt noch nicht, für wen das Sträußchen
Du am Wege haſt gepflückt,
Wirſt bald wieder Eine finden,
Die ſich freundlich damit ſchmückt!"

„Neues Glück und neue Liebe
Heget jeder neue Ort,
Monde wechſeln, Winde wehen
Und verwehen manches Wort!"

Mittags ruhet der Geſelle
In dem Lindenſchatten aus,
Denkt noch einmal ſeiner Liebſten,
Die er weinend ließ zu Haus.

Ihren Namen, ſeinen Namen
Schreibt er ſpielend in den Sand, —
Dorten wohl zum letztenmale
Beide man vereinigt fand.

Kalter Wind durchzieht die Lüfte
Und verweht die Namen dort,
Monde wechſeln, Winde wehen
Und verwehen manches Wort!

Drei ſüddeutſche Lieder.

1.

Du haſt ja verſprochen:
Im Mai über's Jahr
Dann führſt du mich, Trauter,
Als Braut zum Altar!

Der Mai iſt vergangen,
Der Sommer ſchon fort,
Die Schwalbe zieht abwärts,
Sucht wärmeren Ort.

Doch willſt du nichts hören
Von Hochzeit und Schmaus,
Du giebſt mir kaum Antwort,
Und weicheſt mir aus.

Und machſt mir ja immer
Solch trutzig Geſicht,
Dein Sinn iſt gewendet,
Verſchweig' es mir nicht!

Ich weiß doch halt gar nicht,
Was ich dir gethan,
Sag' an mir, ſchön Gretel,
Wie bin ich daran?

2.

Du hatteſt nicht nöthig viel Worte zu ſagen,
Zurück mir zu ſenden die Kette, den Ring,
Ich wußte ſchon längſt was die Glocke geſchlagen,
Und daß es wohl Zeit, daß zu Bette ich ging'.

Ich weiß mir ein Bettlein recht kühl zu erwählen,
Es iſt auf des Rheines goldſandigem Grund,
Da will ich dem Rheingotte Alles erzählen,
Er macht mich von Liebe und Leiden geſund.

Da wirſt du die Nacht nicht die Ruhe mir ſtören,
Um die du auf Erden mich ganz haſt gebracht;
Wir werden hinfort von einander nicht hören, —
Schlaf' wohl du, falſch Gretel, ſchlaf' wohl, gute Nacht!

3.

Durch Wolken ſchien ſo trübe des Mondes bleiches Licht,
Es rannen heiße Thränen mir hin auf's Angeſicht!

Daß ich mich wollte ſtürzen hinab an dieſer Stätt',
Mich und mein Kind begraben im kühlen Waſſerbett.

Da hob ſich aus den Wellen ein ſchön und bärtig Haupt,
Mit grünem Rebenkranze war ihm das Haupt umlaubt.

Und zu mir ſprach's: „Geſelle, was führt denn dich hieher?
Du ſcheineſt ja ſo traurig, was drückt dich denn ſo ſehr?

Da fing ich an zu klagen mit Thränen laut mein Leid,
Daß mich zum Tode jage die Untreu meiner Maid!

Daß ich nun wolle ſtürzen mich in den Strom hinein,
Mich und mein Kind begraben im ſtillen kühlen Rhein.

„Das ſind ſchon alte Lieder von Lieb' und Ungetreu,
Doch ſehn wir, täglich werden die alten Lieder neu.

Und wer verſchmähte Liebe erfährt zum erſtenmal,
Der meint, er fühl' alleine ſolch bittre Liebesqual.

Der Strom, der würde ſchwellen und werden bald zur See,
Wollt' Jeder ſich da betten mit ſeinem Liebesweh.

Auch würden dich verlachen die Nixen allzumal,
Sie ſpotten des Verliebten und ſeiner Liebesqual,

Sind Dirnen auch, und Dirnen ſind überall ſich gleich,
Sie liebeln und ſie foppen auch hier im Waſſerreich.

Drum ſag' ich dir: bleib oben, geh' wiederum nach Haus,
Dein Leid wirf in die Fluthen, du aber bleibe draus.

Vergiß die falſche Dirne und ihren Wankelmuth,
Du findeſt eine Beſſre dir treu in Liebesgluth"

So hat der Gott geſprochen, der alte kluge Rhein,
Drum ging ich kühl und ruhig nach Haus im Mondenſchein.

Ich warf mich hin in's Bette, doch nicht auf Rheines Grund,
Schlief bis zum hellen Morgen und wachte auf geſund.

Mein Leid, das iſt geſchwommen indeß zum weiten Meer,
An dich, du falſches Gretel, denk' ich nun gar nicht mehr.

Die Mutter mit dem kranken Kinde.

Komm', ich will in's friſche Grün dich tragen,
In die laue, warme Frühlingsluft,
Daß ſie ſtärke mit dem Blüthenduft
Dir das kleine Herz zu fernen Tagen!

Sieh, die Bienchen ſuchen ſchon zu naſchen,
Und der Schmetterling ſich luſtig regt;
Wie der Wildfang mit dem Flügel ſchlägt!
Möchteſt ihn wohl mit dem Händchen haſchen?

Hörſt du, wie die Nachtigall dort flötet?
O mein Bübchen, ſiehſt ſo froh mich an!
Frühlingsluft hat dir ſchon wohl gethan,
Hat das blaſſe Wänglein dir geröthet.

Hell und warm ſcheint Sonne auf uns nieder, —
Iſt zu ſtark dir Luft und Frühlingsluft?
Neigſt dein Köpfchen ſanft an meine Bruſt? —
Süßer Schlaf deckt ſeine Augenlieder.

Stille! ſtört das Kind mir nicht im Schlummer,
Denn im Schlaf giebt Gott den Seinen Glück.
Gieb, o Herr, Geſundheit ihm zurück,
Ende meinen trüben Herzenskummer!

Laß ihn vor der Frühlingsſonne ſchwinden!
Die aufs neue Wald und Flur erhellt;
In der Hoffnung Farbe glänzt die Welt,
Frühling will ſie überall verkünden.

Glück und Leben giebſt du allen Weſen,
Alle drängen ſich zu Licht und Luft;
Laß denn auch das Kind an meiner Bruſt,
Laß zu Luſt und Leben es geneſen!

Laſſe rein und kräftig ihn genießen,
Was Natur an Glück und Luſt enthält,
Und das Schöne deiner ſchönen Welt
Sich in's Tiefſte ſeiner Bruſt ergießen!

Auf einen verſtorbenen Knaben.

O du mein lieblicher Knabe!
Wie liefſt du ſo froh einſt im Wald,
Wie blühte im Kreis der Geſpielen
So hold deine liebe Geſtalt!

Du klettertest hoch in die Bäume,
Schnitt'st Gerten geſchmeidig und lang,
Und ſuchteſt nach Beeren und Nüſſen,
Und horchteſt dem Vogelgeſang.

Da grubſt du den Kern in die Erde
Und ſprachſt: „Er werde zum Baum,
Er gebe der Mutter einſt Schatten,
Und luſtigen Vögelchen Raum!“

O du mein lieblicher Knabe,
Du welkteſt und ſankeſt hinab,
Es wehen und ſäuſeln die Lüfte
Hin über dein mooſiges Grab.

Dem Kerne jedoch iſt entwachſen
Ein ſchöner und kräftiger Baum,
Er breitet die buſchigen Aeſte
Weit aus in dem ſonnigen Raum.

Du wurdeſt, mein lieblicher Knabe,
Von Gottes allmächtiger Hand
Entnommen den Stürmen der Erde,
Verpflanzet in beſſeres Land.

Du herrliches Bäumchen, einſt blühend
So ſchön hier, in Hoffnung ſo reich,
Dort biſt du zum kräftigen Stamme
Erwachſen im himmliſchen Reich'

Am Hochzeitsmorgen.

Mich preiſen Alle glücklich,
Begrüßen froh mich heut',
Die Tanten und Geſpielen
Erſcheinen hocherfreut.

Sie brachten Band und Spitzen
Und viel Geſchmeide dar,
Den Kranz von grünen Myrten
Zu flechten mir in's Haar.

Sie loben und bewundern
Mein weißes Atlaskleid,
Und Eine gar, ich glaube,
Sieht mich mit ſtillem Neid.

Man wähnt mich hochbeglücket,
Ahnt meine Wehmuth nicht,
Bringt mir auf rother Seide
Gedruckt ein Feſtgedicht.

Drin lobet man und preiſet
Den Bräutigam gar ſehr, —
Die Eltern ſind ſo glücklich,
Als wenn auch ich es wär'!

Sie ſehen mich im Kranze,
Gerühret, mit feuchtem Blick,
Still hab' ich mich ergeben,
Still tragend mein Geſchick.

Doch zweifl' ich manchmal leise,
Als würd' es jemals gut,
Denk' ich an Ihn, dem heute
Gewiß ist weh zu Muth!

Genrebilder.

1.

Am Hochzeitsmorgen.

Heut' geht es zum Altare,
Gottlob! nun werd' ich frei;
Ein Ja! und dieses endet
Die trübe Sklaverei,

In der mich hart der Vater,
Die strenge Mutter hielt,
Daß meiner Jugend Tage
Nie Jugendlust umspielt.

Ward ich zum Ball geladen,
So herrscht' der Vater: nein!
Sollt' ich zur Oper gehen,
Hieß es: Es kann nicht seyn!

Nie durft' ich mit Gespielen
Im Park spazieren gehn,
Die Mutter sprach: Im Hause
Muß dies und das geschehn.

Nahm ich zum Zeitvertreibe
Einmal ein Buch zur Hand,
Dann hieß es: Nur verderblich
Iſt der Romanentand!

Nur nächtlich und verſtohlen,
Bei trübem Lampenlicht,
Las ich von Scott und Hoffmann,
Und das Vergißmeinnicht.

Doch heut' geht's zum Altare,
Gottlob! nun werd' ich frei;
Ein Ja! und dieſes endet
Die trübe Sklaverei!

Mein Bräutigam — nun freilich —
Iſt nicht mehr jung noch ſchön,
Und manchen Andern möcht' ich
An ſeiner Stelle ſehn.

Doch nichts iſt ja vollkommen,'
Am wenigſten ein Mann;
Wohl Manche hat den beſten,
Und iſt doch ſchlimm daran.

Verliert er gegen Andre
Auch etwas im Vergleich,
Gefällig doch und freundlich
Iſt er, und mehr noch, reich!

Er wird nicht durch Verſagen
Mich quälen und Verbot;
An Putz und an Geſchmeide
Hab' ich auch niemals Noth.

Nun lad' ich ſelber Gäſte
Zum Balle mir und Schmaus,
Geb' Thee's und geb' Conzerte,
Und mach' ein großes Haus.

Und gehe in's Theater,
Spazieren, wann ich mag,
Und wenn es mir behaget,
Leſ' ich den ganzen Tag.

Heut' geht es zum Altare,
Gottlob! nun werd' ich frei;
Ein Ja! und dieſes endet
Die trübe Sklaverei!

Nach zehn Jahren.

2.

Noch wach' ich arbeitend im Hauſe allein,
Die Mitternachtglocke verhallt,
Die Lampe brennt düſter, der Schlaf ſtellt ſich ein,
Mich friereet, die Stube wird kalt.

Es ſchlafen die Kinder ſo ruhig, ſo feſt,
Als hätten wir gar keine Noth,
Ach, Sorgen und Grämen mich nimmer verläßt,
Herr! gieb uns das tägliche Brot!

Wohl hab' ich einſt beſſere Tage geſehn,
Jung war ich und blühend und reich,
Doch alterte ich frühe, ſah Alles vergehn,
Bin arm nun, verkümmert und bleich.

Ich Arme, was hab' ich dazu denn gethan?
Das Unglück brach plötzlich herein;
Mit Vorwurf und Tadel noch kränkt mich der Mann,
Als trüge die Schuld ich allein.

Uns meiden die Freunde ſeit nah'te die Noth,
Die mit uns im Glück ſich gefreut;
Die ſorgſamen Eltern auch beide ſind todt,
Zu helfen iſt Niemand bereit.

Doch wenn mich auch Alles verläßt und verſäumt,
Verläßt doch die Hoffnung mich nie,
Und wenn dieſe Nacht eine Nummer mir träumt,
Setz' ich in die Zahlenlotterie.

Der Nachtwächter.

Hört ihr Leute, laſt euch ſagen,
Zwölfe hat die Glock' geſchlagen!
Wer nicht iſt in böſem Bund,
Fürchtet nicht die Geiſterſtund'!

Das Sprüchlein hab' ich oft gehört:
Die Nacht ſey keines Menſchen Freund;
Das glaub' ich nicht, denn mit dem Guten
Sie es fürwahr nicht böſe meint.
Die böſen Geiſter und Geſpenſter
Gehn auch umher beim Tageslicht,
Doch wer auf rechtem Wege wandelt,
Den ſchrecket ihr Erſcheinen nicht.

Es iſt vor allem hold der Liebe
Die Nacht mit ihrem Dämmerſchein;
Gott Amor hüllt ſich oft verſtohlen
In ihren Sternenmantel ein.
Als Meteor erſcheint im Dunkel
Wohl Manchem dann ſein Fackellicht,
Doch ſeyd nur unbeſorgt, und fürchtet
Vor ſolchem Phänomen euch nicht.

Dort ſeh' ich ſchleichen wohl Geſtalten
Wie Geiſter leicht im Mondenſchein, —
Es iſt ein trautes Liebespärchen,
Das huſcht in's Gäßchen dort hinein.

Der Wächter muß auf Alles achten,
Doch ſchweigt er, wo's erlaubt die Pflicht,
Drum ſorget nicht, denn ich verrathe
Solch ſüß Geheimniß wahrlich nicht.

Dort in der Häuſer dunkelm Schatten
Schleicht Der vom Liebchen ſtill allein,
Und ohne Laut und ohne Pochen
Läßt ihn der Knecht in's Haus hinein.
Die Eltern liegen längſt im Schlafe,
Erloſchen ſchon iſt jedes Licht; — —
Seyd unbeſorgt, denn ich verrathe
Dich ſammt dem treuen Knechte nicht!

Ein wenig taumelnd eilt im Dunkeln
Ein wackrer Bürgersmann nach Haus,
Der Edle ſchämt ſich ſeines Räuſchchens
Und weicht gefliſſentlich mir aus.
So ſpät noch war er in der Schenke —
Ich halte nicht ſo ſtreng Gericht.
Wenn eure Frau davon nur ſchweiget,
Seyd ruhig, ich verrath' es nicht.

Was brauſt denn dorten um die Ecke?
Studenten kommen vom Gelag;
Hilf Gott! das iſt ein Lärm und Toſen,
Wie auf dem Markt am hellen Tag.
Er ſtört die Bürgerleut' im Schlafe,
Es zu verwehren iſt mir Pflicht —
Doch raſſel' ich drüber hin und rufe
Die Stunde ab, dann hört man's nicht.

Hört ihr Leute, laßt euch ſagen.
Ein Uhr hat die Glock' geſchlagen!
Wer noch wacht, nicht ſchlafen kann,
Rufe Gott den Herren an!

Legende.

Nach Hans Sachs.

Daß unſer Heiland, Herr Jeſus Chriſt,
Oft weit und zu Fuß gewandert iſt,
Das wiſſen wir aus manchen Legenden,
Die uns viel fromme Bücher ſpenden.
So zog er einſt mit Petrus fort
Gen Jericho, den bekannten Ort.
Indem ſie durch Wieſ' und Felder gingen,
Und redeten von erhabenen Dingen, —
Denn aus des Heilands heiligem Mund
Ward himmliſche Weisheit dem Petrus kund,
Wonach der fromme Mann thät trachten, —
Geſchah es, daß Beide vergaßen zu achten
Auf Meilenzeiger, auf Richtung und Steg,
Und kamen ab von dem rechten Weg.
Zur Seite auf der grünen Matten
Da ſtand ein Baum, da lag im Schatten,
Der Ruhe pflegend, ein junger Knecht;
Den Beiden war das eben recht.
Beſcheidentlich fragt ihn Jeſus Chriſt, —
Wie dies von ihm zu erwarten iſt —

„Wird uns dieſer Weg gen Jericho führen?“
Der Knecht lag ſtill ohn' ſich zu rühren,
Gemächlich that er ſein Frühſtück verzehren,
Ließ ſich darin durch die Frage nicht ſtören,
Er käute und ſtopfte ſich voller das Maul
Und war zur Red' und Antwort zu faul.
Der Herr ſprach zu Petrus: „Der faule Knecht,
Hält uns für eine Antwort zu ſchlecht,
Kein Wörtlein, ſiehſt du, will er uns ſpenden:
Wohin nun ſollen wir uns wohl wenden?“ —
Denn Chriſtus, ob auch alle Weisheit ihm klar,
Wie reich er an Gottes Erkenntniß auch war,
Ließ Menſch ſich in menſchlichen Dingen ſtets ſehn,
Damit ihn die Menſchen recht ſollten verſtehn. —
Sie ſchauen nach allen vier Winden hinaus
Im Zweifel, und wiſſen nicht ein noch aus;
Da kam vom andern Ende der Matte
'Ne Magd herbeigelaufen, die hatte
Die Schürze halb voll von gemähtem Gras,
Die Sichel geführet, gearbeitet baß:
Sie hatte die Wandrer von Weitem geſehn
Unſchlüſſig und zweifelnd am Wege ſtehn.
Sie fragte, wohin ſie zu ziehen gedächten?
Geleitete ſie auf den Weg, den rechten,
Von dem ſie gekommen ein gutes Stück,
Dann lief ſie in Eile zur Arbeit zurück,
Nahm nicht einmal Trinkgeld, und war ſchon davon,
Als Petrus ihr nachrief: „Gottes Lohn!“
Drauf Petrus ſprach: „O Meiſter, ich denke,
Das Mägdlein verdienet doch wohl ein Geſchenk:;

Zum Lohn der Gutthat, die ſie uns gethan,
Beſcheer' ihr einen wackern Mann!" —
Der Herr erwiedert: „Der Knecht, der im Gras,
Zum Sprechen zu faul, bei der Mahlzeit ſaß,
Der faule Knecht, der wird ihr Mann!" —
Verwundert ſchauet ihn Petrus an.
Der Herr ſprach weiter: „Ganz verderben
Würd' ja der Mann, in Armuth ſterben,
Ohn' eine Frauen ſo fleißig und gut.
Sie aber in Stolz und Uebermuth
Würd' eitel auf ihren Fleiß, ihr Geſchick,
Sich überheben in Reichthum und Glück,
Denn Eitelkeit, ſehen wir oft, folgt ſtets
Der Tugend auf der Ferſe nach.
Darum läßt Gott es geſchehen auf Erden,
Daß ungleiche Ehen geſchloſſen werden,
Auf daß Eins trage und helfe dem Andern,
Und Beide in Ehren in's Himmelreich wandern."

Volksmähr.

Zu Straßburg an dem Kahenſteg
Wohnt' einſt 'ne ſchöne Frau.
Ihr Eheherr ein Schuſter was,
Der gern beim Wein im Bären ſaß.
Miau, Miau, Miau!
Der Mann der ſchönen Frau.

Doch der Geſelle jung und ſchlank*)
Gefiel bald mehr der Frau;
Oft ſchielte ſie nach ihm herüber,
Auch Worte fielen her und hin, —
Miau, Miau, Miau!
Gar freundlich war die Frau.

Doch der Geſelle kümmert ſich
Nicht um des Meiſters Frau.
Er freit um des Nachbars Kind,
Schön Gretel iſt ihm hold geſinnt.
Miau, Miau, Miau!
Die wünſcht er ſich zur Frau.

Schön Gretel ſieht zur Werkſtatt 'nein,
Ob nicht darin die Frau;
„Herr Meiſter, krieg' ich bald die Schuh?"
Dem Liebſten wirft ſie Blicke zu.
Miau, Miau, Miau!
Nicht iſt daheim die Frau.

„Mein Vater kommt heut' Abend ſpät
Heim aus der Krutenau;*)
Ich harre hinterm Laden dein,
Wir plaudern drin beim Sternenſchein. —"
Miau, Miau, Miau!
„Wir graut mir vor der Frau!"

*) Eine Straße in Straßburg.

Am Abend ſchleicht zum Liebchen er
Im kühlen Abendthau.
Er koſt' mit ihr am Fenſterlein,
Sie tauſchten Küß' um Küſſe ein —
Miau, Miau, Miau!
Scheel'n Katzen ſchwarz und grau.

Sie dicht umkreiſend, fürchterlich
Schreit eine Katze grau;
Dem Liebespärchen recht zum Tort
Schallt ihr Geſchrei zu Kuß und Wort:
Miau, Miau, Miau!
Schreit fort die Katze grau.

Doch der Geſelle ſieht erboſt
Die Katze an genau;
Da faßt er einen großen Stein,
Den ſchleudernd, trifft er ſie an's Bein.
Miau, Miau, Miau!
Fort hinkt die Katze grau.

Im Bette liegt am andern Tag
Des Meiſters ſchöne Frau.
Noch geſtern war ſie friſch und roth,
Und heute liegt ſie krank zum Tod.
Miau, Miau, Miau!
„Was, Meiſter, fehlt der Frau?"

„Sie war noch geſtern Abend aus,
Kam heim am Abend grau;

Da traf mit einem gypſen Stein
Ein böſer Bube ſie an's Bein.
Miau, Miau, Miau!
Lahm iſt nun meine Frau."

Ein ſchwarzer Kater ſchleicht zur Nacht
Um's Bett der ſchönen Frau.
Das war wohl gar? — behüt' uns Gott! —
Am andern Morgen war ſie todt.
Miau, Miau, Miau!
'Ne Hexe war die Frau.

Das Schweſternpaar.

Räthſel.

Schweſter, willſt du immer müßig bleiben,
Immer zuſehn, wenn ich ganz allein
Mich ſtets mühe in der Arbeit Treiben,
Willſt du ſtets dich nur der Trägheit weihn?

Nicht nur Scheer' und Nadel muß ich führen,
Arbeit hab' ich überall vollauf;
Giebt es in der Küche was zu rühren,
Würdet man nur mir den Löffel auf.

Alles muß ich ſtets allein betreiben,
Bin die Erſte ſtets, giebt's was zu thun,
Muß die Feder führen, giebt's zu ſchreiben,
Während du dabei kannſt müßig ruhn.

Allen muß ich das Verlangte reichen,
Du ziehſt immer blöde dich zurück.
Ob wir uns auf's Haar auch beide gleichen,
Wie verſchieden ſind wir an Geſchick!

Früh ſchon lehrte man mich Arbeit lieben,
Stark ward ich, du ein verzogned Kind,
Schwach und weichlich biſt du drum geblieben,
Zartes Jüngferchen, ſtets mild geſinnt.

Nun bin ich's, die überall muß ſchalten,
Wär' ich nicht, wie ſtänd' es wohl im Haus!
Denn um Ruh' und Ordnung zu erhalten,
Seh' ich auch, wenn's Noth thut, drohend aus.

Antwort.

Zürne nicht, daß ich, nun ſo erzogen,
Nimmer deiner Arbeit kundig bin,
Jung nur wird das Bäumchen ja gebogen,
Jetzt haſt deſſen nimmer du Gewinn.

Daß verſäumt ich ward, muß ich erkennen,
Unterricht ward mehr dir zugewandt,
Darum muß man ungeſchickt mich nennen
In den Werken, die du haſt genannt.

Denn es fehlt mir wahrlich nicht an Willen,
Und in Vielem ſieh' ich dir doch bei;
Und geſtehe nur, du fühlſt im Stillen
Oftmals deiner Schweſter Hülf' und Treu.

Wenn wir an dem Rahmen emsig beide
Mit der Stickerei beschäftigt sind,
Bin ich mit der Nadel und der Seide
Nicht behende, und wie du geschwind?

Wenn du auf den duft'gen grünen Wiesen
Wählest dir die schönsten Blumen aus,
Hab' ich nicht mich hülfreich dir erwiesen,
Hielt ich nicht indeß den Blumenstrauß?

Wenn geschickt du rührst der Harfe Saiten,
Daß den Hörer deine Kunst entzückt,
Muß ich dann nicht immer dich begleiten,
Theil' ich nicht den Ruhm, der dich beglückt?

Drum kannst du's nicht böse mit mir meinen,
Weiß, du möchtest ohne mich nicht seyn;
Wir ja beim Gebete auch erscheinen
Schwesterlich im innigsten Verein!

(Die rechte und die linke Hand.)

Das seltene Haus.

(1833.)

Ich geb' euch frohe Kunde
Von einem schönen Land,
Darin auf meiner Reise
Ein seltnes Haus ich fand.

Drin wohnt ein edler Sänger
Mitſammt dem edeln Weib,
War einſt ein Schattenſpieler
Zu Vieler Zeitvertreib.

Des Hauſes Glück erquicket
Der Kinder Jugendſchein,
Drum iſt wie Roſenblüthe
Des Sängers Töchterlein.

Drum iſt der Knabe fröhlich,
Sein Sinn ſo keck und frei,
So kühn als ob Vertreter
Des Volks er jetzt ſchon ſey.

Ein Kind noch in der Knospe,
Wie Lilie weiß und zart,
Wird ſich noch einſt entfalten
Zum Blümlein eigner Art.

Es blicket zwiſchen Lauben
Und reichem Gartenflor
Durch Rebgewind und Nußbaum
Ein alter Thurm hervor.

An grauer Vorzeit Tage
Mahnt er, an Wehm und Acht: —
Jetzt wird dort bankettiret,
Mit Gäſten froh gelacht.

Ein Storch erſcheint beim Mahle
Als Hausthier ernſt und zahm,
Dabei ein ſchwarzer Rabe,
Herr Niklas iſt ſein Nam'.

Doch horch! welch ein Getöne
Trifft wunderbar das Ohr!
Wie Geiſterklänge ſchwebt es
Im Dämmerlicht empor!

Kaum athmend horcht ihr ſchweigend,
Iſt's ferne, iſt es nah? —
Der Sänger läßt ertönen
Die Mundharmonika! —

Es wird nach vielen Jahren,
Wenn wir ſchon längſt dahin,
Von dieſem Haus die Kunde
In Lied und Sage blühn.

Wie mancher edle Sänger
Iſt froh dort eingekehrt!
Wie manchem fremden Wanderer
Wird drinnen Ruh beſcheert!

Auch ich bin drin geweſen; —
Kennt ihr ob dem Bericht
Das Dichterhaus zu Weinsberg
Im Schwabenlande nicht?

Prinzeſſin Roſilde's Lieder.

Aus dem Fragmente:

Die ſchlafende Prinzeſſin.

Ein altes Feenmährchen für verſtändige Kinder.

Neu erzählt

von

Roſa Maria.

Was treiben seltsam fremde Mächte
Mit meinem Herzen für ein Spiel!
Nur einmal hab' ich dich gesehen,
Nur einmal ach! und doch zu viel!

Es streift ein Glück in Windeseile
Vorüber mir in hohem Flug; —
Nur einmal hab' ich dich gesehen,
Wenn auch zuviel, doch nicht genug.

Ich suche dich nun aller Orten,
Umsonst nach dir die Blicke spähn;
Nur einmal hab' ich dich gesehen,
Und werde dich nun ewig sehn!

Ich bin wie jene Blume,
Die heiß die Sonne traf,
Sie senkt das Haupt, sie neigt sich,
Nicht Ruhe ist's, nicht Schlaf.

Nein, sehnendes Ermatten
In Weh und Liebesqual; —
Aus deinen dunkeln Augen
Traf mich ein solcher Strahl!

Die Wahrſagerin.

1.

Siehſt du in polniſcher Tracht dort den Herrn?
Seine Geheimniſſe wüßte ich gern.

Schon ſtreift den Handſchuh er ab von der Hand,
Was ſie dir kündet, mach' mir's bekannt!

„Kindchen, die Herzen der Männer ſind kraus,
Wüſt und verſchloſſen; nichts bringt man heraus.

„Oft ſo verhärtet ſind Hände wie Sinn,
In ſie zu ſchauen bringt ſchlechten Gewinn."

Sieh, ſeine Hand wie ſo blank und ſo fein,
Durch die wohl ſchauſt du in's Herz ihm hinein!

„Himmel! wie brauſt es, welch trotziger Muth,
Liebe und Stolz und verhaltene Glut!"

„Alles wogt wild und verworren umher,
Sehe vor Feuer und Flammen nichts mehr!"

„Das aber, Schätzchen, Gewißheit mir iſt:
Du nur ſein tiefſtes Geheimniß ihm biſt!"

2.

„Wahre dein Herzchen, wahr' deine Ruh!"
Ruft dir die braune Zigeunerin zu.

„Glaube mir, Schätzchen, mir zeigt's deine Hand,
Heimlich im Herzchen ſchon glühet der Brand."

„Wahr' es, ſonſt ſchlägt er in Flammen bald aus
Dir über's Köpfchen zum Hauſe heraus!"

„Wahre und wiſſe, ich ſag's ohne Scheu,
Wahre dein Herzchen, kein Mannsbild iſt treu!"

Zuverſicht.

3.

Haſt du ſo ſicher, o Alte, gewußt,
Was ich ſtill hege in klopfender Bruſt?

Tief in die Seele drang doch nicht dein Blick,
Dir iſt entgangen mein heimliches Glück!

Daß ich kein Herzchen behüten mehr kann;
Selber ja nicht mehr gehör' ich mir an.

Liebe um Liebe tauſcht' glücklich ich ein,
Schlecht nur bewähret ſich dein Prophezeihn!

Thörichte Alte, du machſt mir nicht Scheu,
Viele ſich wandeln, doch Einer iſt treu.

Die Wallfahrer.

Es ziehet nach Walldüren
Der Pilger fromme Schaar
Um Ablaß und zur Buße
Frohnleichnam jedes Jahr.

Mit lautem Bußgeſange
Zieht ernſt der Zug einher,
Belaſtet iſt ein Jeder
Mehr oder minder ſchwer.

Die Hand in leichte Schürze
Die kleine Reiſelaſt,
Der trägt ſie auf dem Kopfe,
Der unterm Arm gefaßt.

Doch ihre ſchwerſte Bürde
Man ſie nicht tragen ſieht,
Nicht das geheime Leiden,
Das ſie zur Wallfahrt zieht.

Das giebt ſich im Gelöbniß
Nur im Gebete kund: —
Durch Ablaß und durch Buße
Ward Mancher ſchon geſund.

Wie wär's, wenn nach Walldüren
Wir folgten ihrem Schritt?
Dein Schwert, das roſtgefärbte,
Das nimmſt du gläubig mit.

Ich bring' der Muttergottes
Mein leidend Herze dar;
Wir knie'n am Altar nieder,
Fromm betend mit der Schaar.

O laß uns nach Walldüren,
Hin nach Walldüren ziehn!
Dein Schwert wird wieder leuchten,
Mein Herz wird wieder blühn!

1.

Die Ahnenbilder ſehn hernieder
Auf mich im düſtern Waffenſaal
So kalt und ſtumm; ob ſie wohl ahnen
Des Herzens tief verſchwiegne Qual?

Du, Bild der Ahnfrau mit der Roſe,
Auf dir verweilt mein Auge gern;
So ſinnend ſenkſt den Blick du nieder!
Blieb dir der Liebe Glück auch fern?

Wie? oder ward es dir gewähret?
Was deutet dein geſenkter Blick?
O was es ſey, mitleidig ſende
Entweder Troſt mir oder Glück!

2.

Hier hängt im Bilde ihr zur Seite
Im Purpurmantel der Gemahl,
Mit Gold und Hermelin verzieret,
Die Bruſt gehüllt in kalten Stahl.

Darauf an goldner Kette glänzend
Das goldne Vließ in hoher Pracht,
Auf ſammtnem Kiſſen prangt die Krone
Nebſt Zepter, Zeichen höchſter Macht.

Wie blickt der Ahnherr kalt und düſter! . .
Das iſt der Blick der Liebe nicht! —
Wie iſt der Mund ſo ſtreng geſchloſſen,
Blaß und durchfurcht das Angeſicht!

Nun kann der Ahnfrau Sinn ich deuten,
Voll Mitleid ahn' ich ihr Geſchick:
In ſtillem Gram fällt auf die Roſe
Entſagend ihr geſenkter Blick.

3.

In Nonnentracht mit weißem Schleier
Zeigt ſich ein ſchönes Frauenbild:
Der Ahnfrau Schweſter; — wie ſo ruhig
Der Blick, ſo ernſt und doch ſo mild!

Die fürſtliche Aebtiſſin lebte
Stets treu der klöſterlichen Pflicht,
Nach Weltluſt und nach Glanz begehrte
Die Gottgeweihte Jungfrau nicht.

Ihr Herz in ſtiller Seelenruhe
Blieb ſtets dem Himmel zugewandt,
Das Demantkreuz ſchmückt ſtatt der Roſe
Die Bruſt, die Liebe nie gekannt.

Drum ahnt ſie nichts von meinen Schmerzen,
Sie weiß nicht, was das Herz mir bricht; —
Und doch, du arme Unglückſel'ge,
Neid' ich dir dieſe Ruhe nicht!

4.

Im Waffenſchmuck und Eiſenkleide,
Die Hand am ſtarken Schwertesknauf,
Im Blicke Muth und Kampfesfreude,
Blickt kühn und ſtolz der Jüngling auf.

Das Kreuz auf ſeiner Schulter deutet,
Daß er ſich heil'gem Kampf gelobt,
Zu Gottes Ehre werd' im Streite
Um's heil'ge Grab ſein Muth erprobt.

Die Schärpe blau, von weicher Seide,
Geheim gewebt von Liebeshand,
Sie ſchmieget ſich um's harte Eiſen,
Recht wie ein ſüßes Liebespfand.

Der braunen Locken reiche Fülle,
Der Blicke freudige Begier,
Die männlich ernſten, edlen Züge,
Bald birget Helm ſie und Viſier.

Den Arm bewehrt mit Schild und Lanze,
Schied er vom Lieb und Vaterland,
Voll Kampfesluſt ſah man ihn landen
Mit rüſt'ger Schaar an Joppe's Strand.

Dort übt' er viele Heldenthaten
Im Chriſtenheer für's heil'ge Grab,
Bis daß ein wilder Sarazene
Mit krummem Schwert den Tod ihm gab.

In Aſiens glühend heißem Sande
Zerfiel der Glieder edler Bau.
Auf ſeiner Bruſt, im Sonnenſtrahle,
Verblich der Schärpe Himmelblau.

Sie, die die Schärpe ihm gewoben,
Sah man daheim in Gram vergehn,
Und oft in hoffnungsloſen Träumen
Vor dieſem Bild in Thränen ſtehn.

5.

Wird man auch einſt mein Bildniß ſchauen
Hier unter meiner Ahnen Zahl?
Was wird es einſt dem Enkel künden?
Der Liebe Glück? Der Liebe Qual?

Wird man im Königsſchmuck mich malen,
Im Purpur und Juwelenlicht?
Belaſtet mit den goldnen Ketten?
Darunter, ach, das Herz mir bricht!

Wie? oder werde ich mich zeigen,
Weit hinter mir Palaſt und Thron,
Nicht Fürſtin mehr im Königsſaale,
Zu Freiheit und zu Glück entflohn?

Die Locken mit der Myrtenkrone,
Die Bruſt mit Roſen nur geſchmückt,
Wie dir vereint in ſtiller Hütte,
Ein liebend Weib, durch dich beglückt!

O zweifelnd Hoffen, trübes Zagen,
Wie fern noch ſolchen Glückes Schein!
Noch ſchweifeſt du auf irren Bahnen,
Dein Haupt umrauſcht von Krieges Dräu'n.

Noch haſt du Ketten erſt zu ſprengen,
Die eiſernen, der Knechtſchaft Graus,
Mußt harten Kampfes erſt befreien
Vom Feinde Vaterland und Haus.

Noch ziehſt, ein Flüchtling in der Fremde,
Geächtet du durch Sturm und Wind,
Noch bin ich an des Thrones Stufen
Ein ſtreng gefeſſelt Königskind! —

Wie wird man einſt mein Bildniß ſchauen
Hier unter meiner Ahnen Zahl?
Was wird es einſt dem Enkel künden?
Der Liebe Luſt? Der Liebe Qual?

Ich kann nicht ſchlafen,
Die Nacht iſt ſo lang,
Es machen mir böſe
Träume ſo bang.

Ich ſpringe vom Lager,
Ich wandle umher,
Dann recht ich erſt fühle,
Wie's Herz mir ſo ſchwer.

Ich ſehn' mich in's Freie
Nach kühlendem Wind,
Und öffne die Thüre
Des Altans geſchwind.

Ich ſtarr' in die Oede
Mit düſterem Blick. —
Die Nacht iſt ſo dunkel
Wie mein Geſchick.

Kein Licht mehr flimmert,
Kein Stern mehr lauſcht,
Geſpenſtiſch der Nachtwind
Durch Pappeln rauſcht.

Wo findet Ruhe
Mein heißes Blut? —
In deinem Arme
Da ruhet ſich's gut.

Du trägſt im Arme
Dein blitzendes Schwert,
Dein Herz nicht nach Ruhe
Nach Kampf nur begehrt.

Es macht mir dein blitzendes
Schwert, ach, so bang! —
O Gott, wie sind doch
Die Nächte so lang!

An Johanna Steinheim mit einem ausgeschnittenen Elfenwagen zu ihrem Geburtstage dem 15 October 1839.

Ein wunderbares reges Leben
Belebte diese Nacht den Wald,
Es war ein Rauschen, Flüstern, Tönen,
Ein Summen, Rufen, Laufen bald.
Ein muntres Völkchen war geschäftig
Und froh belebt im Mondenschein;
Es schien zu einem nahen Feste
Die Schaar der Elfen sich zu freun.

Es läutete die Glockenblume
Das Fest schon ein mit hellem Klang,
Das Bienchen summt', der Käfer schwirrte,
Begleitend froh der Elfen Sang.
Die liefen durch den Wald geschäftig
Und richteten den Wagen ein,
Denn Blumen, Strauch und Blätter müssen
Hier Kissen, Deichsel, Lehne seyn.

Sie wälzen goldne Sonnenblumen
Im Thau durch's feuchte Gras heran
Zum Räderwerk, und Rohr und Ranke
Wird Riemenwerk dem Zweigespann

Die ſtolze Lilie muß ſich ſchmiegen,
Der Führer nimmt den Sitz darin,
Die Falter treibt er an zum Zuge,
Die bei den Blumen gern verziehn.

Mit Kränzen und mit Blumenſträußen
Schmückt ſich der Elfen ganze Schaar;
Der grüne Wald in reicher Fülle,
Er bietet reiche Schätze dar.
Wie manches grüne Blatt der Wieſe
Erſcheint zum Fächer ganz gemacht,
Dahinter froh das Elfenkindchen
Dem Elfen ſtill entgegen lacht!

Und Droll, der kleine, ſtreift der Eichel
Das Käppchen ab und ſetzt es auf,
Holt dann ſich die Trompetenblume,
Zu blaſen auch ein Lied darauf.
Es ſchmücken ſich mit Blumenkronen
Der König und die Königin,
In hohem Glanze zu erſcheinen
Beim Feſt, iſt ſichtlich ihr Bemühn.

Als Zepter trägt er in den Händen
Die goldne Aehre ſchwer und voll;
Die hohe Sonnenblume glänzet
In ihrer Hand als Paraſol.
So ziehen ſie nun jubelnd, ſingend,
Zum Feſte durch der Lüfte Blau; —
Geleit' euch Gott! nehmt meine Wünſche
Auch mit, und grüßt die edle Frau!

Lied.

Nach dem Franzöſiſchen.

Wenn in dem ſchauerlichen Thurme
Der Jüngling klagt mit trübem Sinn,
Zieht mit des Mitleids regem Triebe
Natur mein Herz ſtets zu ihm hin;
Mit Wehmuth füllen mich die Töne,
Die er oft wiederholend ſpricht —
O Mütterchen, o ſey nicht böſe,
Denn Mitleid iſt ja Liebe nicht!

Wenn hinter meinem Fenſter lauſchend
Mein Ohr ſich ſeiner Klage neigt:
Wähn' ich, ihn immer noch zu hören,
Wenn längſt ſchon ſeine Stimme ſchweigt;
Und ſehnend möcht' ich ſtehn und lauſchen
Vom Morgen- bis zum Abendlicht —
O Mütterchen, o ſey nicht böſe,
Denn Mitleid iſt ja Liebe nicht!

Einſt war ſein Lied ſo liebeglühend
Und drang in mein Gemüth hinein,
Ich ſuchte nicht es zu erlernen,
Und dennoch prägt' es ſich mir ein;
Und ſeitdem wiederhol' ich's immer
Vom Morgen- bis zum Abendlicht —
O Mütterchen, o ſey nicht böſe,
Denn Mitleid iſt ja Liebe nicht!

Lied.

Nach dem Franzöſiſchen.

Wo kühle Lüfte wehen
Am Bach im ſtillen Hain,
Hab' ich ein Hüttchen ſtehen —
O ziehe zu mir ein!
Der Wipfel einer Linde
Verſteckt des Hüttchens Dach,
Doch ohne Liebchen finde
Ich nichts als Ungemach.

Und früh in muntern Tönen
Der Vöglein Chor erſchallt
In Liedern, die verſchönen
Den ſtillen Aufenthalt.
Das Täubchen lockt mit Girren
Den Tauber und die Brut,
Er läßt die Flügel ſchwirren,
Fliegt hin in Liebesglut.

In meines Gärtchens Raume
Zieh' ich manch nützlich Reiß,
Die ſüße Frucht vom Baume
Lohnt meinen regen Fleiß.
Auf bunt beblümter Weide
Im lichten Abendſtrahl,
Gewürzt von ſtiller Freude,
Hatt' ich mein kleines Mahl.

Nicht Gold iſt mir beſchieden,
Doch wozu nützt uns Gold?
Der neidenswerthe Frieden
Iſt nicht dem Reichthum hold.
Das Herz bedarf des Goldes
Zu ſeinem Glücke nicht,
Dem Genügſamkeit ein holdes
Beſcheidnes Kränzchen flicht.

O Liebchen, komm' und eile,
Zu theilen mein Geſchick,
In's Hüttchen komm' und theile
Mit mir der Liebe Glück!
In dieſem ſtillen Haine
Ergötzt uns ſüß Geſchwätz,
Hier bindet uns alleine
Der treuen Lieb' Geſetz.

Lied.

Nach dem Franzöſiſchen.

Von meinem Ungetreuen
Hör' ich die Flöte ſchon;
Wie könnt' es mich erfreuen!
Nicht mir gilt dieſer Ton.
Er trillert ſüße Laute
Ach! einer Andern vor;
Wie gut war ich und traute
Und ſang ihm Allen vor!

Das Echo wiederhallte
Des Ungetreuen Lied,
Worin mein Lob erſchallte,
Für die er ſonſt geglüht,
Daß von den Schäferinnen
Die Lieblichſte ich ſey;
Und flattert' ich von hinnen,
So blieb er mir doch treu.

An einem Tag', es blickte
Noch kaum der Sonne Glanz
In's Thal, kam er und ſchmückte
Mein Haar mit einem Kranz.
Wüßt du, ſprach er, mein Leiden
Denn ſtets mit Freuden ſehn?
Ich ſagte: ſey beſcheiden,
Was ſeyn ſoll, wird geſchehn.

Der Frühling ſah die Liebe
Des Ungetreuen glühn,
Und ſah auch ſeine Triebe
Wie Blumen ſchnell verblühn.
Wenn Flora kommt, auf's Neue
Mit Zephyrn uns beſucht,
Vielleicht der Ungetreue
Dann meine Liebe ſucht.

Madrigal.

Nach dem Franzöſiſchen des Bernard.

Aus dem Olymp floh jüngſt der kleine Knabe,
Und in mein Herz hat ſich der Schalk verſteckt.
Drei Küſſe bietet Venus dem zur Gabe,
Der ihr des Flüchtlings Aufenthalt entdeckt.
Was ſoll ich thun bei dieſem ſchönen Lohne?
Wie ſüß muß nicht ein Kuß von Venus ſein? —
Für ſeine Mutter hält er dich, Sione;
Willſt du? Drei Küſſe, und der Gott iſt dein!

Gedichte nach dem Altfranzöſiſchen der Mathilde de Surville.

1.

Rondeau. Als ſie ihren Geliebten das erſtemal geſehen hatte einen jungen Wolf führend.

„Des Wolfes wegen geh' ja nicht alleine!"
So hört' ich öfters meine Mutter ſagen,
Drum zitterte ich ſtets, wenn in dem Haine
Ich in des Maien erſten Blüthentagen
Die Veilchen ſucht' im hellen Sonnenſcheine.

Vom Wolf begleitet kam der, den ich meine,
Das erſtemal zur Burg, und ich voll Zagen
Erzitterte, daß laut mein Herz that ſchlagen
Des Wolfes wegen.

Drauf wandt' er ſich zu mir, und viele feine
Zierliche Worte hörte ich ihn ſagen,
Da wähnt' ich, daß mir Liebe ſelbſt erſcheine!
Zur Antwort konnt' ich keinen Laut erjagen;
Doch ach! ich fühl's, nicht war die Angſt alleine
Des Wolfes wegen.

2.

Rondeau.

Im Mondenſcheine eil' ich zu dem Rand
Des Bräunleins, mich da einſam zu ergehen;
Ein's Abends kam mein Jüngling liebentbrannt
Und ſtahl mir einen Kuß, wie Frühlingswehen,
Und dennoch fühlt' ich heißer Liebe Brand.

Da zürnt' ich ihm; wir waren zwar bekannt,
Auch liebt' ich ihn von meinem erſten Sehen,
Doch hatten wir allein uns Du genannt
Im Mondenſcheine.

Er ließ mein Zürnen über ſich ergehen
Und ſagt' voll Freundlichkeit zu mir gewandt:
„Ich habe in der Zahl mich nur verſehen,
Statt Einen hätt' ich zwanzig gern entwandt!"
Da ſagt' ich: Küſſe denn! es mag geſchehen
Im Mondenſcheine.

3.

Triolette.

Von meinem Herzenskönig weit
Muß ich alleine ſchier vergehen!
Mir fehlen Worte, Munterkeit,
Von meinem Herzenskönig weit!
O will er nicht das Leiden ſehen
Des Liebchens, das ihn ſonſt erfreut?
Von meinem Herzenskönig weit,
Muß ich alleine ſchier vergehen!

Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!
Es ſcheint die Zeit den Flug zu laſſen,
Seitdem mein König mich verlaſſen.
Was ſoll ich thun, was ſoll ich faſſen?
Ach nichts, das meinen Weg erhellt!
Seitdem mein König mich verlaſſen,
Deckt düſtre Nacht die ganze Welt!

Er ſagte: „dir leb' ich allein,
Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!"
Dies Streben, ſagt' ich, iſt auch mein!
Da ſagt' er: „dir leb' ich allein!"
Nun giebt er mir doch Trennungspein!
Was werd' ich noch von ihm erleiden?
Der ſagte: „dir leb' ich allein,
Der Tod alleine ſoll uns ſcheiden!"

Wer ihn erſieht, muß liebend glühn,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben;
Und ſollt' man hoffnungslos verglühn,
Wer ihn erſieht, muß liebend glühn;
Ihm konnte Keine ſich entziehn,
Die Frei'ſten ſind nicht frei geblieben:
Wer ihn erſieht, muß liebend glühn,
Wer ihn erſah, ihn ewig lieben!

Die Blumen blühn, wo er erſcheint,
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde;
Verſchönet durch ihn Alles ſcheint,
Die Blumen blühn, wo er erſcheint:
Giebt's Reize, die er nicht vereint?
Sie alle ſind mit ihm im Bunde!
Die Blumen blühn, wo er erſcheint,
Der Roſenduft entſtrömt dem Munde.

4.

Geſpräch.

Was iſt die Liebe? That ich neulich fragen:
„Warum willſt wiſſen du, was Liebe iſt?
Den Mägdlein bringt ſie öfters bittre Plagen, —
Wer weiß, wie bald erfähreſt du ihre Liſt!"
Ei ſaget mir, wie ſollte das geſchehen?
„Das wirſt du fühlen, thöricht Jungfräulein:
Ein Feuer brennt, ihm iſt nicht zu entgehen,
Es wühlet bis ins innerſte Gebein;
Ja ſeine Flamme dringt ſelbſt in die hellen
Kriſtallnen, kühlen, tiefen Waſſerwellen;

Der Liebe Pfeil erreichet überall;
Er trifft in Flüſſen plätſchernde Najaden,
In grünem Walde jagende Dryaden,
Selbſt die Kyklopen bei des Amboß Schall,
Die Faunen, die in Höhlen ſchlau ſich bergen,
Den Hirtengott in grünem Wieſenthal,
Die Oreaden auf den höchſten Bergen,
Im tiefſten Meer Tritonen allzumal,
Die Sylphen durch die weiten Lüfte ziehend,
Die Gnomen ſeufzend in der Erde Schacht,
Ja ſelbſt der Adler fühlt der Liebe Macht,
Der Delphin in dem tiefſten Meer erglühend,
Und Salamander in der Flammen Schooß
Entgehen nicht der Liebe ſchnell Geſchoß.
Sie tränke ſich mit Thränen, hört' ich ſagen,
Der Götter, die ihr alle unterthan!"
Und auch der Sterblichen? „Dich werd' ich fragen,
Wenn dich umſtrickend ihre Netz' umfahn!"

O wehe über mein vorwitzig Fragen,
Die Pfeile ſollten allzubald mir nahn!

Doch, Liebe, giebſt du uns ſtatt Ruh' Entzücken,
So klag' ich nicht; auch muß dein Reich ſich enden,
Wenn meines Herzens Sieger ſich läßt blicken:
Denn könnteſt du dich noch zu Andern wenden,
Da du in meinem Herzen gänzlich biſt?

So ſprach ich, als der, deſſen Bildniß immer
Bei Spiel und Ernſt mir folgt zu jeder Friſt,
Mir nahte mit der Liebe Frühlingsſchimmer,

Flehend mit Liebeswort um Minnelohn.
Ich ſagte: Kennſt du auch den kleinen Koſen,
Des ſtolzen Ares und der Kypris Sohn?
„Ich glaube nicht, ſagt' er, daß erſt ihr Koſen
Ihm Daſeyn gab, denn früher war er ſchon;
Er mußte Leben jedem Weſen geben,
Und ſeine Eltern athmen nur durch ihn,
Der uns als ſchönes Kind erſcheint; wir ſtreben
Und flehen auch zu ihm in reinem Sinne;
In deinen Augen ſeh' ich ſeine Strahlen,
Ihn flehend, meint dich meine Liebesklage!"
Drauf küßte glühend zu verſchiednen Malen
Mich der Verwegne, ſprach: „Nun wieder frage:
Was iſt die Liebe?

Gedichte von Clement Marot.

An Margaretha von Navarra mit ſeinen Jugendgedichten.

Hier bracht' ich meiner Jugend Leben
Für dich zur Kurzweil zu Papier.
Ach, einer Andern böſem Streben
Fiel einſt anheim mein junges Leben;
Begnüge dich mit dieſem hier!

An Diana von Poitiers.

Mein Wünſchen iſt: ich möchte Phöbus ſeyn!
Nicht um in Kräutern Heilkraft zu erkunden,
Denn innrer Gram und meines Herzens Pein
Kann durch ein Kräutlein nimmermehr geſunden;
Nicht um am Firmament in Glanz zu ſtrahlen,
Denn auf der Erde weilet meine Luſt;
Nicht ſein Geſchoß wünſch' ich für Amors Qualen,
Denn nicht Empörerſtolz hegt meine Bruſt;
Mein Wunſch iſt nur, ich möchte Phöbus ſeyn,
Um mich Dianens Liebe zu erfreu'n!

Als Helene von Tournon zur Ader ließ.

Zur Ader ließ das ſchöne Kind im Maien,
Darob ich ihn, den ſtrengen Doctor, ſcheite:
Das warme Blut entziehſt du ſonder Scheuen
Ihr, die mich quält durch ihres Herzens Kälte?
„Schweig! — rief der Arzt — ich ſtelle dich zufrieden;
Das Blut entzieh' ich, das ſie ſtrenge macht,
Daß Liebesglut dem Herzen werd' beſchieden,
Wie ſie im Mai in jeder Bruſt erwacht."
Und es geſchah; doch leider mußt' ich ſehen
Für einen Andern dieſe Glut entſtehen!

Gehorſam.

O nimmer ahnte ich das ſüße Bangen,
Das hohe Glück, ſolch Brieflein zu empfangen,

Wie du mir, edle Frau, eins thäteſt ſenden!
Von Heil'gen las ich goldene Legenden,
Und was Alain, der Redner, uns berichtet,
Was Lancelot gar Liebliches erdichtet,
Was meiſterhaft, verliebt la Roſe erſonnen,
Valerius ſchöpfte aus der Vorzeit Bronnen,
Die Heldenthaten alter Römerzeit;
Kurz, Manches las ich, das mich hoch erfreut,
Doch keines von den ſchönen Büchern allen
Hat wie dein ſüßes Brieflein mir gefallen.
So edle Worte thäten ſich mir zeigen,
So klar und bündig, wie kaum Frauen eigen;
Der Rede Strom voll ſüßer Worte nahm
Auf einmal mir vom Herzen allen Gram.
Ich las darin, du wolleſt mir vergönnen,
Daß ich hinfort dich Herrin dürfe nennen.
O Glück! daß ſolche Herrin mir beſchieden,
An Huld und Schönheit Keiner gleich hienieden!
Solch hohes Glück ward durch den Brief mir kund,
Der mich getröſtet und beglückt zur Stund'.
Die Feder pries ich, die ſolch Wort geſchrieben,
So heiß erſehntes in dem Brief, dem lieben,
Auch pries ich jene ſchöne, liebe Hand,
Die ihn gefaltet und mir zugeſandt.

Jedoch als weiter ich im Briefe las,
Und allen Gram und Schmerz dabei vergaß,
Mich überließ dem neuen, hohen Glücke:
Da fielen auf ein Wörtlein meine Blicke,
Das mir gebot, den Brief, der mir ſo theuer,
Zu übergeben alſobald dem Feuer.

Da konnt' ich nicht mehr Raum der Freude geben:
Mein Herz, geängſtet und voll Widerſtreben,
Hielt hier Gehorſam ſeyn für ſtrenge Pflicht,
Und dennoch konnt' ich ſie erfüllen nicht. —
Die Freude, ſolch ein Brieflein zu bewahren,
Hieß mich nur zögernd dem Gebot willfahren.

Verſuchend näherte' ich den Brief den Flammen,
Da fuhr erſchreckend ich davor zuſammen,
Zog ihn zurück, doch wieder hielt ich ihn
Mit tiefem Leid der Glut des Feuers hin,
Und ſprach, bedeckend ihn mit heißen Küſſen:
Weil ſie es will, ſo werde mir entriſſen!
Viel lieber ihr gehorſam ſeyn und leiden,
Als ihr mißfallen und gewinnen Freuden.
So ſah in Staub und Aſche ich zerfallen
Das höchſte Glück, das je mir zugefallen!

Ja und Nein.

Ein ſanftes Nein aus freundlich ſüßem Munde
Iſt ſo voll Reiz, und will ich lieber hören
Dich ſagen als ein Ja, das ich zur Stunde
Dir tadeln müßt' als all zu raſch Gewähren.
Nicht daß ich zögernd möchte das empfangen,
Was mir dein Ja auf's bündigſte verſpricht, —
Doch ſüßer wäre mir es zu erlangen
Indem du ſprichſt: Nein, es geſchiehet nicht!

An zwei Franziskaner.

Wie glücklich ſeyd ihr, fromme Brüder!
Man ſpeiſet euch um Gotteslohn,
Als kämet ihr vom Himmel nieder.
Wär' ich wie ihr ſo glücklich ſchon!
Wie ihr dann lebt' ich ohne Klage;
Denn die Gebäd' der Armuth euch verpflichten,
Dem Wirth — das liegt ja klar am Tage —
Niemals die Zeche zu entrichten.

Rückblick.

Bin nicht mehr, was ich früher war,
Und kann es wohl nicht zweimal werden;
Mein Jugendglanz, mein Sommer klar
Entſprang durch's Fenſter von der Erden.
Dir, Amor, dient' ich immerdar
Als erſtem von den Göttern allen;
Ach würd' ich nochmals was ich war:
Mein Dienſt ſollt' beſſer dir gefallen!

Die Flüſſe.

An Julie.

Kindheit.

Schaukelnd entgleitet der Kahn auf ſanften, murmelnden Wellen,
Ach, wir ſehen zu ſpät, wie ſie ſo lieblich ſind, ein!

Freude.

Nur der Mäßige wird ihm erquickenden Nektar entſchöpfen;
Stürzeſt du lüſtern hinein, findeſt du ſicheren Tod.

Schwärmerei.

Trüb und in Nebel gehüllt entfließen die wirbelnden Wogen,
Steure dein Schifflein behend, ehe der Strudel es faßt.

Leben.

Willſt du mit Nutzen und Luſt den breitſten der Ströme beſchiffen?
Muthig beginne die Fahrt! fiſche dir Perlen heraus!

Liebe.

Lieblich mit Roſengebüſch und Myrten die Ufer umkränzet,
Iſt er der reizendſte dem, der ihn im Frühling beſchifft.

Freundſchaft.

Nimmer vergeß' ich der Fahrt auf ihren geſicherten Fluthen,
Noch des Glücks, das mir ward: denn da begegnet' ich Dir!

Jahreszeiten der Liebe.

Frühling.

Als uns im innerſten Herzen die Liebe ſich regte und keimte,
Sahen die Erde wir rings um uns mit Blumen geſchmückt.

Sommer.

Als von der bebenden Lippe entflohen das ſüße Geſtändniß,
Reifte ein innig Vertraun uns wohl als köſtliche Frucht.

Herbſt.

Doch da nahte der Zweifel, das Mißtraun, die böſen Dämonen,
Waren unfreundlich und ſcharf recht wie die herbſtliche Luft.

Winter.

Siehe nun iſt ſie dahin, ſie ſtarb wohl die liebliche Liebe,
Kälte und Schnee lieget nun, wo es ſo heiß einſt geglüht.

Diſtichen.

I.

Nennen ſollt' ich ihn euch, zu dem ich in Liebe mich wende?
Wahrlich, viel iſt's begehrt; nenn' ich mir ſelber ihn kaum!

2.

Immerhin wiſſ' es die Welt, daß der Liebe göttliche Strahlen
Mich mit leuchtendem Glanz heilig und tröſtend umziehn,
Daß mir die herrlichſte Blüthe des Lebens, die Liebe, erblüht iſt.
Daß in dem köſtlichen Duft ich mir die Seele berauſcht;
Nein, das berg' ich ihr nicht, doch wer mich die Liebe gelehret,
Das ihr zu bergen geſchickt ſchaffet mir Wonne und Luſt!

3.

Mag in den Lethe verſinken was Jahre hindurch mich erfreute,
Wenn die Erinnerung mir wenniger Stunden nur bleibt.

4.

Sind wir im Herbſte denn ſchon? ſo frag' ich, denn wahrlich ich weiß nicht,
Fallen die Blätter denn ſchon? wehen die Lüfte ſchon rauh?
Schaut ihr verwundert mich an? Es ſtreuet mir Blüthen die Liebe,
Darum wähn' ich, um mich blühe der herrlichſte Lenz!

5.

Heil mir der Glücklichen! ruf' ich zu jeglicher Stunde des Tages,
Wenn ich des Glückes gedenk', welches die Liebe mir ſchafft.
Heil mir der Glücklichen! ruf' ich noch freudig am Ende des Lebens,
Daß ich umſonſt nicht gelebt, daß ich die Liebe erkannt!

6.

Oftmals fragt' ich mich ſelbſt, nachdenklich in Sinnen verloren,
Was das Leben wohl ſey? kennt' ich's doch nimmer verſtehn.

Doch nun frag' ich nicht mehr, es nahte mir ſeitdem die Liebe,
Und da wurde ſein Zweck, ſeine Bedeutung mir kund!

7.

Ja, ich hab' es erkannt, der Frauen Beſtimmung iſt Liebe,
Darum ſo einzig allein geb' ich der Liebe mich hin!

Fabio und Clara.

Die Sonne neigte ſich zu ihrem Untergang und beleuchtete mit ihren letzten Strahlen Don Fabio, einen edlen Ritter, welcher, in Träumereien verſunken, auf der Landſtraße ritt, und die prächtige Hauptſtadt Madrit vor ſich ſah, die er vor ſechs Jahren verlaſſen hatte, um dem Ruf der Ehre zu folgen, welche ihn nach Flandern rief. Er hatte ſich in vielen Schlachten und kleinen Gefechten rühmlichſt ausgezeichnet, und glaubte der Lorbeeren genug errungen zu haben, um dem Zuge ſeines Herzens folgen zu dürfen, welches ſich aus dem wilden und unſtäten Leben des Krieges, voll Blut- und Greuelſcenen, zurück nach der friedlichen Heimath, und den Annehmlichkeiten eines heitern Familienlebens ſehnte. Ihm war jetzt gar wunderſam zu Sinne, als er wieder die Hauptſtadt in der Ferne erblickte, die er voll ſchöner Haffnungen verlaſſen hatte, und in die er nun wieder mit ſolchen ganz anderer Art einzuziehen gedachte. Alles, die Gegend, Wege, Häuſer und Bäume waren ihm noch ſo wohl bekannt, Erinnerungen, angenehme und unangenehme, reiheten ſich aneinander, wovon bald dieſe Stelle, bald jenes Haus die Veranlaſſung war. Ihm zur Seite zeigte ſich

ein Kloſter, deſſen weiße Mauern ſchon von ferne die Blicke auf ſich zogen, und das, von der Abendſonne beleuchtet, deren goldne Strahlen in den kleinen Scheiben der groſſen Kirchenfenſter ſpielten, auch Don Fabio's Augen auf ſich zog. In demſelben befand ſich ein wunderthätiges Muttergottesbild, und Don Fabio erinnerte ſich, daß es vor ſechs Jahren, als er die Hauptſtadt verlaſſen hatte, ſein erſtes geweſen war, Schutz und Heil zu ſeinem Unternehmen von ihm zu erflehen, wofür er ſich, da ihm dieſes in ſo reichlichem Maaße geworden war, gedrungen fühlte nun der heiligen Jungfrau ſeinen Dank abzuſtatten. Er richtete ſeinen Weg nach dem Kloſter, und betrat mit frommer Rührung die Kapelle; er kniete vor den Altar der heiligen Mutter nieder, ſeine Gefühle löſten ſich in ein brünſtiges Dankgebet auf, er küßte die Stufen mit heißen Thränen, indem er die Gnade und Macht der Himmliſchen pries. Er ſtand auf und begab ſich in einen Betſtuhl, um der Meſſe beizuwohnen, die in wenig Minuten ihren Anfang nehmen ſollte, als eine Dame in ſeiner Nähe niederkniete, die ſeine Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade feſſelte. Ihr Geſicht konnte er nicht ſehen, da ein langer weißer Schleier daſſelbe bedeckte; allein ihr ſchöner Wuchs, ihr Anſtand, die ſchöne Form ihrer Glieder, überließen es der bildenden Fantaſie ſich ihr Geſicht in harmoniſcher Uebereinſtimmung mit den übrigen Theilen zu denken, um in ihr die vollkommenſte Schönheit zu erblicken, die je Dichter beſungen und Maler dargeſtellt

haben. Auch Fabio konnte ſie ſich nicht anders denken, wenn ſeine Blicke auf dem lieblichen Gebilde verweilten, deſſen Glieder von dem ſeidnen Gewande wie von Wellen umwallt wurden. Sie hatte eine Duenna bei ſich, welche durch ihre Ernſthaftigkeit und ihre beſorglichen Blicke deutlich genug verrieth, daß ſie die Aufſeherin dieſes Juwels ſei.

Da die Meſſe geendet war, ſtanden beide Damen auf, und wollten ſich entfernen, als Don Fabio bemerkte, daß die jüngſte der Damen ihren Roſenkranz hatte liegen laſſen, er nahm ihn hurtig auf, trat ehrerbietig auf ſie zu, und überreichte ihn ihr mit angenehmen und ſchmeichelhaften Worten, worauf die Dame ihm eben ſo verbindlich als zierlich für ſeine Aufmerkſamkeit dankte, und ſich entfernte. Hatte ſich Don Fabio erſt bloß in ihre Geſtalt verliebt, um ſo mehr trug nun ihre Stimme, die ihm wie Muſik klang, bei, dieſe Liebe zu vermehren. Eine heftige Unruhe, Ungeduld und Neugierde bemächtigte ſich nun ſeiner, zu erfahren, wer dieſe Dame ſei. Er erkundigte ſich und erhielt folgende Nachrichten. Sie war die Nichte eines ſehr reichen Edelmanns, Namens Don Miguel, der vor einigen Wochen auf ſein Landſchloß unweit Madrit gezogen war, um ſich dem Geräuſche der Hauptſtadt zu entziehen. Er ſah wenig Leute bei ſich, denn ſeine größte Sorgfalt beſtand darin, ſeine Nichte Donna Clara zu bewachen, denn obgleich ſie ſich öffentlich ſelten zeigte, ſo hatte doch der Ruf ihrer Schönheit und Anmuth die ganze

Stadt erfüllt, und was ſchönes, galantes und ausgezeichnetes an jungen Cavalieren in Madrit war, beeiferte ſich ihr zu huldigen und Nachtmuſiken zu bringen, und obgleich ſie nie durch irgend ein Zeichen ihr Wohlgefallen zu erkennen gab, oder wie wohl zuweilen Damen zu thun pflegen, ſich bedankte, verging doch kein Abend, daß es nicht Romanzen, Madrigale und Sonette unter ihren Fenſtern regnete. Da es aber ihrem Oheim ſehr mißfiel, ſein Haus ſtets umlagert zu ſehen, und er befürchten mußte, daß es doch einmal einem ihrer Bewerber, trotz ſeiner Wachſamkeit, gelingen möchte, heimlich in ſein Haus und in Donna Clara's Herz einzudringen, beſchloß er, die Hauptſtadt auf einige Zeit zu verlaſſen, und einen ſeiner Paläſte auf dem Lande zu beziehen, daſelbſt wollte er ſeinen Sohn, der ſchon ſeit geraumer Zeit auf Reiſen war, erwarten, um Clara mit ihm zu verbinden, deren verſprochener Bräutigam er bereits hieß, um den Hoffnungen aller andern Mitbewerber ein Ende zu machen.

Dieſe Nachrichten waren wohl nicht geeignet, Don Fabio Muth und Luſt zu geben, ſein Abentheuer zu verfolgen: doch hatte ſeine Liebe ſchon den Grad der Heftigkeit erreicht, daß er ſich vornahm, wenigſtens zu verſuchen, was Liebe, Treue und Ergebenheit über das Herz der Dame, und Muth, Gewandtheit und Liſt, über die Wachſamkeit des Oheims und der Duenna vermöchten.

Ein Freund und Verwandter Don Fabio's, welcher ſich in dieſem Kloſter befand, lud ihn ein, einige Zeit bei

ihm daſelbſt zuzubringen, ein Vorſchlag, in welchen Fabio von Herzen gern einwilligte, da er dadurch ſeiner Geliebten nahe blieb, und Gelegenheit hatte, ſie in der Kirche zu ſehen, die ſie fleißig beſuchte.

Sein einziges Beſtreben ging nun dahin, die Dame, die ſo wunderbar ſein Herz ergriffen hatte, von Angeſicht zu ſehen, und ihr ſeine Wünſche und Geſinnungen bekannt zu machen; er ſah ſie noch mehrmals in der Kirche, aber immer von der Duenna begleitet, ſo daß es ihm nicht möglich war, Donna Clara auch nur einige Worte zu ſagen, ohne daß es aufgefallen wäre. Allein die Liebe findet allezeit Mittel und Wege, wenn ſie auch alle abgeſchnitten ſcheinen, ſich in andern Zeichen, wenn nicht in Worten, auszudrücken. Fabio ſchrieb ein Sonett, und nahm dieſes mit in die Kirche; er hatte bemerkt, daß Donna Clara, bei Erhebung des Allerheiligſten, ihr Gebetbuch beiſeite zu legen pflegte, alſobald nahm er dieſen Augenblick wahr, und ſchob das Sonett verſtohlener Weiſe hinein.

Clara nahm ihr Gebetbuch ohne etwas zu vermuthen, obgleich ſie den jungen ſchönen Cavalier wohl bemerkt hatte, welcher ſich immer in der Kirche in ihrer Nähe hielt, und als ſie nach Hauſe kam, gab ſie es Ana, ihrer Dienerin, um es wegzulegen. Als dieſe es in die Hand bekam, fiel das Blatt heraus. Donna Clara glaubte, daß es eines der Heiligenbilder ſei, die ſie darin liegen hatte, aber wie verwunderte ſie ſich, als ihr Ana das

Blatt gab, und ſie, ſtatt des Angeſichts einer heiligen Magdalena oder Kunigunda, folgende Worte fand:

O endlich muß ich, ſüße Herrin, wagen,
Und Furcht, mir unheilbringend, kühn bezwingen,
Und ſollt' ich keinen Mitleidsblick erringen,
Dir meine Leiden, meinen Schmerz zu ſagen.

Den ſtummen Zeichen hab' ich aufgetragen,
Dir Kunde meiner heißen Glut zu bringen;
O möcht' es ihr und meiner Treu gelingen,
Daß ich nicht ewig hoffnungslos muß klagen!

Du ſüßes Weſen, dem keins gleich erfunden,
O laſſe mich in Deinem Blick erkunden
Mein Unglück oder meine höchſte Wonne!

Nicht ſtets verdunkelt in der Wolken Hülle
Zeigt ſich die Sonn'; lächelnd in Glanzesfülle
Laß denn mich ſchaun dich, eine andre Sonne!

Clara las dies Sonett verſchiedene Male, und Ana, als ein erfahrnes und liſtiges Mädchen, bemerkte gleich was in ihrer Gebieterin vorging, fragte, forſchte, und erfuhr gar bald von Donna Clara, die in Liebesſachen noch neu, ſich nicht zu verſtellen wußte, ihre Vermuthungen und das Geſtändniß, daß ſie Don Fabio gar nicht abgeneigt ſei, und daß ſeine Liebenswürdigkeit in ihren Augen ſeine Verwegenheit entſchuldige, daß ſie ihm unmöglich zürnen könne, vielmehr die Gewandtheit bewundern müſſe, mit welcher er das Sonett in ihr Gebetbuch

geſchoben habe, worauf Ana fröhlich ausrief: Danket Gott, Sennora, daß der Himmel dies Blatt in meine Hände fallen ließ, nun wollen wir uns auch die Gelegenheit, einen Liebeshandel anzuſpinnen, nicht entgehen laſſen, mir wenigſtens ſoll es die größte Freude machen, Euch beizuſtehen, und Euern finſtern Oheim und die verdrießliche Alte, ihrer Wachſamkeit zum Trotz, hinters Licht zu führen! — Jedoch konnte Donna Clara, die furchtſam war, ſich trotz dieſer Aufforderung zu nichts entſchließen, theils hielt ſie der Gedanke ab, daß ſie ihres Vetters verſprochene Braut ſei, theils fürchtete ſie die Strenge ihres Oheims, wenn dieſer Liebeshandel zu ſeiner Kenntniß käme, ſie verbot alſo Ana ernſthaft, weder davon zu ſprechen, noch ſonſt etwas in dieſer Sache zu thun, worauf dieſe, freilich mit großem Unwillen, gehorchte.

Indeſſen war Clara nicht ſo ruhig, als ſie in den Augen ihres Mädchens ſcheinen wollte, im Gegentheil, die Bewerbung dieſes Jünglings, der ſich durch eine ſchöne Geſtalt, feine Sitten und Liebenswürdigkeit auszeichnete, hatte ihr Gemüth mit Unruhe, Sehnſucht und Unſchlüſſigkeit erfüllt; ſie beſchloß, die Kirche den folgenden Tag nicht zu beſuchen, weil ſie ſich durch etwas zu verrathen fürchtete, und gab deswegen eine Unpäßlichkeit vor, an der Niemand zweifelte, da ihre innere Unruhe ſie wirklich in einen krankhaften Zuſtand verſetzt hatte.

Fabio war indeſſen in der ängſtlichſten Erwartung, welche Folgen ſeine Kühnheit haben würde; er verſäumte

keine Meſſe, und gerieth in die äußerſte Unruhe, als er zwei Tage vergebens gehofft hatte, den Gegenſtand ſeiner Liebe und Sehnſucht zu ſehen. Er dachte ſich allerlei Umſtände, welche Donna Clara verhindern könnten, die Kirche zu beſuchen, und ſeine glühende aufgeregte Fantaſie ließ ihn immer das Aergſte ergreifen. Das Wahrſcheinlichſte und Schrecklichſte ſchien ihm zu ſein, daß das Sonett in die Hände der Duenna, und durch dieſe in die Hände des Oheims gerathen ſei, welches alle ſeine Bemühungen hätte vereiteln können.

Am Ende des dritten Tages hatte Fabio weder Ruhe noch Raſt mehr, und ſchlich bei einbrechender Nacht, in einfacherer Kleidung als die ſeines Standes, ohne Begleitung zum Palaſt Don Miguels, um wo möglich einige Erkundigung einzuziehn. Lange war ſeine Bemühung vergebens, alle Thüren waren ſchon verſchloſſen, Laden und Jalouſieen wohl zugemacht, nirgends Licht zu ſehen; er ſetzte ſich endlich auf eine ſteinerne Bank, welche vor dem Hauſe angebracht war. Die Nacht war angenehm, und Don Fabio, der in dieſem Augenblick zu nichts weniger als zum Schlafen geneigt war, ſtimmte, theils ſeinen Unmuth zu zerſtreuen, theils, wenn es möglich wäre, ſeine Geliebte aufmerkſam auf ſich zu machen, ſeine Cither, und begleitete mit dem Inſtrument, welches er ſehr fertig und mit großer Zierlichkeit ſpielte, ſeine wohlklingende anmuthige Stimme.

Er hatte noch nicht ein Liedchen geendet, als unten

ein Fenſter geöffnet wurde; ein alter Diener des Hauſes hatte die angenehmen Töne vernommen, und war begierig, den Sänger zu ſehen. Don Fabio ergriff die Gelegenheit, und fing an mit dem Alten zu ſchwatzen, der neugierig ſich gern in ein Geſpräch mit ihm einließ, und allerlei Fragen an Don Fabio that, die dieſer folgendermaßen beantwortete:

Ich bin auf dem Wege nach Madrit begriffen, um zu meinem Vater, welcher Barbier daſelbſt iſt, zurückzukehren; als ich heute Abend meiner Reiſegeſellſchaft vorausging, um die Stadt eher zu erreichen, gerieth ich auf den unrechten Weg, der mich hierher führte: ich bin der Gegend unkundig, und weiß keine Schenke, in welcher ich übernachten könnte, deswegen vergönnt mir, daß ich dieſe Nacht, die ſehr lau und freundlich iſt, vor Euerm Hauſe, auf dieſer Bank zubringen darf, morgen mit Tagesanbruch denke ich weiter zu gehen.

Der Alte konnte kein Mißtrauen in dieſe Worte ſetzen, und bat Don Fabio, noch einige Lieder zu ſingen, vielleicht würde es auch die Nichte ſeines Herrn erfreuen, wenn ſie noch wach ſei, denn ihr Fenſter wäre gerade über ihnen. Don Fabio ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, der Gedanke, von Donna Clara gehört zu werden, zuckte wie ein Blitzſtrahl begeiſternd durch ſeine Seele, er griff in die Saiten, und ſang folgende Romanze:

roh durch buntbeblümte Matten
ich hin mit leichten Sinnen,
unkundig auch des Weges,
ft mein Ziel doch zu gewinnen.

Wohl manch schöne Wunderbilder
en auf sich meine Blicke,
nes doch mich fesseln konnte —
r die Heimath sah ich winken.

Wenn auf unbekannten Wegen
mich nicht zurecht kennt' finden,
rft' ich nur den Himmel fragen,
aulich zu den Sternen blicken.

Innig sahn sie dann voll Liebe
f den stillen Wandrer nieder,
r die Hoffnung und das Glück
nd in ihren hellen Blicken.

Aber ach! zwei andre Sterne
n viel hellerm Licht erschienen,
ie durch ihr allmächtig Funkeln
en erstaunten Wandrer irrten;

Daß er wunderbar befangen,
ur nach ihnen jetzt muß blicken,
nd die andern ihm verschwanden,
ie noch sonst am blauen Himmel.

Immer folgend ihrem Strahlen,
ie durch leichten Nebel blitzen,
ßt die Heimath bald verschwunden,
nders jetzt die Wünsche zielen.

Weh! ihr beiden Augensterne
Meiner Herrin, die wie Blitze
Durch den Flor des Schleiers strahlet,
Seyd es, die mich also irren.

Nicht lange währte es, so wurde oben leise ein Jalousieladen geöffnet, Donna Clara und Ana standen dahinter, und lauschten den lieblichen Klängen, die bald stark ergreifend zu ihnen hinauf drangen, bald in leisen Tönen sich unten zu verlieren schienen. Clara erkannte gar bald ihren Geliebten, und trat, um sich besser an seinem Gesang zu ergötzen, auf den Balkon, und hingerissen von den anmuthigen Tönen, die ihre Liebe mächtig aufregten, brach sie einen Zweig duftender Orangenblüthe von einem der Blumentöpfe, die den Balkon zierten, und warf ihn hinunter; er fiel zu Don Fabio's Füßen nieder, der dieses Zeichen des Danks und des Wohlgefallens seiner Dame mit größerm Entzücken aufhob, als wenn es eine Krone gewesen wäre.

Indessen hatte Marko, der alte Diener, welcher Wohlgefallen an dem Jünglinge fand, bei sich überlegt, wie er dem angenehmen Sänger ein bequemeres Nachtlager, als die steinerne Bank, verschaffen könnte, und erbot sich, Fabio'n ein Lager in seiner Kammer zu bereiten, welches dieser mit Freuden annahm und den Zufall segnete, der seine Liebe so begünstigte, und ihn seiner Geliebten so nahe brachte. Leise ließ Marko ihn ein, und nahm ihn mit auf seine Kammer.

Don Fabio war viel zu ſehr mit ſeiner Liebe beſchäftigt, um einſchlafen zu können, der Morgen fand ihn noch wach, obgleich er die Augen feſt zudrückte und ſich ſchlafend ſtellte, als Marko aufſtand, der ihn nicht ſtörte, ſondern ihn ſeinem anſcheinenden Schlummer überließ. Kaum ſah ſich Fabio allein, als er hurtig aufſtand und an ein Fenſter trat, welches die Ausſicht in den Garten hatte; wie wurde er überraſcht, als er Donna Clara erblickte, die mit ihrem Oheim im Garten luſtwandelte. Alle Bilder, die er ſich von ihrer Schönheit gemacht hatte, wurden bei weitem übertroffen. Von der Morgenſonne beſtrahlt, wandelte ſie in jungfräulicher Schönheit, ein Blumenkörbchen in der Hand tragend, wie eine mit den Reizen der Liebesgöttin geſchmückte Aurora; mit ihren goldnen Locken, die kein Schleier den bezauberten Blicken Don Fabio's entzog, und mit ihrem Gewande ſpielten leichte Morgenlüfte. Fabio war verſunken in dem Anſchaun dieſer himmliſchen Geſtalt, tief in ſich ſelbſt verloren, und kam erſt wieder zu ſich, als ſie ſchon einige Zeit hinter Orangen- und Granatbäumen verſchwunden war. Ohne zu bedenken, was daraus entſtehen könne, ſchlich Fabio leiſe aus der Kammer, die Treppe hinauf, und in Clara's Gemach; Niemand befand ſich darin, ihre Laute lag auf einem grünſeidenen Ruhebette, auf der Staffelei ſtand ein angefangenes Bild der heiligen Mutter mit dem Chriſtuskinde, Pallette und Pinſel lagen daneben, einige Kleider lagen umher, auf dem Tiſche der Schleier,

welcher ihm ihr reizendes Antlitz ſo lange entzogen hatte. Wunderbar ward er bewegt bei dem Anblick aller dieſer Gegenſtände, die Kunde von der täglichen Beſchäftigung ſeiner Geliebten gaben. Zu den Tönen dieſer Laute ſang ſie, was ſie im innerſten Herzen bewahrte, und die Sprache der Poeſie war ihr willkommene Botin, dieſe Gefühle in Worten auszuſprechen, auf dem Bilde der heiligen Jungfrau werden oft ihre Blicke ruhn, wenn ihr Herz, von Andacht entzündet, Gebete zu der im Himmel ſendet, ſanft werden dieſe Gewänder ſich an die ſchönen Glieder ſchmiegen, und dieſer Schleier — wie gern hätte ihn Fabio entwendet, um ihn als ein Andenken mitzunehmen, doch das Eigenthum der Geliebten war ihm zu heilig, er begnügte ſich, ſeine Gedanken in folgendem Sonett auf ein Blatt Papier zu ſchreiben:

Welch hohes Loos iſt dir, du Flor, gefallen!
Auf weichen ſeidnen Locken darfſt du liegen,
Vertraulich dich um Hals und Buſen ſchmiegen,
Bald um den Nacken, um die Schultern wallen.

Doch welcher Flor verbärge wohl vor allen
Die Strahlen, die den Augen raſch entfliegen,
Die zaubriſch auch den freiſten Sinn beſiegen,
Und mich auf ewig machten zum Vaſallen;

Die mir im innerſten bewegten Herzen
Entzündeten ein glühend Liebesfeuer,
Daß Nacht und Tag mich Freud' und Ruhe meiden.

Ach! ſeit durchdrungen mich der Liebe Schmerzen, –
Und ich erblickt die Herrin ohne Schleier,
Muß ich ohn' Unterlaß dich Schleier neiden!

Dieſes Sonett legte Fabio auf den Schleier, und als er Jemand nahen hörte, verſteckte er ſich hurtig hinter einen der Fenſtervorhänge. Donna Clara kam herein, ihre Augen fielen auf den Schleier, und fanden das Sonett, höchſt verwundert, ſolcherlei an dieſem Orte zu finden, und ſie ſagte, als ſie es geleſen hatte, überlaut zu ſich ſelbſt: O warum darf ich dir, edler Jüngling, deine Liebe nicht nach Verdienſt lohnen, wie mein Herz es eifrig wünſchet.

Kaum hatte Fabio dieſe Worte vernommen, als er hinter den ſeidenen Gewölken der Fenſtervorhänge hervor und zu Clara's Füßen mit den Worten ſtürzte: O Sennora! wenn Ihr dieſe gütige Geſinnung für mich heget, werdet Ihr meiner Liebe verzeihen, die mich bis in Euer Gemach dringen ließ, wo mir ein Himmel von ſchönen Hoffnungen durch Eure Worte eröffnet wurde, laßt ſie mich noch einmal hören dieſe ſüßen Worte, auf daß ich meines Glückes überzeugt werde, welches mir wie ein Traum erſcheint!

Clara war überraſcht, erſchrocken und erſtaunt, und in dieſem Augenblick nicht im Stande, das Gefühl ihres Herzens zu verbergen, das laut für Don Fabio ſeine Stimme erhob, und kein Wunder, daß Clara nur einzig dieſe Stimme hörte, und die verlangten Worte wiederholte, und noch manches andre Liebeswort hinzufügte.

Sie machte ihn auch endlich mit den Schwierigkeiten bekannt, die ihrer Liebe entgegenstanden, daß ihr Oheim sie nämlich seinem Sohne zur Gemahlin bestimme, welcher ehester Tage erwartet würde, um diese Verbindung zu vollziehen. Allein Fabio, dessen Liebe alle Hindernisse leicht zu besiegen glaubte, überwand bald ihre Besorgnisse durch den Strom seiner Beredsamkeit, und nöthigte ihr das Versprechen ab, sich der Heirath mit ihrem Vetter, so viel in ihren Kräften stünde, zu widersetzen.

Sie würden noch mancherlei von süßer Liebe geredet haben, wenn sie nicht von Ana wären unterbrochen worden, die höchst verwundert über diesen Besuch war, und nun mit in den Liebeshandel gezogen wurde, damit man sich Raths bei ihr erholte, wie man sich öfters sehen und sprechen könne. Ana wußte nach Josenart bald die Gelegenheit zu veranstalten und zu finden, und sich einen Schlüssel zu einem kleinen Pförtchen zu verschaffen, welches sich in der Gartenmauer befand; wenn nun Alles im Hause zur Ruhe war, begaben sich Clara und Ana in den Garten, wo Fabio ihrer wartete.

Einige Wochen trieben sie dies so alle Abend, und genossen des Glücks einer gegenseitigen Liebe in ihrer höchsten Reinheit. Ja, sie waren zu glücklich, als daß dies Glück hätte Bestand haben können.

Don Miguel konnte einmal Nachts nicht schlafen, er stand auf und öffnete ein Fenster. Die Nacht war lau,

Blumen hatten die Luft mit ſüßem Wohlgeruch erfüllt, leiſe Lüfte ſpielten in den Wipfeln der Bäume, und die Schönheit und Milde dieſer Nacht lud Don Miguel ein, einen Spaziergang im Garten zu machen. Er ging in den weiten Gängen auf und nieder, und als er ziemlich entfernt von ſeinem Hauſe war, merkte er, daß einige Regentropfen fielen; er verdoppelte ſeine Schritte, um einen nahgelegenen Pavillon zu erreichen, ſich darin vor dem immer ſtärker werdenden Regen zu bergen. Er mochte da kaum einige Minuten geweſen ſein, als er Stimmen vernahm, und bald deutlich Clara's und eines Mannes Stimme unterſchied; ſie kamen ihm immer näher, um gleichfalls Schutz vor dem Regen in dem Pavillon zu ſuchen. Don Miguel drückte ſich in eine Ecke, und lauſchte ſtill und erſtaunt ihren Reden.

Er hörte, daß von einer Flucht die Rede ſei, welche Donna Clara mit ihrem Geliebten veranſtalten wollte, um den Bewerbungen Don Juans, ihres Vetters, zu entgehen, welcher nun bald eintreffen ſollte. Er mußte ihre zärtlichen Liebesreden anhören, und durfte es nicht wagen, unbewaffnet, wie er war, hervor zu treten; er hielt ſeinen Grimm und ſeine Wuth ſtill in ſich verſchloſſen, ſchwur aber die heftigſte Rache, als er ſie wieder Abrede auf eine Zuſammenkunft am folgenden Abend nehmen hörte. Unterdeſſen hatte es aufgehört zu regnen, ſchon begann der Morgen zu dämmern, und die Liebenden ſchieden mit zärtlichen Liebkoſungen von einander, ihr

nahendes Unglück nicht ahnend. Clara und Ana ſchlüpften ins Haus und Don Fabio nahm ſeinen Weg durch das kleine Pförtchen.

Der folgende Abend erſchien. O verhängnißvoller Abend, wärſt du nie erſchienen! Waren die Tropfen, die in vergangener Nacht fielen, Vorbedeutung der bittern Thränen, die du zwei ſchönen Augen bringen würdeſt?— Zur abgeredeten Stunde ſchlichen Clara und Ana in den Garten, es ſollte die letzte ihrer nächtlichen Zuſammenkünfte ſein, und Alles über die Flucht beſtimmt abgeredet werden. Die Nacht war ſehr dunkel, Alles ſtill, die Luft ſchwer und drückend, bang und furchtſam wanden ſie ſich durch die Gebüſche, finſtre Ahnungen ſtiegen in Clara's Seele auf, ſo wunderbar war ihr Sinn nie von Furcht und Graun befangen geweſen, welches ſich noch vermehrte, als durch die Stille plötzlich das ſchauerliche Geſchrei einer Nachteule ſcholl. Wehe mir! flüſterte Clara, dieſer Unglücksvogel deutet uns nichts Gutes. Plötzlich vernahmen ſie das Geklirr von Waffen, und unterſchieden in der Dunkelheit mehrere Leute, die einen Mann hart bedrängten, der ſich aber noch tapfer hielt, und welchen Clara bald für Don Fabio erkannte. Sie ſtürzte mit einem Angſtgeſchrei zwiſchen die Streitenden, allein man achtete ihrer nicht, und drang nur heftiger auf Don Fabio ein, welcher endlich der Uebermacht erlag, und unter vielen Streichen zu Boden ſank. Man hielt ihn für todt, und Don Miguel befahl ſeinen Leuten, ihn über die Garten-

mauer zu werfen, welches auch geſchah, ohne daß man ſich weiter um ihn bekümmerte. Donna Clara aber, welche ohnmächtig auf der Erde lag, wurde nach Hauſe gebracht, und erſt nach vielen angewandten Mitteln wieder ins Leben zurückgerufen; die blutige Scene hatte ſo heftig auf ſie gewirkt, daß ſie ein hitziges Fieber bekam, welches ſie dem Tode nahe brachte; durch Hülfe mehrerer geſchickter Aerzte ward ſie zwar einigermaßen wieder hergeſtellt, allein eine tiefe Schwermuth ſchien ſich gänzlich ihrer Seele bemächtigt zu haben. Ihr Zuſtand ſchützte ſie gegen den Zorn ihres Oheims, man ließ ſie durch nichts Strafe empfinden, als daß man ſie aufmerkſamer bewachte, und Ana mit vielen Mißhandlungen aus dem Hauſe jagte.

Clara glaubte ihren Geliebten todt; allen Reiz ſchien das Leben für ſie verloren zu haben, ſie hoffte nicht, daß es ihr jemals wieder Freude bieten würde, deswegen wollte ſie ihre übrige Lebenszeit in einem Kloſter zubringen, dem Zufluchtsorte manches gedrückten Herzens, dem die Welt das nicht gegeben hatte, was es mit Sehnſucht umfaßte, oder ihm genommen hatte, was einzig dem Leben hätte Bedeutung geben können; allein ihr Oheim widerſetzte ſich thätig dieſem Vorhaben, und ſchrieb ſeinem Sohn, welcher noch immer ſeine Ankunft verzögerte, eilig zu kommen, wenn er ſich in Beſitz einer ſchönen, reichen und liebenswürdigen Gemahlin ſetzen wolle.

Don Juan kam an; er war ein ſchöner Jüngling, er gewandt genug war, um in den Augen einer Dame ebenswürdig zu erſcheinen, und Verſtand genug beſaß, eine Fehler geſchickt zu verbergen. Ohne Donna Clara u lieben, fand er doch eine Verbindung mit ihr wünſchenswerth und vortheilhaft, da er ehrſüchtig und eitel, abei habſüchtig war, und ſowohl ihr Vermögen, als uch das Aufſehen, welches er mit einer ſchönen und eiſtreichen Gemahlin erregen würde, in Betracht zog. r fing an, ſich eifrig um Clara zu bewerben, ihr Oheim eſtürmte ſie von ſeiner Seite mit Bitten und Vorſtellungen, und Vater und Sohn boten Alles auf, ihre Einwilligung zu ihrer Vermählung zu erhalten. Lange iderſtand ſie, und blieb ihrem Entſchluß, den Freuden ieſer Welt in einem Kloſter zu entſagen, getreu, bis ſie ndlich, der Bewerbungen und beſtändigen Beſtürmungen Don Juans und Don Miguels überdrüßig, mehr unwillig ihre Einwilligung gab. Kaum war ihr dies Ja ach langer Bemühung entriſſen, als man auch ſchon mit der Vermählung eilte, und in kurzer Zeit ward ſie Don Juans Gattin.

Doch wenden wir uns zu Don Fabio, den wir halb odt verlaſſen haben. Er war, als er über die Gartenmauer geworfen wurde, in einen Graben gefallen, woſelbſt r wahrſcheinlich geſtorben wäre, wenn nicht gegen Morgen inen Wanderer ſein Weg da vorbei geführt hätte, der en Unglücklichen da liegen ſah, und ihn in ſeinem Blute

ohne das geringſte Lebenszeichen fand, ſo daß er ihn für todt hielt, und den Verfall im nahgelegenen Kloſter meldete; da man Don Fabio daſelbſt vermißte, ſo eilten alſobald einige Brüder dahin, die ihn nach ihrem Kloſter brachten, und, als ſie ſeinen Zuſtand unterſuchten, fanden, daß noch Leben in ihm ſei; man wandte alle möglichen Mittel zu ſeiner Wiederherſtellung an; ſeine Wunden waren zwar nicht tödtlich, aber ſehr gefährlich und warfen ihn auf ein langes Krankenlager, wo er die gröſten Schmerzen ſowohl des Leibes als der Seele litt, der Verzweiflung oft nahe war, oder mehrentheils in gänzlicher Bewußtloſigkeit lag. Als endlich ſeine Beſſerung wieder heran nahete, und die Kraft ſeines Geiſtes ſich wieder zu ſammeln begann, ließ er ſich nach Clara erkundigen, und wollte ihr Nachricht von ſich geben laſſen, allein er erfuhr nichts von ihr, als daß ſie ſtrenge bewacht würde, und es unmöglich ſei, zu ihr zu dringen. Als er hergeſtellt war, wollte er ſelbſt Erkundigung von ihr einziehen, und vernahm zu ſeiner gröſten Beſtürzung, daß ſie vermählt und mit ihrem Gemahl nach der Hauptſtadt gezogen ſei. Dieſe Nachricht war für Fabio ein Donnerſchlag, es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſeinem Daſein in Verzweiflung ein Ende gemacht, doch die guten Mönche in dem Kloſter boten Alles auf, ihn durch Troſtgründe der Religion und durch fromme Ermahnungen von dieſem unſeligen Vorhaben, für Leib und Seele gleich verderblich, abzuziehen, welches ihnen inſoweit gelang, daß Fabio den Entſchluß

faßte, ſich den Tod nicht ſelbſt zu geben, ſondern ihn auf dem Bette der Ehre zu ſuchen, zu welchem Ende er Spanien aufs Neue verließ, und in den Krieg zurückkehrte.

Don Juan war mit ſeiner Gemahlin nach Madrit gezogen, und fand eine große Freude darin, ſich überall öffentlich mit ihr zu zeigen und zu brüſten. So läſtig dies auch Clara wurde, die in ruhiger Stille am glücklichſten war, wo ſie den vermeinten Tod ihres Geliebten ungeſtört betrauern konnte, ſo fügte ſie ſich doch ſtets den Wünſchen ihres Gemahls, um ihm durch Gefälligkeit zu erſetzen, was ſie ihm nicht an Liebe geben konnte. Don Juans Haus wurde bald der Sammelplatz des vornehmſten Adels, und alles, was Ausgezeichnetes an Cavalieren, und Prächtiges und Liebenswürdiges an Damen in Madrit war, befand ſich wohl und gern in einem Hauſe, wo die Wirthin ſo liebenswürdig und ſchön, der Wirth ſo zuvorkommend, artig und galant war.

Unter den Edelleuten, die Don Juans Haus beſuchten, war auch Don Enriko, ein reicher junger Edelmann mit einer ſchönen Geſtalt, aber gemeinen Sitten und tückiſchem bösartigen Charakter. Dieſer wagte es, ſeine Augen auf Clara zu richten, und in ſündlicher Liebe zu entbrennen. Er verſuchte Alles, was ein liſtiger Verführer nur aufbieten kann, um die Liebe eines Weibes zu gewinnen; allein er machte ſich bald durch ſeine Frechheit und Zudringlichkeit bei Clara verächtlich, die ihm ſein Beginnen ernſtlich verwies, und, als dies nichts half, ihn

bedrohete, ihren Gemahl von ſeiner Zudringlichkeit zu unterrichten. Da Don Juan als ein heftiger Mann bekannt war, der im Punkt der Ehre keinen Scherz verſtand, auch in den Waffen ſehr geübt war, ſo ſchützte dieſe Drohung ſie vor Don Enrikos Bewerbungen, aber nicht vor ſeiner Rache. Er glaubte bemerkt zu haben, daß Donna Clara einen jungen Cavalier, Namens Don Manuel, welcher gleichfalls Don Juans Haus beſuchte, beſonders auszeichnete, und vertraulicher und freundlicher gegen dieſen war, als gegen ihn und Andre, und hierauf gründete er ſeine Rache.

Er hatte ſich freilich nicht geirrt. Clara und Don Manuel hatten eine Heimlichkeit zuſammen, aber damit hatte es folgende Bewandniß. Clara hatte eine Freundin, welche Riſe hieß, und die von ihrem Vormund äußerſt ſtrenge, ja beinahe ſklaviſch behandelt wurde; mit dieſer war Don Manuel heimlich verheirathet, und da Clara, als die Vertraute dieſes Geheimniſſes, zuweilen Zuſammenkünfte zwiſchen ihrer Freundin Riſe und Don Manuel begünſtigte, ſo brachte dies ſie mit Letzterem in nähere Verbindung, welches Don Enriko's Augen nicht entging, der jedoch den wahren Zuſammenhang nicht einſehen konnte.

Um dieſe Zeit überkam Don Juan einige Geſchäfte, die ihn nöthigten, eine Reiſe von einigen Wochen zu machen. Donna Clara erklärte, daß ſie während der Abweſenheit ihres Gemahls keinen Feſten beiwohnen und keine Geſellſchaften beſuchen würde, und bat ſich Donna

Riſe von ihrem Vormund zur Geſellſchaft aus, welches dieſer, nach dem Verſprechen, daß ſie eingezogen und ſtill leben würde, bewilligte. Allein ſie glaubte, daß ſie, ohne ihr Verſprechen zu verletzen, die Beſuche Don Manuels wohl annehmen dürfe, und dieſer ſchlich, voll Freude, ſeine geliebte Riſe ſo oft ſehen zu können, bei einbrechender Dunkelheit in Clara's Haus, und blieb da die Abende bis ſpät in die Nacht. Donna Clara begünſtigte dieſe Zuſammenkünfte, ohne zu ahnen, was daraus entſtehen würde.

Don Enriko war nicht müßig; er legte ſich darauf, Clara's Betragen ſorgfältig auszukundſchaften, und machte gar bald die Entdeckung von Don Manuels nächtlichen Beſuchen, ohne im mindeſten zu glauben, daß ſie Riſen gölten. Seinem böſen Herzen war dieſe Entdeckung willkommen, da ſie ſeiner Rachgierde ein befriedigendes Mittel werden konnte; er ſchrieb mit verſtellter Hand und ohne Namensunterſchrift folgenden Brief an Don Juan:

Sennor!

Ihr habt ſehr unrecht gethan, Eure Ehre, während Ihr abweſend ſeid, in dem alleinigen Verwahrſam einer Frau zu laſſen; der Erfolg zeigt, wie wenig ſie mit einem ſo leicht verletzlichen Dinge zu ſchalten weiß, oder auch mag. Des Tags ſcheint ſie Euch entbehren zu können, aber Nachts ſucht ſie Euch durch Don Manuel

zu erſetzen, der ſich am frühesten Morgen wieder wegſchleicht. Macht von dieſer Nachricht welchen Gebrauch Ihr wollt, Sennor, und überzeugt Euch mit eigenen Augen, wenn Ihr nicht glauben wollt

einem Freund.

Dieſer Brief verfehlte ſeine Wirkung nicht; Don Juan gerieth außer ſich vor Eiferſucht, warf ſich in der erſten Wuth auf ſein Pferd, und kam noch vor Abend in Madrit an. Seine Hitze hatte ſich unterdeſſen abgekühlt, und ruhigerer Ueberlegung Platz gemacht, die ihm die Möglichkeit zeigte, daß ein boshafter Verläumder die Unſchuld und Tugend ſeiner Gemahlin könne angreifen wollen; er beſchloß, vorſichtig und behutſam zu Werke zu gehen. Als es ganz dunkel war, begab er ſich in die Straße, in welcher ſein Haus befindlich war, und ſtellte ſich gegenüber auf die Lauer. Er ſah wirklich einen Mann in ſein Haus ſchleichen, hinter welchem die Hausthüre ſchnell zugemacht wurde. Er ſah Licht in dem Zimmer ſeiner Gemahlin; Eiferſucht und Grimm bemächtigte ſich ſeiner aufs Neue; er fing an, heftig an die Hausthüre zu klopfen. Dies ungeſtüme Klopfen ſetzte Klara und Niſe in Furcht und Schrecken, ſie glaubten, daß es der letzteren Vormund ſei, der etwas gemerkt habe, denn Don Juan erwartete man noch nicht zurück, und ſie ließen alſo hurtig Don Manuel zu einer Hinterthüre hinaus, worauf Niſe in ihr Schlafgemach eilte, und Clara dem ungeſtüm

Klopfenden aufmachen ließ; allein nicht wenig über die unvermuthete Ankunft ihres Gemahls verwundert, ihn jedoch mit Freuden empfangend, verlachte ſie heimlich ihre Furcht. Don Juan vermochte genug über ſich, um ſie ſeine Eiferſucht nicht eher merken zu laſſen, bis er ſich völlig überzeugende Beweiſe ihrer Untreue verſchafft habe. Er führte die vorige Lebensweiſe in ſeinem Hauſe wieder ein, hatte aber ſorgfältige Acht auf ſeine Gemahlin, deren Schritte und kleinſten Handlungen er ſorgfältig ausſpähete. Donna Clara war zu verſtändig, um die Eiferſucht und das Beginnen ihres Gemahls nicht zu merken, ohne daß ſie indeß den Urſprung davon vermuthen konnte; ſie hütete ſich alſo ſorgfältig, ihrem Gemahl in etwas Anlaß zum Verdacht zu geben, und wachte mit großer Klugheit über ihr Betragen, ſo daß Don Juan ſehr geneigt war, ſeine Gemahlin für unſchuldig und treu zu halten, wenn nicht ein unglücklicher Zufall dieſe Meinung vernichtet hätte.

Eines Abends, als Don Manuel ſich nach Hauſe begeben wollte, wurde er ohnweit Don Juans Hauſes von vier Spitzbuben angegriffen. Er ſetzte ſich tapfer zur Wehre, allein er würde doch der Uebermacht haben erliegen müſſen, da er bereits ſtark verwundet war, wenn ihm nicht ein unbekannter Cavalier zu Hülfe gekommen wäre, welcher durch ſeine Tapferkeit und Unerſchrockenheit die Räuber in die Flucht ſchlug. Don Manuel war jedoch ſo heftig verwundet, daß er kaum fortkommen konnte,

und den Unbekannten bat, ihn zur nahgelegenen Wohnung ſeines Freundes zu geleiten, welcher Bitte ſich dieſer mit der größten Bereitwilligkeit willfährig erzeigte. Sie kamen in Don Juans Hauſe an, wo gleich alle Diener des Hauſes ſich um ihn verſammelten, ihm alle mögliche Hülfe zu leiſten; auch Don Juan und Clara kamen herzu, als ſie den Unfall Don Manuels vernahmen; und als Donna Clara des Fremden, von welchem Don Manuel gehalten wurde, anſichtig ward, fiel ſie in eine heftige Ohnmacht. Die Umſtehenden ſchrieben dies dem Widerwillen zu, welcher viele Damen ergreift, wenn ſie Blut ſehen, Don Juan aber war ſehr geneigt, eine zärtliche allzu nahe Anhänglichkeit an Don Manuel darin zu finden, worüber ſeine Eiferſucht, um einen hohen Grad vermehrt, wieder ihre Stelle einnahm.

Allein Clara's Ohnmacht hatte eine ganz andere Urſache: der Fremde war Niemand anders als Don Fabio, welcher aufs Neue in ſein Vaterland zurückgekehrt war, und welchen Clara auf den erſten Blick als ihren einzigen todt geglaubten Geliebten erkannt hatte. Auch er hatte ſie erkannt, allein in der allgemeinen Beſtürzung und Beſchäftigung, worin Alle waren, gab Niemand auf ihn Acht. Man brachte Don Manuel, nachdem man ſeine Wunden verbunden hatte, nach Hauſe, und Clara auf ihr Bette, die, den bitterſten Schmerzen hingegeben, in eine langwierige Krankheit verfiel. Nur Niſe, ihre geliebte Niſe, war die Vertraute ihrer wahren Leiden und ihres

Kummers, ſie pflegte ſie und wich ſelten von ihrem Lager. Don Manuels Wunden waren bald wieder geheilt, und er beſuchte Clara um ſo mehr, da er ſeine geliebte Riſe dort fand. Don Fabio, welcher unterdeſſen ſein vertrauter Freund geworden war, wollte Madrit wieder verlaſſen, und ließ Clara durch Don Manuel bitten, ihm zu vergönnen, daß er ſie noch einmal ſehen dürfe, um Abſchied von ihr zu nehmen, welches ſie ihm aber nicht geſtatten wollte, ſondern ihm deswegen folgenden Brief ſchrieb:

.Sennor!

Ich empfehle Euch dem beſondern Schutz der heiligen Jungfrau, die es mir verzeihen möge, daß ich einſt von ihrem Altar meine Blicke von ihr weg zu Euch richtete. Ich büße es hart genug in allen den Hinderniſſen, die von je her meiner heißen Liebe entgegenſtanden. — Dringet nicht darauf, Geliebter, mich noch heute Abend zu ſehen, denn es würde meine Leiden nur vermehren, und das Feuer meiner Liebe, das mich verzehrt, noch heftiger entzünden, und meinen Tod, der wahrſcheinlich nicht mehr fern iſt, eher herbeiführen. Beſtehet Ihr aber darauf, ſo werde ich es Euch verſtatten, und ſollte es mir auch das Leben koſten, als die letzte Gunſt, die Euch meine Liebe, in dieſem Leben, noch gewähren kann. Zum Andenken ſende ich Euch meinen Schleier; es iſt derſelbe, den ich hatte, als Ihr

mich zuerſt erblicket, durch den ſo manches Mal meine Blicke drangen, um Euch zu ſuchen, und der mit dem zärtlichen Sonett, welches Ihr einſt auf ihn ſchriebt, und das in meinem Gedächtniß ewig ſtehen wird, wie ein Heiligthum bei meinem köſtlichſten Schmuck verwahrt lag. Im Kleinen giebt die Liebe oft Großes; mögt er Euch ein Beweis ſein der ewigen Liebe Eurer

ſterbenden Clara.

Dieſen Brief, auf welchem ſich weiter keine Aufſchrift befand, wickelte Clara in ihren Schleier, und gab ihn einem Diener, um ihn Don Manuel zu bringen, der ihn an Don Fabio würde gelangen laſſen. Auf der Treppe begegnete der Diener ſeinem Herrn, Don Juan, welcher ihn fragte, wo er hin wolle? worauf der Diener ihm antwortete: er habe etwas von ſeiner Gebieterin an Don Manuel zu bringen. Don Juan ließ ſich, vom heftigſten Argwohn ergriffen, das Päckchen geben, öffnete es, und las den Brief, den er an Don Manuel geſchrieben glaubte. Nun erreichte ſeine Wuth den höchſten Grad, er ſah in Clara's Brief den überzeugendſten Beweis ihrer Untreue, und rannte, in der heftigen Aufwallung ſeines Zorns, wie ein Wahnſinniger in Donna Clara's Gemach, die nach vielen ſchlafloſen Nächten in einen leichten Schlummer gefallen war, weswegen ſich ihre Wärterinnen entfernt hatten. Don Juan fiel mit der unbarmherzigſten Grau-

ſamkeit über die Unglückliche her, riß ſie mit vielen Schmähungen aus dem Bette auf die Erde, wand den Schleier zum Strick, und ſchlang ihn um Clara's wunderſchönen Hals, und erwürgte das unglückſelige Weib. Er ließ ſie auf der Erde liegen, und ſagte zu ihren Dienerinnen, man ſolle ſeine Gemahlin nicht ſtören, und Niemand eher in ihr Gemach gehen, bis ſie rufe, oder die Klingel ziehe, worauf er aus dem Hauſe ging, um Don Manuel aufzuſuchen, dem er ebenfalls den Tod geſchworen hatte. Jedoch kam Clara's Dienerinnen der Gemüthszuſtand Don Juans, deſſen Heftigkeit er nicht ganz verbergen konnte, verdächtig vor, und eine davon blickte durch das Schlüſſelloch, und ſah Donna Clara auf der Erde liegen; erſchrocken rief ſie die andern herzu, die, als ſie ihre Gebieterin erdroſſelt fanden, ein fürchterliches Geheul und Wehklagen über dieſe Mordthat erhoben, wovon bald das ganze Haus erfüllt war. Der Lärm verbreitete ſich in der Nachbarſchaft, und viele Leute waren um Don Juans Haus verſammelt, als der Corregidor da vorbei kam und ſich nach der Urſache des Auflaufs erkundigte, und als er die tragiſche Geſchichte vernommen hatte, ſchickte er gleich einige Leute ab, um Don Juan aufzuſuchen. Dieſer war eifrig bemüht, Don Manuel zu ſuchen, welcher ihm unglücklicherweiſe auf der Straße begegnete, und wüthend von ihm angefallen wurde. Don Manuel vertheidigte ſich, ſo viel es der Ungeſtüm ſeines Gegners, den er ſich auf keine Weiſe erklären konnte, zuließ, als die abgeſchickte Wache

des Corregidors ankam, und den Kampf mit Gewalt hemmte, und Don Juan, den man für wahnſinnig hielt, in Verhaft nahm. Da er ſich von der Wache umgeben ſah, und in dieſem Augenblick vielleicht der Spruch eines Richters in furchtbarer Geſtalt vor ihn trat, ſo kehrte er die Spitze ſeines Degens gegen ſich ſelbſt, und rannte ſie ſich durch den Leib, daß er im Kreis, den die Wache und herbeigelaufenes Volk um ihn zog, todt zu Boden ſtürzte.

Don Fabio hatte von allem dieſem nichts vernommen, und war in Unſchlüſſigkeit, ob er Clara noch ſehen und ihr Lebewohl ſagen dürfe, da er auf ſeine Bitte keine Antwort erhalten hatte. Er ging zu Niſe, welche ſich wieder im Hauſe ihres Vormunds befand, und bewog ſie, mit ihm zu Donna Clara hinzugehen. Sie kamen in ihrem Hauſe an, in welchem eine grauſe Todtenſtille herrſchte, kein Diener war zu ſehen, und Niſe ging geraden Weges nach Clara's Schlafgemach, um ihr den Abſchiedsbeſuch Don Fabio's zu melden, während dieſer im Vorzimmer wartete. Aber von welchem Schrecken und Entſetzen ward Niſe ergriffen, da ſie ihre Freundin als Leiche auf einem Ruhebette erblickte, um welches viele helle Kerzen brannten! Sie ſtieß einen lauten Schrei der Angſt und des Entſetzens aus, auf welchen Fabio hereindrang, der nicht weniger über den unerwarteten Anblick erſchrak, und vor Schmerz beinahe außer ſich gerieth. Niſe faßte ſich zuerſt wieder, und rief eine Dienerin, von welcher ſie ſich die

näheren Umſtände von Clara's ſchnellem Tode erzählen ließ, und als ſie die gewaltſame Art ihres Todes hörte, ſchöpfte ſie einige Hoffnung, ſie wieder ins Leben zurückrufen zu können. Sie ließ ſchleunig einen Arzt holen, indem ſie unterdeſſen verſchiedene reizende Mittel anwandte, und die Leiche mit wollenen Tüchern reiben ließ. Durch ihre und des herbeigekommenen Arztes Bemühung wurden zu ihrer großen Freude einige Zeichen des Lebens ſichtbar; bei dieſem glücklichen Erfolge ſetzten ſie ihre Bemühung in Anwendung aller nur erſinnlichen Mittel fort, und zur unausſprechlichen Freude aller Anweſenden und des ganzen Hauſes erwachte Clara endlich, in Niſens Armen, wie aus einem tiefen Schlafe.

Clara glaubte ſchwer geträumt zu haben, und lange währte es, bis ſie zur völligen Beſinnung deſſen kam, was mit ihr vorgegangen war, daß ſie die Begebenheiten in ihrer Folge an einander reihen konnte. Ihr Erwachen zum neuen Leben in den Armen der Freundſchaft war zu ſchön, als daß es ihr nicht hätte lieb ſein ſollen, um ſo mehr, da durch Don Juans Tod ihr die ſchöne Ausſicht zu einem glücklichern Leben eröffnet ward.

Ein Jahr nachher, an dem Tage, an welchem Don Manuel und Niſe ihre Verbindung öffentlich kund thaten, die den Augen der Welt bisher noch immer unbekannt geweſen war, wurde Clara Don Fabio's Gattin. Beide Familien lebten im ſchönſten Einverſtändniß, und machten

gleichſam nur Eine Familie aus, welche noch von manchem Jahr, im Genuſſe des Glücks, welches Liebe, Freundſchaft, Tugend und Einigkeit giebt, als glückliche Gatten, treue Freunde und frohe Eltern begrüßt wurden.

Herr Thomas Brown und seine Nachbarn.

Erzählung.

Herr Thomas Brown, ein reicher Fabrikherr, lebte
it ſeinen beiden Töchtern in einer kleinen Stadt, in der
ähe Londons, mit aller Bequemlichkeit und Sicherheit,
e der Reichthum nur gewähren kann. Er bewohnte ein
hönes Haus in einer der vorzüglichſten Straßen, welches
uf engliſche Weiſe, die nämlich das Bequeme und Be-
agliche mit dem Schönen und Geſchmackvollen zu ver-
nigen ſtrebt, aufs Beſte eingerichtet war. Dabei befand
ch ein großer, wohlangelegter Garten, voll der mannig-
ltigſten Blumen, und ergiebig an dem vorzüglichſten
bſte, mit deſſen Cultur ſich Herr Brown mit großer Luſt
nd Liebhaberei in ſeinen Nebenſtunden beſchäftigte; ſein
ter Diener Lucas, ſchon ſeit vielen Jahren bei ihm,
rrichtete nach der Anweiſung ſeines Herrn die gröbere
rbeit. Ein zweiter Diener und noch einige weibliche
ienſtboten machten den ganzen Haushalt aus, welchem
linna, die älteſte Tochter, mit großer Ordnung vorſtand.

Nebenan wohnte eine alte Wittwe; an ihrem Hauſe
fand ſich ebenfalls ein Garten, welcher von dem des
errn Brown nur durch eine nicht ſehr hohe Bretterwand
ſchieden ward. Sie war eine hochbetagte Frau, kam

ſelten aus ihrem Zimmer und kümmerte ſich gar nicht um ihren Garten, der ſchon ſeit mehreren Jahren ganz verwildert lag. Die Fußſteige waren mit Gras überwachſen, Himbeeren und Johannisbeeren wuchſen unbeſchnitten luſtig empor, und hingen ungeſtört über die Planke in den Garten des Herrn Brewn hinein; denn da gerade dieſe Seite gegen Süden lag, neigten ſich alle Bäume und Geſträuche dahin. Beſonders hatte ſich ein ſchöner Apfelbaum, der dicht an der Planke ſtand und die vortreffliche Sorte Gravenſteiner Aepfel trug, ganz herüber gebogen, ſo daß die meiſten und ſchönſten Aepfel immer in Herrn Browns Garten hingen, endlich herabfielen und entweder von dem Geſinde aufgeleſen wurden oder unbeachtet auf der Erde liegen blieben.

Die alte Wittwe ſtarb und ihr Haus und Garten erhielt einen andern Beſitzer. Der Zollverwalter Hobſon ward der Nachbar des Herrn Brown; er war Vater von drei Söhnen, wovon der Aelteſte abweſend, die beiden Jüngeren noch zwölf- und vierzehnjährige Knaben waren. Er war kaum eingezogen, als Herr Brown ſchon ſehr unangenehm die gewohnte Stille im Nachbarsgarten vermißte. Die Knaben, lebhaft und munter, in ziemlicher Ungebundenheit aufwachſend, trieben im Garten ihr Weſen, lärmten, ſchrieen, warfen ſich mit Bällen und unreifem Obſte, guckten neugierig über die Planke und kletterten zuweilen mit großer Behendigkeit darauf herum. Wenn ſie gar mit Bolzen oder Blaſeröhren nach den

Vögeln ſchoſſen, geberdete ſich Herr Brown, als wenn er ſeines Lebens nicht mehr ſicher wäre. Er war ungemein mißmuthig und verſtimmt hierüber; ſein Garten gewährte ihm Erholung und Befriedigung einer harmloſen Liebhaberei, und mit einem Mal ſah er dieſe durch die neue Nachbarſchaft verbittert.

Als nun der Zollverwalter Hobſon dem Herrn Brown einen Nachbarsbeſuch abſtattete, nahm ihn dieſer ſehr kalt, ja beinahe unhöflich auf, und fing gleich an, ſich über deſſen ungezogenen Söhne zu beſchweren. Der Zollverwalter hatte dieſen Empfang nicht erwartet; die natürliche und offene Höflichkeit, womit er Herrn Brown und ſeinen Töchtern entgegengekommen war, verſchwand, mit Kälte und Achſelzucken bedauerte er, dem nicht abhelfen zu können, indem man Knaben nicht in ſolcher Einſchränkung halten dürfe, ſondern ihnen vielmehr einigen freien Spielraum vergönnen müſſe. Und da Herr Brown eigentlich über keinen ihm abſichtlich zugefügten Schaden, noch ſonſtige Beleidigung zu klagen hatte, ſo zeigte er ihm mit einiger ſarkaſtiſchen Laune das Unſtatthafte ſeiner Beſchwerde, berief ſich auf das Recht, das Jedem verſtatte, innerhalb ſeines Hauſes und Bezirks nach Belieben zu ſchalten, und verließ Herrn Brown und ſeine Töchter mit einer Miene, die kein anderes Benehmen für die Folge hoffen ließ.

Minna meinte gegen ihren Vater: er hätte den Zollverwalter mit Freundlichkeit, wenigſtens höflicher auf-

nehmen müſſen, ſich nicht mit ſolcher Bitterkeit gegen deſſen Kinder auslaſſen ſollen, die freilich wilde, aber keineswegs bösartige Knaben ſeyen; denn nur auf dem Wege der Zuvorkommenheit und Güte ließe ſich hier etwas ausrichten. Aber Herr Brown, der ſonſt von dem Verſtande ſeiner Tochter eine hohe Meinung hatte und ſich manchmal von ihr leiten ließ, fuhr diesmal ſehr ärgerlich auf. „Was?“ rief er, „ich ſoll mich wohl noch bedanken, daß die ungezogenen Buben mit ihrem ungeſchickten Werfen mir den größten Schaden anrichten! Wie viele Miſtbeetfenſter ſind ſchon zerſpalten; mußte ich nicht den Nelken einen andern Stand geben laſſen, der ihnen aber bei weitem nicht ſo gedeihlich iſt? Flog nicht noch geſtern ein unreifer Apfel herüber, gerade auf den ſchönen Cactus, den ich nach langer Pflege endlich zum Blühen gebracht habe, und zertrümmerte die Pracht von Blume, die herabgefallen im Staube lag, daß ich und Lucas hätte Thränen weinen mögen! Zu allem dieſem ſoll ich ein freundlich Geſicht machen?“

Die Sache wurde auch um nichts beſſer; denn obgleich der Zollverwalter Hobſon ſeinen Söhnen ein ruhigeres Betragen empfohlen hatte, ſo war er doch ſelbſt wenig zu Hauſe, und es blieb den Knaben überlaſſen, wie weit ſie der Ermahnung Folge leiſten wollten. Mit unſäglichem Verdruß und Aerger ertrug Herr Brown die neue Nachbarſchaft, und ging in ſeiner Gehäſſigkeit ſo weit, daß er jeden kleinen zufälligen Unfall, vielleicht von

Wind oder Regen veranlaßt, ihr zuſchrieb. Hatte ſich unglücklicher Weiſe eine Staude von ihrem Stabe gelöſt, oder war eine Blüthe früher abgefallen, als er erwartet, ſo mußten es gewiß Hobſons Kinder gethan haben, worin ihn denn Lucas, der beſchränkt und einſeitig die Sache ſeines Herrn ergriff und ſein Mißvergnügen theilte, gewiß beſtärkte. Hobſon ließ ſeinen Garten in Ordnung bringen, die Bäume beſchneiden und die überhangenden Johannis- und Himbeergeſträuche ſorgfältig herüber ziehen und aufbinden. Obgleich nichts natürlicher als dieſes Verfahren war, ſo behauptete doch Herr Brown, ſich einmal von daher nichts Gutes mehr vermuthend, es geſchähe, ihn zu ärgern. Auch mit dem Apfelbaum wurde der Verſuch gemacht, jedoch vergebens; die großen und ſtarken Aeſte waren nicht aus ihrer Richtung zu bringen und widerſtanden in unbiegſamer Gewalt allem Binden mit ſtarken Stricken. Herr Brown ſah dem vergeblichen Bemühen mit nicht geringer heimlicher Freude zu, und ſetzte ſein Wort zum Pfande, Hobſon ſolle fürs Erſte keinen von den Aepfeln zu ſchmecken bekommen; denn da ſie alle nach ſeinem Garten hingen, behauptete er, ſie ſtänden ihm rechtmäßiger Weiſe zu.

Der Baum trug in dieſem Jahr nur wenig Früchte, und hatte etwa ein Dutzend, jedoch beſonders ſchöne und große Aepfel in der Krone hängen. Schon waren ſie beinahe reif und lachten golden und lockend in den Zweigen, als eines Morgens ſich Herr Brown im Garten befand

und vernahm, wie der Zollverwalter Hobſon, ebenfalls in ſeinem Garten, mit ſeinen Söhnen ſprach, und ihnen nachdrücklich verbot, auf den Baum zu klettern, um die Aepfel zu pflücken, indem er ſchon einen Mann beſtellt habe, der am Nachmittage mit einer Leiter kommen ſolle, um ſie abzunehmen. — Er hatte ſich kaum entfernt, als Herr Brown, voller Freude, dem Nachbar auch einmal etwas Verdrießliches zufügen zu können, mit Hülfe des Lucas den Baum aufs Heftigſte ſchüttelte, bis alle Aepfel herabgefallen waren und in ſeinem Garten auf der Erde lagen. Mit Triumph und befriedigter Rache ſchaute er bald auf die herabgefallenen Früchte, bald nach dem Baum, ſorgfältig ſpähend, ob auch keiner mehr hängen geblieben ſey, und gebot dann ausdrücklich Allen im Hauſe, keinen einzigen davon aufzunehmen, ſondern ſie auf der Erde verfaulen zu laſſen, damit nicht etwa der Herr Zollverwalter Hobſon meine, es ſey ihm um einige lumpige Aepfel zu thun!

Als der Zollverwalter am Abend nach Hauſe kam, klagten ihm die Kinder und die Haushälterin mit großem Lärm und mit heftiger Erbitterung das ihnen zugefügte Unrecht, indem von Seiten des Herrn Brown alle Aepfel abgeſchüttelt worden wären. — Der Zollverwalter Hobſon, ein wackerer und verſtändiger Mann, erwiederte gelaſſen: „Je nun, Kinder, verlohnt es ſich denn der Mühe, um einige Aepfel einen ſolchen Lärm zu erheben? Wahrſcheinlich hat das Geſinde ſich darüber hergemacht; ſeyd nur

ruhig, Ihr könnt Euch morgen ein ganzes Maaß kaufen!" — „Nein, nein!" ſchrie die Haushälterin; „ich habe Herrn Brown mit ſeiner weißen Nachtmütze ſelbſt geſehen, wie er mit eigener Hand den Baum ſchüttelte, daß die Planke davon erbebte! Der Spitzbube, der kahlköpfige Lucas, der ſich immer über unſern Garten aufhält, und mir neulich Kohlſtrünke herüber warf, indem er rief: „Da habt Ihr Gemüſe, Ihr habt doch nichts in Euerm Garten!" der ſtand auch dabei, und half, und lachte ſchadenfroh darüber!" — „Nicht doch, nicht doch, Frau Kitty!" erwiederte Hobſon; „Sie irrt ſich, die Herrſchaft weiß gewiß nichts davon. Herr Brown iſt ein reicher Mann, dem es wahrlich nicht auf einige Aepfel ankömmt; der Lucas hat uns wohl allein den Poſſen geſpielt!" — „Laß der Herr mich zu Herrn Brown gehen", erwiederte Kitty, „und nach den Aepfeln fragen, dann werden wir ſchon hören!" — „Gut!" ſagte Hobſon zu dem älteſten Knaben, „ſo gehe Du hin, Robert, und bringe eine höfliche Empfehlung von Deinem Vater, und frage, was es mit den Aepfeln für eine Bewandniß habe? — und nach Beſchaffenheit der Umſtände, wenn Herr Brown ſie Dir gutwillig geben will, magſt Du ſie Dir ausbitten; aber ſey nur ja höflich!"

Der Knabe brachte, wie ihm ſein Vater geheißen hatte, ſein Anliegen mit vieler Beſcheidenheit vor; aber Herr Brown fuhr ihn grob und heftig an, und rief, indem er den Kopf mit verächtlicher Miene in die Höhe

warf: „Was kümmern mich Eure elenden Aepfel, ich leſe kein abgefallenes Obſt auf! Uebrigens habt Ihr auch keine Anſprüche daran zu machen!“ — „Keine Anſprüche, Herr Brown?“ erwiederte der Knabe; „iſt es nicht unſer Baum?“ — „Mach' Er ſich nicht breit, junger Herr!“ ſchrie ihm nun Herr Brown zu, „ſonſt werd' ich Ihm etwas Anderes weiſen. Ich kenne Ihn ſchon als einen ungezogenen, unnützen Buben!“ — Der Knabe, ſeines Vaters Ermahnung eingedenk, entfernte ſich ſchweigend, und als er dieſem die Worte des Herrn Brown überbrachte, erwiederte dieſer unmuthig: „Was ſoll man mit dem Grobian anfangen? Am beſten iſt es, Streit zu vermeiden; geht ihm aus dem Wege und laßt die Sache auf ſich beruhen.“

Die Knaben und die Haushälterin wagten es nicht, weiter etwas darauf zu erwiedern; jedoch konnten ſie das ihnen zugefügte Unrecht und den Schimpf nicht verwinden, und es war ihnen nun wirklich mehr um ihr, in ihrer Meinung gefährdetes Recht, als um die Aepfel zu thun. Als des andern Morgens der Zollverwalter ausgegangen war, kletterten die Knaben auf die Bretterwand, und ſahen die Aepfel alle am Boden liegen. Bald kamen ſie voller Freude wieder zurück, mit Stöcken verſehen, an welche ſie Gabeln feſtgebunden hatten, mit denen ſie verſuchten, von der Planke herab die Aepfel aufzuſpießen. Minna und ihre jüngere Schweſter Jenny ſahen dem Beginnen der Kinder aus einem Fenſter des Hauſes zu und

konnten ſich des Lachens über die muthwilligen Knaben nicht enthalten. Schon war es ihnen gelungen, einige zu erhaſchen, welche ſie der Frau Kitty, die ungeſehen hinter der Planke ſtand, in die Schürze geworfen hatten, als Lucas, der im Garten arbeitete, ihrer anſichtig wurde, und durch ſein Geſchrei Herrn Brown, der ſich in einem andern Theil des Gartens befand, herzu rief. Herr Brown kam eilends, tobte, ſchimpfte und verſuchte, den Knaben zu wehren. Er war ſo glücklich, von einer Gabel einen aufgeſpießten Apfel wieder abzureißen, als ihm die Gabel unverſehens in die Perrücke fuhr, dieſe vom Kopfe riß und in den Apfelbaum ſchleuderte, woſelbſt ſie auf einem Zweige, ſich wie ein Vogel wiegend, hängen blieb. Dem Lucas fuhr eine Gabel durch den Hemdeärmel und ſchlitzte ihn der Länge nach auf, daß ſein ganzer nackter Arm zum Vorſchein kam. Es entſtand ein hitziges Gefecht, wobei zum Glück Niemand verwundet wurde; denn als Lucas Spaten und Harke ergriff, um einzuhauen, retirirten die Knaben und räumten das Schlachtfeld, zufrieden, die Hälfte der Aepfel erbeutet zu haben. Lucas hieb aber ſo tapfer mit der Harke nach ihnen ein, daß er an der Planke drei ſtarke eiſerne Zähne abbrach.

Herrn Browns Entrüſtung ſtieg aufs Höchſte. In ſeiner leidenſchaftlichen Hitze erſchien ihm dies als ein offenbarer Raub, als ein ſtrafbarer Einfall in ſein Gebiet. Er ſchickte ſich nun an, den Zollverwalter Hobſon gerichtlich belangen zu laſſen. Minna ſtellte ihm abermals ſehr

eindringlich vor: wie ſolche Kindereien keinen hinreichenden Grund zu einer Klage gäben, die, wie ſehr ihm auch empfindlich, doch vor einem unparteiiſchen Richter kaum der Beſtrafung würdig erſcheinen mußten, und bat ihren Vater inſtändigſt, ſich um ein Dutzend Aepfel doch nicht ins Gerede der Stadt zu bringen, noch ſich in Sorge und Koſten zu ſetzen. Es war Alles vergeblich; Herr Brown wurde nur aufgebrachter, und gebot Minna und Jenny, welche auch mitſprechen wollte, zu ſchweigen. Er eilte zu ſeinem Anwalte, einem Rechtsgelehrten, deſſen Hülfe er in andern Fällen ſchon gebraucht hatte. Dieſer entwarf eine Klage, die jedoch auf weiter nichts, als auf Abpflückung des dem Herrn Brown zuſtändigen Obſtes von Seiten des Herrn Zollverwalters Hobſon lautete, und war von dem beſonnenen und klugen Manne auch nur in ſehr mäßigen und ſchonenden Ausdrücken abgefaßt. Herr Brown war nicht ganz zufrieden damit; nach Rache dürſtend hätte er ſeinen Feind der ärgſten Dinge, des Raubes und Diebſtahls, anklagen mögen, wovon ihm jedoch der Rechtsgelehrte abrieth, und abzuwarten empfahl, was hierauf erfolgen würde.

Die Klage ward bei dem Friedensrichter eingereicht; da jedoch der Zollverwalter Hobſon als ein in jeder Hinſicht vortrefflicher und verſtändiger Mann in der Stadt bekannt war, und von dem Richter beſonders geſchätzt wurde, ſo ließ er ihn nicht förmlich vorladen, ſondern nur freundſchaftlich zu ſich entbieten; er theilte ihm die

eingereichte Klage mit, und fragte ihn, was er darauf zu erwiedern habe. — Hobſon war ſehr verwundert und erwiederte dem Friedensrichter: er wiſſe nicht, daß dem Herrn Brown, weder von ſeinen Kindern, noch ſeinen Leuten, Obſt abgepflückt worden ſey, da die im Streite ſtehenden Aepfel auf einem Baume wüchſen, der zu ſeinem Garten und folglich ihm gehöre. Allein der Friedensrichter zeigte dem Zollverwalter ein ſchon ſeit längerer Zeit erlaſſenes Polizeigeſetz, des Inhalts:

„Jeder Land- und Gartenbeſitzer iſt befugt und ermächtigt, alle in ſein Gebiet oder ſeinen Garten über Mauern und Planken überhängenden Zweige und Aeſte zu ſchneiden und zu kappen, ſo ſie ihm hinderlich ſind; oder ſich auch der darauf wachſenden Blumen, wie auch des Obſtes, nach Gutdünken zu bedienen und zu pflücken, auch alle Früchte und Blumen, welche über Planken, Mauern oder Hecken, in ſeinen Garten fallen, als ſein unbeſtrittenes Eigenthum anzuſehen u. ſ. w.“

Der Zollverwalter Hobſon verſicherte, von dieſem Geſetz auch nicht das Mindeſte gewußt zu haben, entſchuldigte ſich, wie ſehr es ihm leid thue, Herrn Brown in dieſer Sache zu nahe getreten zu ſeyn, verſprach, für die Folge das Geſetz auf das Gewiſſenhafteſte zu achten, indem der Apfelbaum weder von ihm, noch den Seinigen hinfort berührt werden ſolle. „Jedoch“ — fügte er hinzu — „werden Sie mir zugeben, daß es ein ſonderbares Geſetz iſt, welches mir den Gebrauch meines Eigenthums

und rauhe Kälte wollte noch nicht die Ahnung eines kommenden Frühlings zulaſſen; nur im Wohnzimmer des Herrn Brown war man verſucht zu glauben, daß er ſchon eingezogen ſey. Er hatte ſeine Töchter mit Schönen Geſchenken überraſcht, unter dieſen auch mit einer prächtigen Blumenflor aus ſeinem Treibhauſe, die aufs Schönſte an den Fenſtern prangte. Hohe Bäume des gelben wohlriechenden Jasmins und der perſiſchen Syringa, unter dieſen die kleinen frühen Tulpen mit den brennenden Farben, Duc van Toll genannt, Jonquillen, Tazetten, die zarten Hyazinthen in mannigfaltigen Farben und Gattungen, die königliche Amarillis in hochrother Glut, das liebliche Maiglöckchen, die beſcheidene Reſeda, die grünblätterige Veltheimia und die freundlichen Monatsroſen, Alles dies, ſinnig und mit Geſchmack von Minna geordnet, die Töpfe mit grünem Mooſe bedeckt, bildete den erfreulichſten und erquicklichſten Anblick, ſowohl im Zimmer, als auch von der Straße her; und nicht ſelten geſchah es, daß Vorübergehende, trotz der Kälte, vor den Fenſtern ſich aufhielten, und, den ſchönen Blumenflor betrachtend, ihr Wohlgefallen äußerten, was Herr Brown immer mit inniger Freude vernahm, denn er that ſich nicht wenig auf ſeine Blumenzucht zu Gute.

Eines Morgens ſaß Minna, mit einer Arbeit beſchäftigt, hinter den Blumen; ein junger Mann, von edlem und anſtändigem Aeußern, ſtand eine Weile davor, und ſchien ſehr aufmerkſam die Blumen zu betrachten.

Minna erhob ſich — und indem ſie den jungen Mann gewahr wurde, erröthete ſie, worauf er höflich grüßend ſich entfernte. „Wer iſt der Menſch?“ fragte Herr Brown ſeine Tochter. — „Es iſt“, erwiederte Minna zögernd, indem ſie ſich bückte, ein Knäulchen Baumwolle aufzunehmen — „es iſt der junge Doctor Hobſon, der älteſte Sohn unſers Nachbars, des Zollverwalters, der ſeit Kurzem von einer Reiſe zurückgekommen iſt.“ — „So?!“ rief Herr Brown ärgerlich; „nun das fehlt noch, daß die ſaubere Geſellſchaft ſich da vermehrt; mir graut ohnehin vor dem Spektakel, der mit der guten Jahreszeit wieder angehen wird!“ — „Es ſoll“, erwiederte Minna, „ein ſehr geſcheidter und gebildeter junger Mann ſeyn; auch ſcheint er ein großer Blumenfreund, geht nie vorüber, ohne aufs Höflichſte zu grüßen; der wird uns keine Ungelegenheit machen!“

Minna war ein ſehr ſchönes Mädchen, dabei klug und geiſtreich und voll Güte. Mit großer Liebe und Sorgfalt erzog und bildete ſie ihre jüngere Schweſter, die aufknospende Jenny. Dieſes, nebſt der Macht und dem Anſehn der Hausfrau, deren Geſchäfte ihr nach dem Tode ihrer Mutter vom Vater übertragen worden waren, gab ihrem Weſen einen Ernſt und eine Würde, die ihr mit dem Ausdruck reiner Jungfräulichkeit und Jugend ungemein wohl ſtand. Edward Hobſon hatte ſie öfters im Vorbeigehen geſehen, manches Vortheilhafte von ihr gehört, und es iſt wohl ausgemacht, daß er hinter den

blühenden Gewächſen die blühende Geſtalt des ſchönen Mädchens ſuchte.

Bald darauf traf Minna mit dem jungen Manne auf einem Ball zuſammen; er zeichnete ſie ſichtlich aus, unterhielt ſie lange und lebhaft, und äußerte große Freude über das glückliche Zuſammentreffen mit ſeiner ſchönen Nachbarin. Auch Minna ſprach mehr wie gewöhnlich, und fühlte ſich auf eine ihr ganz neue Weiſe erregt. Sie glaubte das Unrecht ihres Vaters gegen Hobſons Familie durch eine geſteigerte Höflichkeit gut machen zu müſſen; auch war es ihr peinlich, zu denken, daß der junge Mann eine nachtheilige Meinung von ihrem Vater habe, der, obwohl einſeitig, von beſchränktem Verſtande, reizbar und heftig, doch zugleich viel Herzensgüte beſaß und herzlicher Liebe fähig war. Als Edward ſie um die Erlaubniß bat, ihr und ihrem Vater ſeine Aufwartung machen zu dürfen, erwähnte ſie leiſe und zart der Mißhelligkeit der beiden Väter. Er behandelte jedoch dieſe Sache ſehr leicht, als etwas ganz Unbedeutendes, und trug um ſo eher darauf an, Herrn Brown einen Beſuch abzuſtatten. Minna aber, welche die Erbitterung ihres Vaters gegen Hobſon kannte, und einen ſehr übeln Empfang für den jungen Mann fürchtete, bat ihn unverhohlen, mit ſeinem Beſuche noch zu warten. — Die Bekanntſchaft ſpann ſich jedoch fort; ſie trafen ſich nun öfter auf Spaziergängen und in Geſellſchaften, und nicht zu verkennen war der Eindruck, den Edward auf Minna gemacht hatte. In ſeiner Gegen-

ward war ſie heiterer und lebhafter wie gewöhnlich, zu Hauſe aber, allein mit Jenny, auffallend ſtill, einſylbig und in Gedanken verloren, und zuweilen, wenn ſie ſich unbemerkt glaubte, weinte ſie ſtill vor ſich hin. Dem Vater entging Minna's veränderte Stimmung ganz und gar; denn mit dem ſchönen Frühlingswetter hielt er ſich mit Lucas ganze Tage im Garten auf. Er hatte ſo viel zu thun, ſo viel anzuordnen, zu pflanzen, junge Bäume zu impfen, das Treibhaus in den Mittagsſtunden zu lüften, was er Alles um ſo freudiger betrieb, da er von der Seite ſeines Nachbars auch nicht die geringſte Störung erfuhr. Robert, der zweite Sohn, hatte die hohe Schule bezogen, und Harry, dem Jüngſten, ſchien hinſichtlich Herrn Browns die größte Ruhe und Stille zur Pflicht gemacht.

Zwiſchen Minna und Edward war nach und nach ein ſehr inniges Verhältniß entſtanden, welches ſie ſtill und geheim unterhielten. Minna hatte wenig Hoffnung, daß ihr Vater zu einer Verbindung mit dem jungen Hobſon ſeine Einwilligung geben würde: da er noch immer ſehr eingenommen gegen dieſe Familie ſchien, und nächſtdem Edward, auch nicht reich und bloß auf eine noch zu erwartende Anſtellung rechnend, ohne ein ſicheres und hinreichendes Einkommen war. Dies bedenkend, waren ſie übereingekommen, ihre Liebe geheim zu halten, bis Edward im Stande ſeyn würde, ernſt und entſchieden mit ſeiner Bewerbung um Minna's Hand hervortreten zu können.

Sie wußten jedoch immer Gelegenheit zu finden, ſich zu ſehen und zu ſprechen; dies wurde ihnen leicht durch die beiderſeitigen Gärten. Minna ſtieg gewöhnlich auf eine Bank und lehnte ſich über die Planke, indeß Edward, vom Flüdergeſträuch bedeckt, auf einem abgehauenen Baumſtamme ſtand. In Abweſenheit der beiden Väter unterhielten ſie ſich oft ſtundenlang auf dieſe Weiſe; der Zollverwalter war ſeiner Geſchäfte wegen wenig zu Hauſe, und Herr Brown pflegte bei ſchöner Jahreszeit mit ſeinen Töchtern oft Spaziergänge zu machen, von welchen ſich jedoch Minna dieſen Sommer unter irgend einem Vorwande immer loszumachen wußte und Jenny allein mit dem Vater gehen ließ. So wurden ihr viele glückliche Stunden zu Theil, die ſie im Gefühl beglückter Liebe mit ihrem Freunde in ſüßem Geſpräch zubrachte.

Der Sommer war ihnen auf dieſe Weiſe hingeflogen; ſchon wurden die Tage kürzer, die Gravenſteiner Aepfel rötheten ſich ſchon wieder in der Herbſtſonne; im Morgen- und Abendnebel war es kühl und feucht. Noch prangte der Garten mit den ſchönſten Sommergewächſen, da viele nicht eher als mit dem eintretenden Froſt aufhören zu blühen, der dann ihr kurzes Daſeyn endet. Die Aſter, der Phlox, die Georginen ſtanden noch in üppiger Fülle und in allen Farben, nebſt vielen andern Blumen, und verwandelten gleichſam den Garten zu einem lichten Blumenhimmel. Noch waren die Tage ſchön, aber mit Bekümmerniß ſahen die beiden Liebenden dem Winter

entgegen, welcher ſie einengen, in Haus und Zimmer bannen, und ihnen den ſüßen Umgang verkümmern würde.

An einem ſchönen Herbſtnachmittage, da Herr Brown mit Jenny ausgefahren war, eilte Minna, wie gewöhnlich, nach dem Garten; aber lange harrte ſie des Geliebten vergebens. Erſt ſpät am Nachmittage kam er, eilig, bewegt und erfüllt mit den freudigſten Gefühlen und Hoffnungen. Ihm war ganz unerwartet die Ausſicht zu einer höchſt vortheilhaften und wünſchenswerthen Anſtellung eröffnet, ja dieſe war ihm beinahe ſchon zugeſichert, ſo daß die beiden Liebenden ein ihnen noch fern liegendes Ziel ſich plötzlich um ein gut Theil näher gerückt ſahen. Sie hatten ſich nun viel zu ſagen, ſo Manches zu beſprechen, Edward ihr die näheren Umſtände zu erzählen, daß ſie kaum auf das rauhe und ſtürmiſche Herbſtwetter achteten, welches plötzlich eingefallen war. Erſt als der Regen heftig herabſtrömte, ſahen ſie ſich genöthigt, ſich zu trennen. Das war entſetzlich, da man ſich kaum getroffen und noch ſo viel zu ſagen hatte; da bat Edward, Minna möchte über die Planke ſteigen und mit ihm in dem kleinen Gartenhäuschen verweilen. Minna wollte nicht; Edward bat ſo flehentlich, ſtellte ihr mit der Beredſamkeit der Liebe vor, wie ſie durchaus ungeſehen herüberkommen und ein Stündchen in ungeſtörtem Geſpräche zubringen könne, daß ihr Hinüberſteigen ebenfalls leicht und ungeſehen wieder von ſtatten gehen würde, da die Dämmerung ſchon einbräche und Niemand in der Nähe ſey. Er hätte ſich

ohne Weiteres dazu verſtanden, zu ihr hinüber zu kommen; aber dies war keineswegs rathſam, denn ohne von Lucas oder dem übrigen Hausgeſinde bemerkt zu werden, hätten ſie weder nach dem Gartenſaale, noch nach dem Treibhauſe gelangen können, um gegen den anhaltenden Regen geſchützt zu ſeyn. Das inſtändige Bitten des Geliebten ſiegte endlich über Minna's Bedenklichkeit; ſie kletterte auf die Lehne der Bank, Edward hatte auf der andern Seite eine kleine Leiter angeſetzt und aufs Beſte geſucht, ihr Herüberſteigen zu erleichtern; aber ſey es ihre Ungeübtheit, oder eine ängſtliche, ſcheue Haſt, mit welcher ſie dabei zu Werke ging: ſie verfehlte eine Sproſſe der Leiter und glitt, jedoch ſanft, ohne ſich im Geringſten zu beſchädigen, herunter in Edwards Arme, welche ſie ſchützend auffingen und umſchloſſen. Sie eilten darauf in das kleine Gartenhäuschen, welches, mit rankenden Zweigen bedeckt, ſich ganz abgelegen in einer Ecke des Gartens befand, und ſie aufnahm und barg.

Alles, ſo glaubten die Liebenden, ſey ganz unbemerkt ausgeführt worden. Es war aber inzwiſchen der Zollverwalter Hobſon nach Hauſe gekommen, und hatte aus ſeinem Fenſter den ganzen Vorgang bemerkt, der ihm keinen Zweifel übrig ließ, in welchem Verhältniſſe ſein Sohn mit der Tochter ſeines Nachbars ſtehe. Eine ſolche Entdeckung iſt für das Herz eines fühlenden und liebenden Vaters immer von hoher Wichtigkeit; auch Hobſon gerieth in tiefe Bewegung, um ſo mehr, wenn er die un-

gewiſſe, ja faſt hoffnungsloſe Lage ſeines Sohnes bedachte, die ihn nirgends die Möglichkeit ſehen ließ, daß dieſer Anſprüche an die Hand eines Mädchens, wie Minna war, auf ſicheren Boden begründen könne. Doch faßte er ſich, überſchaute und überlegte die Lage der Dinge raſch und ſicher; ein glücklicher Gedanke kam ihm; er faßte ſeinen Entſchluß, ging in den Garten hinunter, und überraſchte die beiden Liebenden.

Wer malt ihr Erſchrecken, als er plötzlich in das kleine Gemach trat. Man denke ſich Minna, ein in der ſtrengſten jungfräulichen Sittſamkeit und Reinheit aufgewachſenes Mädchen, ihr Gefühl, ihre Demüthigung, ſich auf dieſe Weiſe, zu dieſer Stunde, an dieſem Ort, allein bei einem jungen Manne finden zu laſſen, und gerade von dem Vater deſſelben, in deſſen Augen ſie in dem allergünſtigſten Lichte hätte erſcheinen mögen; ſie war ſprachlos und wie vom Blitz getroffen.

„Gehorſamer Diener, Miß Brown!“ fing der Vater Hobſon an — „ich bin ganz unendlich erfreut, Sie hier zu ſehen; ich kann aber den günſtigen Zufall nicht genug preiſen, der meinem Sohne ein ſolches Glück —.“ — „Theuerſter Vater!“ unterbrach ihn Edward, indem er in tiefer Bewegung ſeines Vaters Hand ergriff, „mein theuerſter Vater, vergeben Sie mir, daß ich Ihnen das ſüßeſte Geheimniß meines Lebens, mein unendliches Glück, welches mir in der Liebe meiner Minna erblüht iſt, ſo

lange entzogen habe. Der Himmel weiß, wie unzählige Mal ich im Begriff ſtand, mich Ihnen zu entdecken, aber wie ſchwer geſteht ſich etwas, wofür das Gefühl kaum einen Ausdruck zu finden vermag. Nun, da mir die vortheilhafteſte Anſtellung zugeſichert iſt, ich hoffen darf, dem Ziel meiner Wünſche nahe zu ſtehen, hatte ich mir feſt vorgenommen, Sie noch heute Abend von Allem in Kenntniß zu ſetzen, und Sie, theurer Vater, um Ihre Einwilligung zu bitten!" — „Mein Sohn!" — erwiederte Hobſon mit tiefer Rührung, deren er jedoch Herr zu werden ſtrebte — „ich weiß nun ſchon Alles, wie könnte ich anders, als Deine Wahl billigen; ich muß mich ja freuen, daß ſie auf das ſchönſte, liebenswürdigſte Mädchen gefallen iſt, welches durch ſeine Vortrefflichkeit mich für Dich das höchſte Glück hoffen läßt. Ich gebe ſie Dir" — indem er Minna bei der Hand faßte und ſie Edward zuführte — „mit meinem innigſten Segen!" — Minna hatte ſich wieder ein wenig gefaßt, und erwiederte in hoher Röthe: „Sie ſind ſehr gütig, Herr Hobſon, allein mein Vater —." — „Ihr Vater", unterbrach ſie Hobſon, „Ihr Vater hat nichts mehr über Sie zu befehlen; ſind Sie nicht über die Planke in meinen Garten gefallen, und folglich mein Eigenthum geworden?" — „Spotten Sie nicht!" erwiederte Minna weinend, „über ein thörichtes Mädchen, das durch innere Reue, Scham und Demüthigung genug für ſeine Unbeſonnenheit beſtraft iſt, und erlauben Sie, daß ich mich auf anſtändigerem Wege

nach dem Hauſe meines Vaters begebe!" — „Spotten?" erwiederte Hobſon; „wie können Sie glauben, mein theures Kind, daß ich über einen der glücklichſten Vorfälle meines Lebens ſpotten könnte? Daß Sie ſich aber von hier weg begeben, kann ich nicht erlauben; Sie ſind mein Eigenthum, ja, ja, nach dem Buchſtaben des Geſetzes mein unbeſtreitbares Eigenthum, und müſſen von nun an hier bleiben. Kommen Sie!" fügte er hinzu, indem er ihr den Arm reichte, um ſie ins Haus zu führen. Minna, betäubt, nicht wiſſend, was ſie ſagen ſollte, faßte ſeinen dargebotenen Arm und folgte ihm nebſt Edward ins Haus.

Später am Abend kam Herr Brown mit Jenny zurück. Mit ängſtlichen Geberden eilte ihm auf dem Hausflur ſeine Dienerſchaft entgegen, indem ſie ihm anzeigte, daß Minna verſchwunden ſey, ohne daß man im Geringſten ahnen könne, wohin und auf welche Weiſe ſie ſich entfernt habe. Der Diener behauptete: zur Hausthür hinaus könne ſie nicht gekommen ſeyn, denn er habe wie gewöhnlich darauf geachtet, und das Kammermädchen verſicherte: weder ihr Hut, noch ihr Mantel ſey von der Stelle, und in ihrem Hauskleide, wie ſie gehe und ſtehe, werde ſie doch nicht ausgegangen ſeyn. — Herr Brown war von dieſer Nachricht wie vom Schlage getroffen. Seine Minna fehlte, er vermochte keinen klaren Gedanken zu faſſen; Jenny fing bitterlich an zu weinen. Jetzt reichte ihm der Diener einen Brief vom Zollverwalter

Hobſon. Herr Brown öffnete ihn, beſtürzt wie er war, ganz mechaniſch und las Folgendes:

„Ew. Wohlgeboren nehme ich mir die Freiheit zu benachrichtigen, um Denſelben unnöthige Angſt zu erſparen, daß heute Dero älteſte Tochter Minna über die Planke in meinen Garten gefallen iſt, und daß ich nicht anders als den Himmel preiſen kann, der die ſchönſte Blüthe aus Herrn Browns Garten durch ein glückliches Ungefähr zu meinem Eigenthum machte; denn Ew. Wohlgeboren werden mir nicht verargen, daß ich in dieſem Falle das polizeiliche Geſetz Art. III. §. 16, welches Ew. Wohlgeboren wohl kennen und gegen mich in Anwendung gebracht haben, gleichfalls in Anſpruch nehme, und dem gemäß ſchon über Dero Tochter verfügte, indem ich ſie meinem älteſten Sohne Edward Hobſon zur Gattin beſtimmte, und bereits mit ihm verlobte. — Ich habe die Ehre, mich als Ew. Wohlgeboren ergebenſten Diener zu unterzeichnen Richard Hobſon."

Jenny hatte kaum vernommen, wo Minna ſich befinde, als ſie ſchnell zu ihr eilte. Sie fand dieſe bei Hobſons ganz beruhigt und gefaßt; ſie erkundigte ſich gleich theilnehmend nach dem Vater und forſchte, welchen Eindruck Hobſons Brief gemacht habe. Jenny konnte ihr über Letzteres nichts ſagen, und ſo bat ſie dieſelbe, wieder zum Vater zu eilen und ihn zu bitten, daß er doch auch herüber kommen möchte.

Herr Brown wußte nicht, wie ihm geſchah. Das war für ſeinen Kopf zu viel; er glaubte im erſten Augenblick, er oder die Leute ſeyen verrückt. Jenny zog ihn mit ſich fort zu Hobſon, der, mit dem trockenſten Ernſte auf ſeiner Behauptung beharrend, fortwährend Minna für ſein Eigenthum erklärte, Herrn Brown zwar verſtatten wollte, mit ihr zu ſprechen, aber in der größten Entſchloſſenheit verſicherte: er werde ſie nicht aus ſeinem Hauſe laſſen, und, verklagt, vor Gericht ſeine Rechte zu vertheidigen wiſſen, und ſich den langwierigſten Prozeß nicht darum verdrießen laſſen.

Als aber nun Minna mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ſich an des Vaters Bruſt warf, und, unzuſammenhängend genug, in Thränen und Bitten dem Vater ihre Liebe geſtand, und vom Lobe Edwards überfloß, ſich zwar der Unbeſonnenheit anklagte, ihn aber beſchwor, ſich ihrem Glücke nicht zu widerſetzen, durch ſeine Einwilligung und ſeinen Segen Alles wieder in ein erfreuliches Geleiſe zu bringen, und doch um Gotteswillen kein Aufſehen zu erregen; als auch Edward mit Ehrfurcht, Würde und Innigkeit in Herrn Brown drang und die heißeſte Liebe zu Minna offenbarte, und Hobſon, von Rührung überwältigt, ihm mit ruhigem Ernſt mild und herzlich zuſprach, ward ihm endlich klar, was man von ihm wollte. Er wurde erweicht, und verſprach, die Sache zu überlegen; Minna ſolle indeß nur mit ihm kommen. Aber Hobſon wollte ſich durchaus nicht hierzu verſtehen, und

wie er ſagte, ſein ihm kaum zugefallenes Recht nicht aus den Händen laſſen; nur wenn Herr Brown ſie als ſein Eigenthum und als ſeines Sohnes Braut anerkennen wolle, könne er verſtatten, daß ſie, bis zu Vermählung, ſich in ihres Vaters Hauſe aufhalte. Herrn Brown ſchien es hier das Gerathenſte, die Bitten ſeines Kindes zu gewähren; er gab den Liebenden mit väterlicher Rührung ſeinen Segen. Edward erhielt die gewünſchte Anſtellung, und bald darauf wurde Minna ſeine Gattin. Ein Körbchen mit den ſchönſten Gravenſteiner Aepfeln prangte bei dem Vermählungsfeſte auf dem Tiſch. Der Baum, früher des Streites Urſache, giebt nun den Vätern, welche die beſten Freunde geworden ſind, zu manchem Scherz Veranlaſſung, und Minna und Edward zeichnen ihn durch beſondere Gunſt vor allen andern Bäumen im Garten aus.

Der Schornsteinfeger.

Erzählung

nach einer wahren Begebenheit, aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

An einem ſchönen heitern Frühlingstage wanderte Wilhelm Gerold, ein junger Schornſteinfegergeſelle, von Kehl her über die lange Rheinbrücke nach Straßburg zu. Es war Sonntag, und die Landſtraße wurde durch Wa- gen und geputzte Spaziergänger belebt, was von einem Zuſtande der Ruhe, Wohlhabenheit und Heiterkeit zeugte, wodurch dieſe ſchöne anſehnliche Stadt ſich vor- nämlich auszeichnete. Auf Gerold machte der Anblick ines ſo wünſchenswerthen Zuſtandes den angenehmſten Eindruck; ſein Gemüth wurde dadurch, wie auch von der uen klaren Frühlingsluft heiter bewegt, und er überließ ch einer unbeſtimmten Freude und Hoffnung.

In der Nähe der Stadt, vor dem Metzgerthore*), ß er ſich auf einer grünen Ebene nieder, unter einem Baum, deſſen ſchwellende Knospen erſt ſpäter den ge- wünſchten Schatten zu geben verſprachen, indem er ſein packtes Felleiſen neben ſich hinwarf, um einige Zeit auszuruhen, da zum Einwandern in die Stadt der Nach- mittag noch lang genug war. Er ſaß eine Weile und

*) Später hieß es das Hauptthor und jetzt das Auferlingerthor.

vergnügte ſich bald an der ſchönen Gegend, bald an den vorübergehenden Spaziergängern, die ſich nach allen Richtungen hin verbreiteten, und worunter beſonders ſo viele ſchöne Mädchen, die nach nationaler Weiſe ihr Haar in Zöpfe geflochten und aufgebunden trugen, und im elſaßer Dialekte plaudernd und ſchäkernd an ihm vorübergingen. Vor Allem aber ergötzte ihn der Anblick des herrlichen Münſterthurms, der die Häuſer der Stadt in alterthümlicher Majeſtät überragte. Sein Herz ſchwoll vor Entzücken bei dem Gedanken, daß er das hohe Rieſengebäude, von dem er ſchon oft in der Fremde gehört hatte, nun bald näher ſehen und beſteigen könne.

Er hatte eine gute Weile daſelbſt geſeſſen und war eben im Begriff, ſein Kelleiſen wieder aufzunehmen, als er zwei ſtattliche Herren im Geſpräch begriffen an ſich vorübergehen ſah. Es war Herr Philipp Friedrich Kuntz, ein ſchöner anſehnlicher Mann mit hellem offenen Geſichte, nebſt ſeinem Freunde, dem Herrn Chriſtian Lamb, ein langer hagerer Mann von mehr ſtrengem und ernſtem Aeußern. Beide Bürger der Stadt Straßburg und damalige Rathsherren, welche von einem Spaziergang jetzt nach der Stadt zurückkehrten, als Gerold bemerkte, wie dem einen von den beiden Herren ſeine ſchwere ſilberne Schuhſchnalle in den Sand entfiel.

„Heda!“ rief Gerold ihnen nach; „Herr, Ihr habt Eure Schnalle verloren!“ und wies mit ſeinem Wanderſtabe nach der Stelle hin, wo ſie lag.

Kunz nahm sie wieder auf, dankte dem ehrlichen Handwerksburschen, griff in die Tasche, langte ein Bieſel *) heraus und hielt es ihm hin.

„Ich danke Euch!“ sagte Gerold verneinend, indem er sein Felleisen aufpackte: „behaltet nur, Euer Dank ist mir schon genug!“

„Ei nehmt nur, wackerer Gesell!“ erwiederte Kunz; „ohne Euch hätte ich meine Schnalle wohl nie wieder gesehen; wer weiß, ob ein anderer Finder wohl so ehrlich gewesen wäre!“

„Nun,“ erwiederte Gerold, „Ihr werdet mir doch nicht hoch anrechnen wollen, daß ich that, was jedes Menschen Pflicht ist, der kein Schurke seyn will?“

„Ach, thäten nur alle Menschen stets ihre Pflicht,“ fiel Lamb ein, „so stünd' es überall wohl in der Welt!“

„Ich glaube,“ erwiederte Gerold, „daß wenn Keiner etwas mehr thäte, als nur eben seine Pflicht, stände es schlecht in der Welt!“

„Nun,“ sprach Kunz, „es ist freilich nur eine Kleinigkeit, die ich Euch anbiete, die ich jedoch dem reisenden Handwerker wohl als willkommen denken konnte; wenn Ihr jedoch nicht wollt, da ist Einer, der weniger Umstände machen wird!“ und hiemit warf Kunz einem alten Bettler das Geldstück in den hingehaltenen Hut.

*) Eine Silbermünze von 12 Sous.

„Nehmt meine Weigerung nicht für Stolz, Herr!“ ſagte Gerold gutmüthig; „ich ſchäme mich gar nicht, zu geſtehen, daß, als ich nach überſtandenen Lehrjahren zuerſt in die Fremde ging, ich mir wacker mit Fechten durchgeholfen habe, und zu jener Zeit Eure Gabe gewiß nicht verſchmäht haben würde. Meine Eltern, ſelbſt arme Handwerker, konnten mir nichts mitgeben, als ihren Segen und eine ganz geringe Baarſchaft: jung, blöde und unerfahren war ich, blieb zuweilen ohne Arbeit, und ohne den Beiſtand meiner Handwerksgenoſſen und anderer mildthätiger Menſchen würde es mir oft übel ergangen ſeyn!“

„Was habt Ihr für ein Handwerk?“ fragte der Rathsherr Lamb.

„Ich bin Schornſteinfeger!“ antwortete Gerold.

„Ein nützliches Handwerk,“ entgegnete Kunz; „wo es rauchende Heerde und im Winter warme Oefen giebt, kann man der Kaminfeger nicht entbehren!“

„Aber ein garſtiges, ein unangenehmes Handwerk!“ ſagte Lamb; „ich begreife nicht, wie ſich Jemand dazu entſchließen kann!“

„Warum denn nicht?“ fragte Gerold.

„Immer in Staub, Aſche und Ruß zu ſtecken, dabei manchmal in Gefahr gerathen, von Rauch und Dunſt erſtickt zu werden; in ſolchem Dunkel und Schmutz ſeine Arbeit verrichten, kann doch nicht angenehm ſeyn!“

„Ihr hebt auch gerade die Schattenſeite hervor,“ erwiederte Gerold, „die nicht klein jedes Handwerk, ſondern jedes Ding in der Welt hat. Es iſt wahr, Kinder und hübſche Mädchen laufen vor uns, wenn wir rußig und ſchwarz ihnen nahen wollen; wenn wir aber wieder rein gewaſchen und ſchmuck angezogen ſind, hat's damit weiter keine Noth, und zum Tanze und zu der Ehe hat es einem ſonſt wackern und hübſchen Schornſteinfeger nie an einer Hand gefehlt, die eingeſchlagen hätte. Wir fahren freilich den dunkeln und engen Schornſtein auf und nieder, aber in mancher Werkſtätte iſt's auch dunkel, enge und beklommen genug; da ſitzt Mancher den ganzen Tag und kann, durch hohe Mauern gehindert, kaum zum Sonnenlichte aufblicken, da hingegen wir zwiſchendurch munter in's Freie kommen und Gottes reine Luft ſchöpfen können. Wie manchen ſchönen Morgen ſah ich anbrechen hoch oben auf den Dächern, wenn unten noch beinahe Alles im Schlafe lag; welch einen erfreulichen Eindruck macht es, wenn man, oben im Schornſtein angelangt, um ſich blickt, weit über die Stadt hinaus, und ringsum Alles von den Strahlen der Morgenſonne vergoldet ſieht. Wie manches frohe Morgenlied habe ich da oben ſchon dankend meinem Schöpfer geſungen. Und dann glaubt Ihr nicht, wie Körperkraft und Gelenkigkeit dabei geübt wird, wie wir in der Höhe, auf den ſteilſten Dächern gehen, klettern und ſpringen lernen, und dadurch mehr wie Andere unſern Körper in unſerer Gewalt haben.“

„Es iſt recht erfreulich zu ſehen“ — ſagte Herr Kuno, ſich zu ſeinem Begleiter Lamb wendend — „wie Jeder in ſeiner Lage Urſache zur Zufriedenheit finden kann, wenn er ſie nur mit geſunden, klaren Sinnen überſchaut. Ihr ſeyd wohl ſchon viel unter gewandert?“ fuhr Kuno zu Gerold fort, der neben ihm ſeines Weges ging: „was ſeyd Ihr für ein Landsmann?“

„Ich bin aus Mannheim, Herr, und habe unſer Deutſchland nach mancher Richtung hin durchwandert; durch Franken und Sachſen, Böhmen und Oeſterreich, durch ganz Niederſachſen bis nach Hamburg, an der Gränze des Königreichs Dänemark, bin ich gekommen, und habe dort lange in Arbeit geſtanden.“

„Das iſt eine trübe Gegend,“ fiel Lamb ein; „man ſpricht dort plattdeutſch, brennt Torf, trinkt immerwährend Thee, und die Leute ſind ſchwerfällig und grob.“

„Es iſt wahr,“ erwiederte Gerold; „es fehlt ihnen die fröhliche Beweglichkeit der Bewohner unſerer Gegend, der leichte, wohlfeile Landwein; aber dagegen haben ſie bei etwas Derbheit auch viel Tüchtiges und Gutmüthiges. Mir iſt es dort recht wohl ergangen; die Elbe iſt einer der herrlichſten Flüſſe Deutſchlands und hat ein prächtiges Ufer. Auf ihr kommen faſt täglich die ſchönſten Seeſchiffe an die Stadt, die von weiten Gegenden mancherlei Erzeugniſſe zuführen, was einen der erhebendſten Anblicke gewährt. Vor mehreren Wochen bin ich in die Heimath

zurückgekommen; da ich jedoch keine Aussicht hatte, bald Meister zu werden, auch noch keine rechte Ruhe finden konnte, wollte ich noch erst das schöne Straßburg mit dem weltberühmten Münster sehen, und wo möglich dann die Schweiz besuchen, und gen Basel, Bern und Schaffhausen ziehen. Sitzt man erst in Arbeit und Brot, dann ist es schwer, wieder wegzukommen."

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen hatten sie zusammen das Stadtthor erreicht, und kaum waren sie in eine der Straßen eingebogen, als sie mehrere Leute wahrnahmen, die unruhig und ängstlich ihre Blicke nach einem Hause richteten und lebhaft unter einander sprachen. Die Herren erkundigten sich was es gebe, und man zeigte ihnen, wie eben an einer Seite des Daches ein starker Rauch herausdringe; zugleich erfuhren sie, daß der Bewohner des Hauses, der Schreiner Pfaff, schon am Morgen mit seiner Familie über Land gefahren sey und das Haus verschlossen habe. Einige, worunter besonders die nebenan wohnenden Nachbarn, waren der Meinung, man müsse das Haus aufbrechen, damit, wenn wirklich Feuersgefahr vorhanden sey, das Feuer noch im Entstehen gedämpft werde, ehe es weiter um sich greifen könne. Andere meinten, der Rauch könne von einer dort befindlichen Rauchkammer kommen, und dann würde ihnen das Aufbrechen eines Hauses für nichts und wieder nichts übel bekommen; auf jeden Fall müsse man allerhöchste Erlaubniß dazu einholen, weil der Hausherr nicht daheim

ſey; wogegen wieder Andere ſchrieen: das wäre eine viel zu lange Zögerung, unterdeſſen könne die Flamme zum Dache herausſchlagen und die Nebenhäuſer, ja die ganze Straße in Gefahr bringen; beſſer, es entſtehe ein blinder Feuerlärm, als daß man ein wirkliches Unglück durch Zaudern ſich vergrößern laſſe. Da erbot ſich Gerold, indem er den Streitenden ſich als Schornſteinfeger kund gab, er wolle vom Nachbars Hauſe aus das Dach des Schreiners beſteigen, und die Stelle, aus welcher der Rauch dringe, unterſuchen, ob wirklich Gefahr verhanden ſey. Man war es zufrieden, und beſonders war einer der nächſten Nachbern, ein reicher Gewürzkrämer, der einen großen Vorrath an Waaren liegen hatte, für welche er fürchtete, ſehr erfreut darüber, und dieſer führte ihn eiligſt hinauf.

Die unten verſammelten Leute ſahen in großer Spannung und Stille hinauf, und erwarteten theils ängſtlich, theils neugierig den Ausſpruch des Schornſteinfegers. Gerold kletterte mit großer Gewandtheit und Unerſchrockenheit auf dem ſteilen Dache hin und her an einer Seite eine Lucke auf; aber kaum geöffnet, ſtieg ihm ein dicker Rauch und Qualm entgegen; er warf die Lucke ſchnell wieder zu, und ſah durch eine andere Oeffnung die Flamme bereits im Innern des Hauſes wüthen. Da ſchrie er: „die Spritzen herbei, es währt keine Viertelſtunde mehr, ſo ſtürzt das Dach ein und das ganze Haus ſteht in Flammen. Waſſer! Waſſer!“

„Feuer! Feuer!“ ſchrieen nun viele Stimmen unter
r verſammelten Menge; man vernahm es in der näch-
en Wachtſtube und die Trommel wurde gerührt. Man
chte Feuerſpritzen herbeizuſchaffen; da es jedoch Sonn-
g war, und bei dem ſchönen Wetter ſich viele Leute
ußerhalb der Stadt befanden, ſo kam die Hülfe nur
gernd. Endlich raſſelten einige Feuerſpritzen herbei,
llein es fehlte an Leuten, die ſie zu handhaben verſtanden.
Da erwies ſich Gerold äußerſt thätig, muthig und im
nordnen geſchickt. Er nahm ſelbſt eine ſehr gefährliche
Stelle auf dem Dache ein, um den Waſſerſchläuchen eine
möglichſt wirkſame Richtung zu geben. Plötzlich praſſelte
n Theil des Daches zuſammen, hoch ſchlug nun die
ebernde Flamme empor; Gerold ſank taumelnd herunter
nd wäre in die Glut geſtürzt, hätte er ſich nicht glück-
ch an einigem freiſtehenden Gebälke gehalten und wieder
mporgeſchwungen. Unten von der Straße her geſehen,
rſchien er von Flammen und Rauch bedeckt, und galt
ür verloren; mehrere Stimmen riefen ſchon ängſtlich:
Herr Jeſus! der Schornſteinfeger!“ — als er wieder
ur allgemeinen Freude und Beruhigung hoch oben auf
em Dache des Nachbarhauſes erſchien, und von dort
us Arbeit und Anſtrengung fortſetzte und lenkte.

Der thätigen Bemühung gelang es endlich, dem
euer Einhalt zu thun. Das Dach und das obere Stock-
erk war abgebrannt und eingeſtürzt, und zum Glück
atten die Nebenhäuſer nur unbedeutenden Schaden ge-

litten. Gerold ſtieg herunter, der Gewürzkrämer umarmte ihn mit thränenden Augen; von allen Seiten ließ man ſeinem thätigen Beiſtande Gerechtigkeit widerfahren, ertheilte ihm Lob und zollte ihm Dank, ſchüttelte ihm herzlich die Hand und pries ſeine Unerſchrockenheit, welche ſeine Lebensgefahr geſcheut hatte. Gerold nahm in ſchlichter Einfachheit Lob und Dankſagung an, und erwiederte, wie ſehr er ſich freue, gleich bei ſeinem Eintritt in die ſchöne Stadt Straßburg ſich ihr als einen brauchbaren und ausgelernten Schornſteinfeger erweiſen zu können. Er nahm hierauf ſein Kehleiſen, welches er bei einem gegenüber wohnenden Bäcker niedergelegt hatte, wieder in Empfang und fragte nach der Schornſteinfegerherberge.

„Nicht alſo!“ — redete ihn jedoch der Rathsherr Kung, der mit Lamb Alles angeſehen hatte, wieder an — „Ihr ſeyd für heut' Abend mein Gaſt, nehmt mit einem Abendeſſen bei mir vorlieb, wackerer Geſell! es ſoll mich freuen, Eure nähere Bekanntſchaft zu machen. Zur Herberge ſollt Ihr noch früh genug kommen; nach ſolcher Arbeit mundet ein gutes Glas Wein. Kommt, Lamb, Ihr geht doch auch mit?“ — Gerold nahm dankend die Einladung an und folgte nebſt dem Rathsherrn Lamb, Herrn Kung in ſeine Wohnung, woſelbſt ſie von deſſen Frau und Töchtern freundlich bewillkommnet und bewirthet wurden. Auch im Verfolg des Abends zeigte ſich Gerold von einer ſehr vortheilhaften Seite; denn aufgeregt durch das Ereigniß des Tages, durch die Geſell-

ſchaft der beiden biedern Männer und Herrn Kunzens guten Wein, erſchloß ſich das Innere ſeiner Seele; er äußerte ſich lebhaft und rückſichtslos über mancherlei Gegenſtände, wobei ſeine wackere Geſinnung ſowohl, als ſein unverdorbenes Herz, und überhaupt eine verſtändige Anſicht menſchlicher Dinge, ſich auf vielfache Weiſe kund gab. Die beiden Herren fanden großes Wohlgefallen an dem jungen Manne, und gaben ihm die wohlwollendſte Geſinnung zu erkennen.

Als Gerold ſich wegbegeben wollte, dankend aufgeſtoßen und ſein Glas geleert hatte, rief der Rathsherr Lamb, dem jedesmal einige Gläſer Wein die finſtere Laune verſcheuchten und ihn zu einem redſeligen und zu Scherz aufgelegten Manne machten: „Noch eins, auf Eurer Liebſten Wohl! denn Ihr habt doch gewiß Eine; die würde gebebt haben, wenn ſie Euch heute in ſolcher Geſellſchaft geſehen hätte!“

„Nein,“ erwiederte Gerold, „ich bin nicht ſo glücklich! Wer, wie ich, noch im Wandern begriffen iſt, muß ſich von manchem Schönen und Liebgewordenen losreißen, und da geſchiehet es gar oft, daß die leichten Liebesfädchen, die uns hie und da umſtricken wollen, mit zerriſſen werden!“

„Nun, die Künftige denn, ſie ſoll leben!“ rief Lamb weiter; „Glück und Heil bei der Wahl, ſucht Euch recht was Vorzügliches aus! Nehmt Euch übrigens in Acht, Straßburg iſt nicht umſonſt ſeiner vielen ſchönen Mädchen

wegen berühmt: leicht kann's geschehen, daß Eine einen solchen festen Faden um Euch schlingt, von solcher Haltbarkeit und Dauer, daß Ihr ihn nicht so leicht zu zerreißen vermöget und Euch für immer hier festgehalten seht!"

„O das ließ ich mir schon gefallen!" erwiederte Gerold im heitern Muthe, indem er auf Baumgart's schöne Tochter blickte, sein Glas faßte und mit Lamb anstieß, daß es im hellsten Klange ertönte, worauf die Uebrigen mit guten Wünschen und Scherzreden folgten und das noch unbekannte Liebchen doch leben ließen.

In der Stadt war es jedoch bekannt geworden, wie sehr Gerold sich bei Löschung des Feuers ausgezeichnet habe, und selbst dabei in Lebensgefahr gerathen sey, so daß des fremden Schornsteinfegergesellen überall mit Lob erwähnt wurde. Mehrere der Angesehensten der Stadt waren der Meinung, es sey nicht mehr als billig, ihm für seine geleistete Hülfe ein Geschenk zu reichen. Kunz und Lamb, die, wie wir wissen, dem jungen Manne schon gewogen waren, unterstützten diese gute Stimmung und thaten endlich den Vorschlag, man solle Gerold zur Belohnung unentgeldlich das Meisterrecht ertheilen, und den tüchtigen, wackern Mann dadurch in der Stadt zu behalten suchen. Man fand dies sehr angemessen, und der Vorschlag wurde, zur Freude seiner beiden Gönner, angenommen. Herr Kunz und ein anderer Rathsherr, Barthold Strohmeier, damaliger Patron der Schornstein-

ger, wurden zu Abgeordneten ernannt, dem Herold die Botschaft zu überbringen; ihnen schlossen sich noch einige Leute von der Bürgerschaft und die Aeltesten der Schornsteinfeger an.

Bei Herold angelangt, hielt Kunz folgende Anrede an ihn: „Wir kommen, wackerer Herold, abseiten des hochlöblichen Rathes und der ehrbaren Bürgerschaft dieser Stadt, Euch für Eure bei dem ausgebrochenen Feuer in dem Hause des Schreiners Pfaff geleistete Hülfe, die sich durch Rath und That so ersprießlich erwiesen, zu danken, und Euch zugleich anzukündigen, daß zum Lohne für bewiesene Hülfe Euch von der Stadt zur Ausübung Eures Handwerks als Schornsteinfeger das Meisterrecht ertheilt sind, und zwar mit Befreiung von allen sonst dabei üblichen Spesen, welche ein hochedler Rath übernimmt. Da es für jeden gutgesinnten Bürger zur Freude, und in Zeiten der Noth zur Beruhigung gereichen muß, tüchtige und edeldenkende Männer unter seinen Mitbürgern zu wissen, kann es nicht anders als höchst erfreulich für uns Alle seyn, Euch, der sich durch eine rechtschaffene Gesinnung, Geschicklichkeit in seinem Fache, und einen Muth, welcher dem Tode trotzt, auszeichnet, unsern Mitbürger zu nennen. Erlaubt, Herr Herold, daß wir Euch aufs Herzlichste zu einer Auszeichnung, die Euch nach Verdienst zu Theil wird, Glück wünschen dürfen, und daß wir Euch hinfort als unsern werthen Mitbürger begrüßen!“

Alle Anweſenden beeilten ſich nun, Gerold gleichfalls ihre Glückwünſche auszudrücken, gaben ihm die Hand und bezeigten auf alle Weiſe freundlichen Antheil. Gerold dankte aufs Innigſte gerührt, verſicherte, daß ſie ſeine geringen Dienſte viel zu hoch anſchlügen, pries Gottes Fügung, die auf ihn unvermuthet ſo viel Ehre und Glück häufe, und gelobte, durch treuen Bürgerſinn und herzliche Anhänglichkeit das Vertrauen der edeln Straßburger, ſo viel in ſeinen Kräften ſtehe, zu rechtfertigen.

Gerold hatte ſich bald häuslich eingerichtet, und, da ſich auch hinlänglich Arbeit fand, einige Geſellen und Lehrburſchen angenommen. So ſah er ſich auf einmal in eine ſorgenloſe, gewünſchte Lage verſetzt; ein reichlicher Erwerb ſicherte ſein Auskommen; in dem glücklichſten Verhältniſſe mit ſeinen neuen Mitbürgern war der arme unbekannte Geſelle ein von Allen geſchätzter Meiſter geworden. Mit dankerfülltem Herzen gegen Gott pries er ſein Geſchick, das ihn zu ſo gelegener Zeit einen Ort hatte erreichen laſſen, in welchem ſein Glück ganz beſonders zu blühen ſchien. — Straßburg befand ſich zu jener Zeit gerade im höchſten Wohlſtand und zeichnete ſich aus durch ein reges, nach allen Richtungen hin ſich verbreitendes Leben und geiſtiges Streben. Ein Zuſammenfluß hoher und berühmter Fremden und Reiſenden fand beſonders damals Statt, deren Aufenthalt, bald von kürzerer, bald von längerer Dauer, das Intereſſe rege machte und erhöhete, und zugleich den Reichthum der Stadt vermehren

half. Die Univerſität, mit ausgezeichneten Lehrern verſehen und im Auslande hoch berühmt, zog die ſtudierende Jugend in Menge herbei. Ein zahlreiches Militair, welches die Beſatzung ausmachte, und wovon die Offiziere, aus vornehmen adeligen Familien ſtammend, nur in den Häuſern der Vornehmen Zutritt fanden, trug nicht wenig dazu bei, den Luxus und äußern Glanz der höhern Stände zu vermehren; denn unter den Bürgern Straßburgs waltete die alte reichsſtädtiſche Geſinnung fort; dieſe hatte ſich, ungeachtet die Stadt bald nach dem weſtphäliſchen Friedensſchluſſe unter Frankreichs Schutz getreten war, ganz in ihrer Reinheit in vielen Familien erhalten, welche unverändert ihre Religion, Sitten, Sprache und Tracht beibehielten, und ſich dadurch von den neuen Ankömmlingen und Oberherren weſentlich unterſchieden und von ihnen abgeſondert hielten. Auch muß zur Ehre Frankreichs geſagt werden, daß es den Straßburgern die im Vertrage zugeſtandene alte Verfaſſung ließ, und ihre Privilegien und Gerechtſame nicht antaſtete. Es mochte wohl ſelbſt fühlen, welch ein Juwel das ſchöne Elſaß in ſeiner Krone ſey, um ſich nicht des Wohlſtandes und Glanzes zu freuen, wodurch die Hauptſtadt deſſelben hervorleuchtete. Alles dieſes zuſammen bildete eine Vielſeitigkeit in den Beſtrebungen, eine Lebendigkeit des Verkehrs, verbreitete eine raſtloſe Thätigkeit durch alle Claſſen, veranlaßte eine Mannigfaltigkeit der Genüſſe und der geſelligen Kreiſe, ſo daß Straßburg damals für die ver-

ſchiedenartigſten Menſchen, ſowohl für das ausgezeichnete Talent und den nach Kenntniſſen und Wiſſenſchaften ſtrebenden Jüngling, wie für den fleißigen und geſchickten Handwerker, als auch für den genußſüchtigen jovialen Lebemann, Jedem, nach ſeinen individuellen Bedürfniſſen und Anforderungen, ein zuſagender Ort ſeyn mußte, der auch ſeiner mannigfaltigen Annehmlichkeiten wegen im Auslande hohen Ruhm erlangt hatte. Auf Gerold wirkte dieſer Zuſtand heiter und belebend; ſein richtiger, durch vielfaches Wandern und manche Lebenserfahrung gebildeter Sinn, ſein offenes Gemüth, ſein regſamer Geiſt, wurde ſowohl durch das bunte geſellige Leben, durch ſeine eigenen neuen Verhältniſſe, wie durch die ſchöne Natur auf vielfache Weiſe angeſprochen, und fand manchen neuen Stoff zur Verarbeitung in ſeinem Innern ſowohl, als auch im äußern thätigen Leben.

Mit den Rathsherren Lamb und Kunz pflog er öfters Umgang, mehr jedoch mit Letzterem, da Lamb, als Wittwer, ſehr eingezogen mit einer alten Haushälterin und einer jungen Tochter lebte, nie Gäſte bei ſich ſah und überhaupt ſehr ungeſelliger Natur war. Hätte nicht ſein Amt und die Liebhaberei an einem Münzkabinette, welches er unaufhörlich ordnete und zu vermehren ſtrebte, ihn mit der Außenwelt in Berührung erhalten, ſo würde er völlig abgeſchieden gelebt haben. So ſah Gerold ihn meiſt am dritten Orte, manchmal bei Kunzens, auch zuweilen im Gertenfiſch, einem Wirthshauſe, wo gewöhnlich des

Abends mehrere angeſehene Bürger beim Weine zuſammen kamen, dabei die Vorfälle des Tages beſprachen, oder über Krieg und Frieden ſchwatzten. — Anders ſtand es im Hauſe des Rathsherrn Kunz; er ſelbſt war ein heiterer lebensfroher Mann, von wohlwollender, freimüthiger Gemüthsart, richtigem Verſtande und raſtloſer Thätigkeit. Er lebte in bürgerlichem Wohlſtande mit einer gleich ihm thätigen und wackern Frau, hatte mehrere Kinder, Söhne und Töchter, die zum Theil ſchon verheirathet waren. Bei ihm fand der heiterſte geſellige Umgang eine Gaſtfreiheit, die Alles, was ſich durch Sitte und Kenntniſſe auszeichnete, willkommen hieß. Von ſeinen Töchtern, ſchöne, in freier Entwickelung aufgewachſene Mädchen, waren noch zwei in ſeinem Hauſe: die Eine lebte als junge Wittwe bei ihm, und die Jüngſte war mit einem jungen Manne bereits verſprochen. Ungemein wohl fühlte ſich Gerold in dieſer Familie. Geachtet und ſtets freundlich aufgenommen von dem Vater und der Mutter, und gern geſehen von den Töchtern, mit welchen er im heiterſten, unbefangenſten Verhältniſſe ſtand, wurden ihm dort die angenehmſten Stunden zu Theil. In Geſellſchaft dieſer Familie machte er oft Ausflüge in die umliegende Gegend, oder beſuchte die mannigfaltigen Vergnügungsorte vor den Thoren in der Nähe der Stadt. So fügte es ſich auch einſt an einem Sonntage, da er mit Kunz Verabredung genommen hatte, in der Ruprechts-Aue mit ihm zuſammen zu treffen, daß er am Ufer des Fluſſes

hinab ſchlenderte, welcher einen Theil der Stadt durchfließt, als ein Schiffer bei der neuen Brücke ihn anrief und einlud, mit mehrerer Geſellſchaft nach dem Waſſerzoll zu fahren, wo ſich ein ſchönes, wegen der vorzüglichen Bereitung der Flußfiſche berühmtes Wirthshaus befand, welches von der eleganten Welt ſehr beſucht wurde, da die angenehmſte Waſſerfahrt damit verbunden war. Gerold ſah einen großen mit Leinen gedeckten Kahn, welcher längs den Seiten mit bequemen Sitzen verſehen war, folgte der Einladung und ſtieg ein. Er fand den Kahn mit mehreren jungen Leuten, wie es ſchien, ſehr luſtigen und muthwilligen Geſellen, beſetzt, welche ſehr laut waren und alſobald auf den Schiffer eindrangen, daß er nun auch nicht länger warten, ſondern gleich abfahren ſolle. Der Schiffer zögerte jedoch, in der Hoffnung, es werde ſich noch Jemand zum Mitfahren einfinden; endlich ergriff er das Ruder und ſtand zum Abſtoßen bereit, als zwei Frauenzimmer ſich näherten. Er richtete auch an dieſe ſeine Aufforderung; beide ſtanden ſtill, ſchienen unſchlüſſig, überlegten eine kleine Weile und ſtiegen endlich ein. Es war eine ältere und eine jüngere Perſon; ihre aufgebundenen Zöpfe zeigten, daß beide noch ledigen Standes waren. Die Jüngere, eine zarte zierliche Geſtalt, mit anmuthigen Geſichtszügen, jugendlich blühender Farbe und einem Ausdruck von Kindlichkeit, verrieth durch ihren Anzug, daß ſie wohlhabender Leute Kind ſeyn müſſe. Die reichen blonden Haarflechten wurden von einer golde-

nen Nadel zuſammengehalten, ein hellblaues ſtoffenes Kleid umrauſchte den ſchönen Gliederbau, ein kleines weißes Tuch von brabanter Spitzen bedeckte den Buſen und ließ den blendend weißen Hals ſichtbar, den ein reiches Halsband von Granaten ſchmückte. Von den kurzen Aermeln hingen, ebenfalls von brabanter Spitzen, lange Manſchetten herab, in damaliger Modeſprache Engageanten genannt, und entzogen nur wenig von dem feingeformten runden Arm. Weiße ſeidene Handſchuhe und ein ſchöner feingeſchnitzter Fächer von Elfenbein mit bunter Malerei, ſchwarze ſeidene Schuhe mit zierlich gearbeiteten goldenen Schnallen vollendeten den Anzug des reizenden Kindes, und war die Nationaltracht, welche damals von allen Bürgertöchtern, vornehm oder gering, ohne Ausnahme getragen wurde. Nur durch Farbe und Stoff konnte ſich Geſchmack oder Reichthum zeigen und die Einförmigkeit einigermaßen vermieden werden, die ein gleicher Schnitt der Kleidung und die allgemeine Weiſe, die Haare zu tragen, hätte hervorbringen müſſen. Das andere Frauenzimmer, ſchon bejahrt, hatte in den ſtark gepuderten Zöpfen nur eine ſilberne Nadel, trug auch einen minder prächtigen Anzug, aus einem Kleide von feinem großgeblumten Cattun beſtehend, einem ſeidenen Halstuche und ſchwarzer ſeidener Schürze. Ihr ganzes Weſen hatte etwas Ehrbares und Ernſtes. Als ſie einſtiegen und, gewahr wurden, daß ſich lauter Mannsperſonen in dem Kahn befanden, ſchienen ſie ſtutzig zu

werden und zu bereuen, der Einladung des Schiffers gefolgt zu ſeyn, und als einer der luſtigen Geſellen einen leichtfertigen Zuruf und Gruß an ſie richtete, rief die Aeltere dem Schiffer zu: „Halt, Schiffmann, halt' er an, wir wollen wieder ausſteigen und doch lieber zu Fuß gehen!“

„Ei warum nicht gar!“ rief der Schiffer, indem er die Ruderſtange gegen die Bruſt ſtemmte und nun um ſo kräftiger das Fahrzeug abſtieß; „das geht nun nicht mehr an, die Herren haben ohnehin ſchon lange genug gewartet und wollen nun nicht länger aufgehalten ſeyn; die Jungfrauen haben hier nichts zu fürchten!“ ſetzte er beruhigend hinzu.

Die Frauenzimmer ſahen ſich an und ſetzten ſich, da nichts zu ändern war, mißmuthig auf die Bank, indem die Jüngere ſich ängſtlich an die Aeltere anſchmiegte. Gerold ſaß ihnen gegenüber, und wohlgefällig verweilte ſein Blick auf dem ſchönen Mädchen, das blöde und furchtſam die Augen niederſchlug. Die Geſellen ſuchten nun die Frauenzimmer ins Geſpräch zu ziehen, die Jüngere erwiederte jedoch nichts auf ihre Reden und die Aeltere gab nur einige kurze und einſilbige Antworten, worauf die jungen Leute, im Verdruß hierüber, nun neckende und leichtfertige Fragen an ſie richteten, worüber die Aeltere, ſich erboßend, ihr Mißfallen zu erkennen gab, was jedoch die Sache nur ſchlimmer machte, indem die Geſellen dadurch aufgereizt wurden und immer dreiſter

und gröber ihnen mit rohen Späßen zuſetzten, wodurch die Furchtſamkeit des ſchönen Kindes zur peinlichen Angſt geſteigert wurde. Als Gerold dies bemerkte, nahm er ſich der beiden Frauenzimmer an, mit ernſtem Tone dem jungen Manne, der es am ärgſten trieb, ſein Beginnen verweiſend. Trotz und Ohnmacht ſind öfters mit einander verbunden, und übermüthige Neckerei übt ſelten derjenige, der wahrhaften Muth und das Gefühl der Kraft in ſich trägt; ſo war es auch hier: die Ruhe und Entſchiedenheit in Gerolds Worten und Benehmen hielt die jungen Burſche in Achtung; keiner wagte ſich weiter mit einem ungezogenen Worte hervor, und nur halblaut und abgewandt ſprachen ſie unter einander. Gerold kam nun mit der ältern Perſon ins Geſpräch, und erfuhr von dieſer, daß ſie nach dem Waſſerzoll hin wollten, um daſelbſt mit dem Vater der Jüngern zuſammenzutreffen, welcher mit anderer Geſellſchaft dort zu Mittag geſpeiſet hatte. Die Fahrt ging nun höchſt angenehm weiter, der Kahn glitt ſanft den kleinen Fluß, die Ill genannt, welche ſich bei der Wanzenau in den Rhein ergießt, hinunter, zwiſchen anmuthig grünenden Ufern und Gärten, und allzu ſchnell, ſo ſchien es Gerold, kam man am Beſtimmungsorte an. Die Geſellſchaft ſtieg aus, die jungen Burſche entfernten ſich ſchnell; das ältere Frauenzimmer dankte mit vielen verbindlichen Worten Gerold für ſeinen Schutz und verſicherte, er habe ihnen einen großen Dienſt erwieſen, denn ihre junge Gefährtin komme wenig unter

Leute und am wenigſten unter Menſchen ſolchen Schlages, und nur um ihretwillen ſey ihr angſt und bange geworden. Das junge Mädchen dankte nur mit einem leichten Kopfnicken und einem überaus freundlichen Blick, als ſie ſich bei dem Hauſe am Waſſerzoll trennten, in welches ſie hinein gingen. Das kleine Abentheuer beſchäftigte Gerold auf das Angenehmſte; das liebliche ſtille Kind ſchwebte ihm noch lange vor, und der freundlich dankende Blick hatte ſich ihm tiefer eingeprägt, als die wortreiche Dankſagung ihrer Begleiterin. In ſehr vergnügter Stimmung ſetzte er ſeinen Weg nach der Ruprechts-Aue fort; er fand daſelbſt in einem der Bäckerhäuschen Kuntz, der ſich nebſt ſeiner Familie bei Wein und Fladen gütlich that, und welcher ihn auf den folgenden Tag, das einfallende Johannisfeſt, einlud, mit ihnen das Münſter zu beſteigen.

Gerold ſtellte ſich zu rechter Zeit des andern Tages bei Kuntz ein. Er fand die Familie verſammelt; Frau Kuntz, in goldener Schneppenhaube, und die Töchter in vollem Putz, bis auf Fächer und Handſchuhe, zum Weggehen bereit, ſchienen noch auf Jemand zu warten. „Wollen wir nicht gehen?“ fragte der Rathsherr, indem er ſeinen Hut und den goldbeſchlagenen Stock ergriff; „worauf wartet Ihr denn?“

„Wir warten auf Lambs Riekchen!“ erwiederte ſeine Frau; „ich habe ſie bitten laſſen, uns nach dem Münſter zu begleiten, was ihr gewiß viele Freude machen wird; das arme Kind kömmt gar wenig aus, und ſelten ohne

den Vater oder die Salme, und da es für dieſe beiden zu beſchwerlich iſt, die vielen Tritte zu ſteigen, ſo iſt ſie noch gar nicht oben geweſen.“ Frau Kunz hatte kaum geendigt, als Riekchen hereintrat und Gerold ſehr angenehm überraſcht wurde, da er in Riekchen Lamb das liebliche Mädchen erkannte, welches er den Tag vorher mit Jungfer Salme, Lambs Haushälterin, im Kahn getroffen hatte. Daß auch ſie ihn gleich wieder erkannte, zeigte ein flüchtiges Erröthen; die Miene, mit welcher ſie ihn grüßte, drückte Dank und Freude aus. So furchtſam und blöde ſie ihm auch geſtern erſchienen war, ſo zeigte ſie ſich doch heute, in dem Gefühle, daß ſie ſich bei guten Bekannten befinde, von deren wohlwollender Geſinnung ſie überzeugt war, in Rede und Haltung viel freier, und eine anmuthige Heiterkeit belebte die feinen Geſichtszüge.

Die Geſellſchaft trat nun den Weg nach dem Münſter an. Auf dem Platze davor ſtanden ſie erſt eine Weile ſtill, um das bewundernswürdige Werk von außen zu beſchauen und ſich dem Eindruck, den ſeine Schönheit, Größe und Majeſtät hervorbringt, mit ganzer Seele zu überlaſſen. Kunz, welcher in Allem, was Straßburg Merkwürdiges beſaß, wie auch in dem Geſchichtlichen deſſelben wohl unterrichtet war, machte den Führer und Erklärer. „Die Stelle,“ hub er an, „auf welcher das Münſter ſteht, iſt ſeit uralter Zeit ein der Gottesverehrung geweiheter Ort geweſen. Die Sage erzählt zuerſt von einem heiligen Hain, in welchem die früheſten Bewohner

ihren Götzen Opfer dargebracht haben. Als ſpäter die Römer ſich dieſen Strich Landes unterwarfen, ließen ſie das Wäldchen niederhauen und errichteten ihren Göttern hierſelbſt einen Tempel, in welchem Herkules vorzüglich verehrt wurde, auch dieſer Römertempel wurde zerſtört, und Clodwig, der erſte chriſtliche König von Frankreich, ließ eine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle an deſſen Stelle errichten, die dem Aeußern nach unbedeutend und nur von Holz erbaut war, aber von Königen und Fürſten nach und nach reichlich mit Einkünften ausgeſtattet wurde. Als dieſe Kirche ums Jahr 1007, vom Blitze getroffen, niederbrannte, faßte Werner, aus dem Geſchlechte der Grafen von Habsburg, und damaliger Biſchof von Straßburg, den Entſchluß, eine viel größere und ſchönere Kirche zu erbauen. In wiefern ſeine Abſicht gelungen ſey, können wir uns durch den Augenſchein genugſam überzeugen. Er ließ die vornehmſten Baumeiſter ſeiner Zeit zuſammenberufen, und mit großem Fleiß das Fundament graben, denn die Grundmauern ſind 27 Fuß tief gelegt worden. Doch konnte er ſelbſt nicht die Beendigung eines ſolchen Werkes erleben, wie denn auch manche Andere, die während des Baues geboren wurden und mit Eifer daran arbeiteten, wieder hinſtarben, ehe er vollendet war; denn er währte ganzer vier Jahrhunderte hindurch, da er erſt um das Jahr 1438 vollendet wurde."

„Mir iſt ganz wunderbar zu Muthe," ſagte Gerold, „indem ich dies Meiſterwerk alter Baukunſt, das welt-

berühmte Münſter, welches Viele das achte Wunder der Welt nennen, nun wirklich näher betrachte. Ich habe mir dies immer als einen großartigen Anblick, als eine herzerhebende Freude gedacht, aber doch nie geahnt, welche Schauer von Ehrfurcht uns zugleich dabei durchbeben. Mit welcher Demüthigung muß der Geiſt des jetzigen Menſchengeſchlechts ſich vor ſolch einem Werke beugen! Das Münſter iſt eine Ueberlieferung aus grauer Vorzeit, welche nicht allein von der ungeheuern Kraft und Kühnheit der Idee des damaligen Menſchengeſchlechts zeugt, ſondern auch ſeine bewundernswürdige Geſchicklichkeit und Tüchtigkeit darthut, womit es dieſe Idee auszuführen vermochte. Wenn man bedenkt, welch einen Aufwand an Geld, Zeit und Arbeit es erfordern mußte, dieſe Steinmaſſen hierher zu ſchaffen, zu behauen und den ordnenden Geiſt über allem dieſem, der das Werk lenkte und beförderte, ſo kann man über das Eine nicht minder erſtaunen wie über das Andere!"

„Ja wohl!" ſprach Kuntz; „denn wenn auch dieſe ungeheuern Quaderſteine durch Frohnfuhren von den Landleuten aus dem Cronenthal mußten herbeigeführt werden nach dem Platze, welcher noch davon den Namen des Fronhofs führt, ſo war damit wohl ein Theil der Koſten erſpart, aber noch das Wenigſte geſchehen."

„Nur die glühendſte Begeiſterung für Religion und Kunſt," erwiederte Gerold, „konnte ein ſolches Werk beginnen, konnte es zu Stande bringen!"

„Wie der Einzelne mit glühender Liebe an die Ausführung irgend einer großen Idee ſein ganzes Leben ſetzen kann," ſprach Kunz, „wie ſelbſt eine ganze Generation ſich dazu vereint, iſt mir ſehr begreiflich; aber eine Begeiſterung, die ſich mehrere Jahrhunderte lang in gleicher Stärke erhielt, vom Vater auf den Sohn, auf den Enkel, Urenkel und auf ganze Geſchlechter überging, nicht erkaltete und an dem Werke unabläßig förderte, dieſe muß uns, wenn wir die Lauigkeit unſerer Zeit dagegen halten, in nicht geringes Erſtaunen ſetzen."

„Es erregt immer meine Verwunderung," bemerkte Frau Kunz, „wenn ich Fremde, die das Münſter zum erſten Mal ſehen, in ſolche Entzückung und Begeiſterung gerathen ſehe, wie heute wieder unſern Freund, den Herrn Gerold. Ich muß geſtehen, ſo etwas habe ich nie dabei empfunden. Ich hege alle Achtung für unſer Münſter, ſeines Alterthums, ſeiner Schönheit und Merkwürdigkeit wegen, aber eine ſolche Wirkung hat es nie bei mir hervorgebracht!"

„Das kömmt wohl daher," erwiederte Kunz, „weil wir dabei aufgewachſen ſind, ſeine Schönheit durch den täglichen Anblick uns etwas zu Gewohntes geworden iſt, und für uns Straßburger die Ueberraſchung dabei verloren geht. Der Fremde, der ſchon aus weiter Ferne mit ahnungsvoller Erwartung des majeſtätiſchen Thurmes anſichtig wird, dann mit friſchem empfängli-

chem Sinne davor ſteht, iſt wahrlich um ſein Gefühl zu beneiden!"

„Ich muß ſagen," nahm nun Riekchen das Wort, „daß ich den himmelanſtrebenden Thurm doch öfters mit einem Gefühl von Ehrerbietung angeſchaut habe. Aber es geht uns damit wie mit der Sonne, dem Monde und den Sternen, an deren Schönheit die Menſchen eben ſo gewöhnt ſind, daß ſie dieſe auch unzählige Mal vor Augen ſehen, ohne etwas dabei zu empfinden. Denken Sie ſich Jemand, der ſie nie geſehen hätte, ſähe mit einem Mal das helle Licht der Sonne ſich über den Erdkreis verbreiten, oder den Mond mit ſeinem ſanften Scheine, die Sterne mit ihrem hellen Glanze — würde deſſen Bruſt nicht von ganz neuen, vielleicht ähnlichen Gefühlen gehoben werden?"

„Wohl wahr, Riekchen," erwiederte Frau Kunz; „indeß ſind jenes Werke von Gottes Hand, dies iſt doch immer ein Werk von Menſchenhänden."

„Wie groß, wie einzig in ſeiner Art muß es dann aber ſeyn," ſagte Gerold, „wenn es ähnliche Wirkungen an Erhebung und Bewunderung hervorzubringen vermag, wie jene göttlichen, unbegriffenen Werke; und um ſo mehr muß es in Erſtaunen ſetzen, daß der Menſch ein ſolches Werk zu vollbringen vermochte, worin ſich der Geiſt des Göttlichen, der nicht unterläßt, auf die mannigfaltigſte Weiſe zu uns zu ſprechen, ſo unverkennbar kund giebt!"

„Gott allein die Ehre!“ rief Kunz; „denn ohne den Beiſtand und Segen von oben her hätte ein ſolches Werk nimmer zu Stande kommen können!“

Die Geſellſchaft ſah nun mit großer Aufmerkſamkeit die drei vordern Portale, welche ſich durch fleißige Bildhauerarbeit auszeichnen, und wovon beſonders das große mittlere mit einem Reichthum an Bildwerken ausgeſtattet iſt, der in hohe Bewunderung ſetzt. Kunz machte ihnen unter Anderem die Bildniſſe der Könige Clodwig, Dagobert und Rudolph von Habsburg bemerklich, zeigte die großen meſſingenen Thüren, führte ſie ſodann hinein, auch das Innere zu beſehen; die vielen Grabmäler, Kapellen, der Taufſtein, die Kanzel, die bunten Fenſtergemälde, die große Fenſter-Roſe, das kunſtreiche Uhrwerk, welches Conrad Daſypodius, ein berühmter Mathematiker und Aſtrolog von Straßburg, im Jahre 1574 vollendet, nachdem er vier Jahre daran gearbeitet hatte; Alles waren für ſie der Betrachtung würdige Gegenſtände. Als ſie wieder aus dem Portal, welches dem Fronhof gegenüber liegt, heraus traten und davor ſtanden, die Bildhauerarbeit zu betrachten, ſagte Kunz: „dieſe Bildniſſe müſſen beſonders für Euch Frauenzimmer merkwürdig ſeyn, denn ſie ſind ſämmtlich von einer Jungfrau verfertigt.“

„Von einer Jungfrau?“ riefen die Frauenzimmer, außer Rieſchen, welche ſagte: „Gewiß von Sabina von

Steinbach; denn ich habe von meinem Vater gehört, daß ſie mit an dem Münſter gebaut habe."

„Ganz recht, mein Kind," erwiederte Kunz; „ſie war die Tochter des berühmten Baumeiſters und Steinmetzen Erwin von Steinbach, in ſeinem Fache einer der größten Männer, die je gelebt haben, welchem wir den Plan zu dem bewundernswürdigen Thurm verdanken, der in der Chriſtenheit nicht ſeines Gleichen hat, und der durch ſeine Höhe, die 490 Fuß beträgt, ganz Europa in Erſtaunen ſetzt. Erwin von Steinbach hatte zwei Kinder, einen Sohn, Johannes, und die ebengenannte Tochter, Sabina, welche die Fähigkeit beſaßen, nach des Vaters Tode, der um das Jahr 1318 erfolgte, das begonnene große Werk deſſelben weiter fortzuführen. Von Sabinens Fleiß und Geſchicklichkeit insbeſondere zeugen dieſe Bildniſſe. Hier ſtehen von ihr die zwölf Apoſtel. Johannes hält eine lateiniſche Inſchrift zu Ehren Sabinens in der Hand, welche in unſerer Sprache etwa heißen würde:

Durch Gottes Gnade und Sabina's frommen Sinn,
Bildete aus hartem Stein mich dieſe Künſtlerin.

„Weiter ſind hier dieſe Beiden, welche ſinnbildlich den Sieg des Chriſtenthums über das Judenthum darſtellen; ihnen wurde von Sabinens Zeitgenoſſen ein entſchiedener Vorzug zugeſtanden, und ſie verdienen dieſes auch, inſofern ſich der Geiſt der Bildnerin mit mehr Eigenthümlichkeit, wie in ihren übrigen Bildwerken, darin kund giebt, und Feinheit mit Einbildungskraft und Ge-

ſchmack verräth. Sie ließ ſich nicht zu Verzierungen herab, an welchen ihr Zeitalter nur zu ſehr ſcheint Gefallen gehabt zu haben, deſſen Künſtler oft die Gränze des Schönen und Schicklichen überſchritten und ins Barocke und Unanſtändige verfielen. Dieſe gekrönte Jungfrau, welche in der Rechten das Kreuz, in der Linken den Kelch nebſt der Hoſtie hält, iſt die chriſtliche Religion; linker Seits ſteht das Sinnbild der jüdiſchen Religion, gleichfalls durch eine Jungfrau dargeſtellt, welche in ihrer ganzen Haltung wie geblendet von höherem Glanze und überwunden von einer viel ſtärkern Macht erſcheint. Mit geſenktem Haupte und verbundenen Augen ſtehet ſie, einen zerbrochenen Pfeil in ihrer Rechten und die Geſetztafeln Moſes in ihrer Linken haltend; ihre Krone liegt herabgefallen ihr zu Füßen. Wenn man dieſe Bilder aus grobem Sandſteine auch keineswegs mit den Marmorgebilden eines Praxiteles und ähnlicher Meiſter in Vergleich ſtellen kann, ſo werden ſie doch als Denkmale ihrer Zeit und als Werke eines ausgezeichneten Mädchens immerdar merkwürdig bleiben."

„O erzählen Sie uns noch mehr von der merkwürdigen Jungfrau, Herr Rathsherr!" rief Riekchen.

„Wir wiſſen weiter nichts von ihr," erwiederte Kunz; „ihre Lebensumſtände verhüllt das Dunkel jener Jahrhunderte."

„Dies iſt wahrlich höchſt zu bedauern!" ſprach Gerold; „denn wenn wir die Lage und die Verhältniſſe

der Frauen in der Finſterniß jenes Zeitalters bedenken, muß Sabina von Steinbach ihren Zeitgenoſſen wie ein leuchtender Stern erſchienen ſeyn, und merkwürdig wäre es, zu erfahren, wie dieſe Jungfrau ſich in den ihrem Geſchlecht ungewöhnlichen Verhältniſſen ausnahm."

„Gewiß," nahm Kunz wieder das Wort, „mußte viel mehr dazu gehören, in damaliger Zeit die Schranken, welche das weibliche Geſchlecht umgeben, zu überſchreiten. Das Weberſchiffchen, der Spinnrocken und die Nadel waren die einzigen Werkzeuge, die man gewohnt war, in den Händen der Frauen zu erblicken, und wohl kann man vermuthen, daß es Aufſehen erregte, als Sabina dieſe gegen den Plan und Maaßſtab des Baumeiſters und den Meiſel und Hammer des Bildhauers vertauſcht hatte. Die Urkunde, in welcher wir uns über ihre nähern Lebensumſtände ſowohl, als über die Entwickelung ihrer Geiſtesrichtung befinden, läßt unſerer Phantaſie freien Spielraum, uns ihre Verhältniſſe auszumalen. Welch eine ungewöhnliche Kraft und Liebe für die Kunſt dürfen wir in Sabinen vorausſetzen, wodurch ſie ſich über alle kleinlichen Rückſichten zu erheben vermochte! doch müſſen wir nicht unbeachtet laſſen, daß es ihr Vater war, der ihr gleichſam die Hand dabei reichte, indem er ihr Lehre und Unterricht in der Baukunſt ertheilte, die um jene Zeit ganz beſonders blühte. Welch ein ſchönes inniges Verhältniß mag zwiſchen dem Vater und ſeinen Kindern gewaltet haben, da ſchöpferiſche Kraft und ein edles Streben

nach einem Ziel ſie alle drei beſeelte, und ein gemeinſames Wirken in der Kunſt ſie vereinigte. Welche Freude mußte dem Vater in ſolchen Kindern erblüht ſeyn, in denen er ſeinen Geiſt ſich fortliebend und fortwirkend denken konnte; und welches Glück hinwiederum für die Kinder, die den großen Mann zum Vater, Lehrer und Führer hatten, auf der Künſtlerbahn, die ſie, ein herrliches Geſchwiſterpaar, Hand in Hand verfolgten! Jedoch ſcheint es beinahe, als habe Sabinens hervorſtechendes Talent nicht ſeine volle Anerkennung bei ihren Mitbürgern gefunden. Ihr Bruder Johannes ſtarb ein und zwanzig Jahre nach dem Ableben des Vaters; unbekannt iſt es, wann Sabine geſtorben: ein Grabſtein ihrem Andenken zu Ehren, wie man einen ihrem Bruder errichtet hatte, fand ſich nirgends, was von der Undankbarkeit und Nachläſſigkeit ihrer Mitbürger genugſam zeugt, wenn wir nicht annehmen wollen, was ja auch möglich iſt, daß ſie weniger Aufſehen erregte, als wir geneigt ſind zu glauben, und in ſtillem Genügen, nur ſich ſelbſt und den Ihrigen zur Freude, ihre Werke vollbracht hat, und mit frommem Sinn ihre Heiligen in Stein bildete, wie andere Jungfrauen ihre Zeit mit der Nadel in ihrer einſamen Zelle ſie in Seide ſtickten. Nach dem Tode der beiden Geſchwiſter wurde der Bau des Thurmes mehreren Baumeiſtern nach einander übergeben, wobei leider der kühne Plan Erwins von Steinbach manche Abänderung erleiden mußte, da die Ausführung deſſelben dieſen Baumeiſtern, welche nicht

mit gleicher Kraft des Genies begabt waren, unmöglich erſchien. So entſtand die Pyramide des Thurmes, von welcher Kunſtverſtändige behaupten, daß ſie nicht zu der großartigen Anlage des Ganzen gehöre, und ſich deutlich erkennen laſſe, wo die ſpätern Werkmeiſter von Erwins Plan abgewichen ſeyen. So iſt das Münſter, wie einzig in ſeiner Art es auch ſeyn mag, gleich den meiſten größeren ſogenannten gothiſchen Gebäuden, unvollendet geblieben; denn ſeiner Anlage nach ſollte es nicht mit einem Thurme, ſondern mit zweien von ſo erſtaunenswürdiger Höhe prangen. Die Stelle, wo jetzt das Wächterhäuschen ſteht, iſt urſprünglich zu dieſem zweiten Thurm beſtimmt geweſen. Ich geſtehe, ich denke immer mit Schmerz daran, daß dieſer hier einſam und allein geblieben iſt, und des Gefährten entbehren muß, den Erwin ihm im Geiſte beſtimmt hatte!"

Die Geſellſchaft begab ſich nun nach dem Eingange zu der ſchönen ſteinernen Treppe, welche bequem nach dem Wächterplatze hinaufführt. Oben angelangt fanden ſie durch viele Beſuchende den Platz auf das Angenehmſte belebt. Einige wandelten auf und nieder, Andere ſahen mit langen Fernröhren in die Weite hinaus, wieder Andere ſaßen ruhend an kleinen Tiſchen, die mit Erfriſchungen beſetzt waren, welche die Wächter für eine Vergütung immer für Ankommende bereit haben. Auch Kunz und ſeine Begleitung nahmen an einem Tiſche Platz und ließen ſich Wein und Kuchen auftragen. Gerold wunderte ſich

über die groſſe Zahl der Beſuchenden, die fortwährend zunahm.

„Es iſt nicht immer ſo lebhaft hier oben,“ äuſſerte Kunz; „aber heute, am Johannistage, das Münſter zu beſteigen, iſt eine uralte Sitte, welche vielleicht mit dem Umſtand in Beziehung ſteht, daß zur Zeit des Feſtes Johannis des Täufers der Bau beendigt wurde, denn man ſieht dieſes Beſuchen des Münſters als eine dem Feſte eigenthümliche Vergnügung an.“

„Das Johannisfeſt,“ ſprach Nickchen, „iſt doch eines der anmuthigſten Feſte, und zeichnet ſich, wie die übrigen Feſte des Jahres, durch ſeine eigenthümlichen Freuden und Gebräuche aus. Weihnacht kommt das Chriſtkind und ſpendet freundlich ſeine vielen Gaben aus. Neujahr fängt mit heitern Glückwünſchen und Stollen an; Oſtern folgt dann und bereitet durch die bunten Oſtereier, die man zu Tauſenden ſieht, für Jung und Alt ein fröhliches Spiel, und bietet dadurch Veranlaſſung zu manchem Scherze. Pfingſten bringt ſeine duftenden Maien mit und Alles wird mit grünenden Zweigen beſteckt. Dann kommt der Johannistag in der ſchönſten Sommerzeit, da die Tage am längſten und die Nächte hell ſind, mit Roſen geſchmückt, bringt die erſten Früchte mit, Johannistrauben, Kirſchen und Erdbeeren, wenn auch nur, zur Freude für die Kinder, zuweilen noch ſparſam an Stöckchen gebunden. Die ſilberne Glocke läutet die Meſſe ein, welche morgen ihren Anfang nimmt, und

in der Stadt während ihrer Dauer ein buntes Gewühl und regere Thätigkeit verbreitet. Die jungen Burſche und Mägde ſind heute mit Sträußen von duftenden Roſen und Rauſchgold geſchmückt; und ſo erſcheint mir dieſes Feſt als eines, welches eine allgemeinere Freude verbreitet, wie die übrigen Feſte."

„Und die Mädchen ſuchen das Johanniskraut," ſetzte Kunz ſcherzend hinzu, „und hoffen vermöge deſſelben zu erſpähen, ob ſie wohl in demſelben Jahre noch Braut werden. Haſt du nicht auch welches geſucht, Nickchen?" — „Nein!" erwiederte Nickchen naiv und leicht erröthend, „ich glaube nicht daran, Herr Rathsherr!"

Gerold ſaß in ſtillem Entzücken verſunken, ſein Herz ſchlug voll Freude und Hochgefühl; theils war es die Nähe des lieblichen Mädchens, theils der Eindruck, welchen das Münſter auf ihn machte, was ſeine Seele in Begeiſterung und Wonne verſetzte. Das Feuer und die Lebhaftigkeit ſeiner Empfindung ließ den jungen ſchönen Mann in einem neuen vortheilhaften Lichte erſcheinen, wodurch er, verbunden mit einem ſtets ſittigen, natürlich edlen Betragen, ſo wie ſeiner reinen, hochdeutſchen Sprache, welche gegen den elſäßiſchen Dialekt vortheilhaft abſtach und ſeinen Reden das Gepräge höherer Bildung verlieh, auch für Nickchen ein Gegenſtand von hohem Intereſſe wurde. Der geſtrige Vorfall im Kahn hatte ihm ihre Geneigtheit und ihr Vertrauen ſchon in hohem Grade gewonnen Ein Mann, der in den Fall kommt, ein weibliches Weſen

gegen Rohheit ſchützen zu können, hat ſich mit den Anſprüchen, die er ſich auf ihre Dankbarkeit erworben hat, zugleich ſchneller wie jeder Andere in ihrer Gunſt feſtgeſetzt. Auch Riekchen fühlte dies; ihr war zu Sinne, als könne ihr in Gerolds Nähe nichts Unangenehmes begegnen; ſie war ſo froh, ſo lebensfroh angeregt, wie ſie ſich nie gefühlt hatte. Sie wußte ſich ſelbſt nicht Rechenſchaft zu geben von dem, was in ihr vorging; es war der Moment, in welchem die Saat der Liebe in ihr Herz ausgeſtreut wurde, von deren Stärke ſie noch keine Ahnung hatte.

Nachdem man ſich etwas ausgeruht, ging man längs des ſteinernen Geländers um den Platz herum, um der Ausſicht in die weite blaue Ferne nach allen Seiten hin zu genießen, die von dieſer Höhe herab wahrhaft entzückend iſt. Trunken und gerührt vor Freude ſah Gerold auf die herrliche Landſchaft, die ſich überall in üppiger Fülle, mit den Gaben der Natur geſchmückt, dem Auge zeigt, welches mit Ergötzen bald auf den Gebirgen, bald auf dem ſilbern ſich hinwindenden Rheinſtrome ruht, bald ſich an dem mannigfaltigen Grün der Weiden und Waldungen erquickt. „Wahrlich!“ rief Gerold, „es iſt ein ſegenreicher Strich Landes, Euer Elſaß! Wie glücklich preiſe ich mich, Theilhaber an ſo vielem Glück und Wohlſtand geworden zu ſeyn! Wie muß ich die Stunde meines Eintritts in Eure Stadt ſegnen, die ſo bedeutend für mich geworden iſt, und in deren Folge ich mich Euern Mitbürger nennen darf!“ — „Ja!“ ſagte Kunz, indem

ſein Auge in freudiger Rührung auf der Gegend verweilte; „es iſt wahr, der Segen Gottes ruht auf Elſaß. Es hat reiche, blühende Städte, iſt mit ſchönen Flecken und Dörfern wie beſäet; Rebhügel und Kornfelder, Waldung und Weiden wechſeln auf das Anmuthigſte mit einander ab; reichlich tragende Obſtbäume ſchmücken die Landſchaft und ſtehen an Wegen und Stegen, ihre Früchte dem Wanderer zur Erquickung bietend. Man erzählt, daß Ludwig der Vierzehnte, als er von der Höhe der Berge bei Zabern das Land überſchaute, überraſcht von deſſen Schönheit, entzückt ausgerufen habe: **Ah quel beau jardin que l'Alsace!** und es iſt wohl zu begreifen, von welcher Wichtigkeit ihm die Erwerbung eines ſolchen Beſitzthums muß geweſen ſeyn, deſſen Schönheit durch die Verheerung des kurz vorhergegangenen Krieges nicht hatte vertilgt werden können. Was würde er jetzt erſt ſagen, wenn er es in ſo blühendem Zuſtande, durch den Frieden beglückt, vor ſich ſähe!“

Gerold und die jungen Frauenzimmer bezeigten Luſt, eine der Wendeltreppen, die Schnecken genannt, weiter hinauf nach dem Thurme zu ſteigen. Kunz und ſeine Frau, denen dieſes Vergnügen nicht mehr neu war, zogen es vor, auf dem Wächterplatze indeſſen zu verweilen. — So lange es möglich war, mit Sicherheit hinauf zu gelangen, ſtieg die Geſellſchaft, Gerold voran, fröhlichen Sinnes weiter, bis die Staffeln ſo klein werden, daß der Fuß kaum mehr Raum darauf findet. In dieſer ſchwin-

beinden Höhe, auf dem kleinen Raume ſtehend, ſchwankend und bebend und ängſtlich ſich anklammernd, ſtaunt der Menſch ob den Händen, die mit unglaublicher Gewandtheit das Geſtein ſo kunſtreich und dauerhaft zu thürmen und in einander zu fügen vermochten. Viele vermögen es nicht, ſo hoch zu gelangen, weil ſie, nicht ſchwindelfrei, nur mit Schauder in die Tiefe blicken können. Die Frauenzimmer erklärten endlich, ſie würden ſich nicht höher wagen: Gerold jedoch, in keckem Muthe und im Gefühl jugendlicher Kraft und Gewandtheit, äußerte, er wolle es verſuchen, bis zu dem Knopfe hinauf zu klimmen, und der Stadt, die ihn mit ſo viel Treuherzigkeit, Biederſinn und den Beweiſen von Wohlwollen aufgenommen habe, daſelbſt ein dankbares Lebehoch bringen. Selbſt für den Geübteſten wäre dies ſchon ein Wagſtück, da endlich alle Stufen aufhören und nur eiſerne Stäbe vorhanden ſind, an welchen der Hinaufklimmende ſich zu halten vermag. Das Bitten und Zurufen ſeiner Begleiterinnen hielt ihn jedoch von dem lebensgefährlichem Beginnen ab, und beſonders Riekchen flehte um Gotteswillen, er möge es unterlaſſen, denn ihr ſchwindle ſchon bei dem bloßen Gedanken. Als ſie wieder unten angelangt waren, bemerkte er, daß Riekchen ganz bleich geworden war.

Nachdem man alles Merkwürdige genugſam in Augenſchein genommen hatte, trat die Geſellſchaft in ſehr heiterer Stimmung den Rückweg an. Riekchen kam nach dem ſchönen, in lebensvoller Heiterkeit durchlebten Tage, und

von den mancherlei Eindrücken, die ihre Seele erhalten hatte, ganz erregt nach Hause. Mit der Freude, welche noch in ihr nachklang, erzählte sie dem Vater mit munterer Redseligkeit von dem Gesehenen und Gehörten. Er führte sie in sein Münzkabinet, zeigte ihr auf das Geschichtliche des Münsters Bezug habende Münzen, und zum ersten Mal nahm Riekchen einiges Interesse an seinen Medaillen, was ihn ungemein freute. Jungfer Salme bemerkte ebenfalls eine vortheilhafte Aenderung an Riekchen und äußerte gegen Lamb: „Ich habe das schon oft gesagt, Herr Rathsherr, das Kind muß mehr unter die Leute, sie bleibt sonst gar zu blöde und furchtsam, und lernt sich nicht in die Welt finden; daher hatte sie auch nie recht Sinn für Ihr schönes Münzkabinet."

Der Jungfer Salme war die strenge Eingezogenheit, in welcher Riekchen von dem Vater gehalten wurde, oft sehr lästig und unangenehm; vergebens hatte sie mehrmals versucht, ihn davon abzubringen, und da er zuweilen bedauernd geäußert hatte, daß seine schönen Münzen gar keine Aufmerksamkeit bei Riekchen erregten, schob nun Jungfer Salme dies auch auf ihre einsame Lebensweise, indem sie, Lamb bei seiner schwachen Seite fassend, eine Milderung seiner Strenge dadurch zu bewirken hoffte. Da jedoch Lamb selbst eine vortheilhafte Einwirkung auf Riekchens Sinn bemerkt hatte, ließ er es von nun an geschehen, daß sie öfters zu Kunzens Familie kam, mit welcher er selbst so befreundet lebte, als sein ungeselliger

Sinn es zuließ. Als ein ſo liebenswürdiges Mädchen ſah man Riekchen ſehr gern dort, und bald wurde auch ohne ſie kein Spaziergang mehr unternommen und kein Vergnügen mehr veranſtaltet. Gerold fand ſich auch meiſt dabei ein; er ſah das reizende Kind nun öfter, das ſich in reizender Lebensfülle immer anmuthiger entfaltete, und konnte ſich des tiefſten unauslöſchlichſten Eindruckes nicht erwehren, den er im Anfang mit heißem Schmerze zu bekämpfen ſtrebte. Erſt als er wahrzunehmen glaubte, daß Riekchen ähnliche Gefühle für ihn hege, dämmerte mit den ſüßeſten Ahnungen die Hoffnung eines möglichen Glückes in ſeiner Seele auf. Der noch übrige Theil des Sommers verflog ihnen in einem nicht zu beſchreibenden Glücke, in einem Reichthume heiterer Lebensſtunden und geſelliger Freuden. Der belebte Umgang in Kuntzens Hauſe, die Ausflüge, welche ſie mit deſſen Familie in die umliegende Gegend machten, Alles war mit denkwürdigen, dem Herzen unvergeßlichen Ereigniſſen bezeichnet, welche ihnen dieſe Tage zu den köſtlichſten ihres Lebens machten. Der Herbſt nahte, mit ihm die Weinleſe, welche in jener Gegend ſo viel Freude verbreitet. Sie fuhren mit Kuntzens Töchtern und mehrerer Geſellſchaft zu einem begüterten Landmann einige Meilen weit aufs Land hinaus, das in der ſegensreichen Fülle ſeiner bald durchſichtig ſchimmernden, bald im ſchönſten Dunkelblau prangenden Trauben im herrlichſten Herbſtſchmuck erſchien. Hier halfen ſie den frohen Winzern und Winzerinnen die

Trauben schneiden, sahen den Wein keltern, und erquickten sich an dem süßen schäumenden Moße. Musik und Tanz folgte des Abends auf die fröhliche Arbeit; Scherz und Muthwille belebte die Jugend zu frohen Spielen, zu mancher unschuldigen Neckerei. Riekchen und die andern Stadtmädchen banden ihre Zöpfe los, ließen sie, nach Art der Bäuerinnen dortiger Gegend, lang hernieder hängen, und mischten sich mit großen Scheibenhüten unter die Landmädchen, worin die Schönste nicht minder schön und Riekchen überaus reizend erschien. So gingen mehrere Tage in einem Taumel der Freude hin, durch Tanz, Musik und Gesang verschönt, durch Scherz, Wein und Liebe belebt. Singend, mit Weinlaub umkränzt, und mit Körben voll der schönsten Muskateller Trauben, zum Geschenk für die Eltern, kam man mit dem anbrechenden Abend in die Stadt zurück, und blieb in der frohen Stimmung, in der man war, den Abend bei Kunz beisammen. Ein Schattenspiel-Mann ging mit seinem gewöhnlichen Ausrufe: „Schön Schattenspiel an der Wand, schöne Laterna magica!“ unter den Fenstern vorüber. Einige der jungen Leute riefen ihn herein, seine Bilder zu zeigen. Ein großes weißes Tuch ward schnell an der Tapete befestigt, die Lichter wurden ausgelöscht, und nur das kurze Stück Licht in der Zauberlaterne verbreitete einen milden Dämmerschein im Zimmer. Riekchen stand neben Gerold, sinnend und in Gedanken verloren, mehr mit den schönen Lebensbildern beschäftigt, die

ſeit Kurzem ihrem Gemüth vorübergezogen waren, el
mit den bunten Bildern an der Wand, und nicht auf di
Worte des Mannes achtend, der ſeine Bilder mit laute
kreiſchender Stimme erklärte: Nun Gerold hatte ih
Hand gefaßt und drückte ſie leiſe. Noch war kein Wo
der Erklärung zwiſchen ihnen gewechſelt, und wenn au
Eines in dem Andern ſich errieth, ſo war ihr Verhältni
bis jetzt noch, ohne die ſüße Vertraulichkeit und Gewiß
heit erklärter Liebe, ſeinem Aeußern nach, ganz in de
Schranken gewöhnlicher Höflichkeit. Es war das erſ
Mal, daß Gerold ſich dieſe Freiheit nahm und Riekchen
Hand ſo zärtlich gefaßt hielt. In dieſem Augenblic
erloſch durch ein Verſehen des Schattenſpielers das Lic
in der Zauberlaterne, und die Geſellſchaft befand ſi
plötzlich im Stockfinſtern. Gerold ſchlang ſeinen Arm u
Riekchen, ſie ließ es geſchehen und ſchmiegte ſich an ih
er hielt ſie innig umfaßt, und immer kühner werden
drückte er heiße Küſſe auf ihren Mund, welche ſie i
Dunkel, von der lauten Geſellſchaft, die nach Licht rie
umgeben, in ſchwachem Widerſtreben ſtumm erwiedert
Nur kurz war die Dauer dieſes Momentes, in welchem ſ
ſich in Seligkeit umſchlungen hielten, in welchem ohn
Worte die bündigſte Erklärung gegenſeitiger Liebe ausg
ſprochen wurde. Es ward wieder Licht gebracht; die Li
benden ließen ſich los und ſtanden ſtill und gehalt
neben einander, im Innern von ſeliger Luſt überwältig
Von dieſem Augenblick nahm ihr Verhältniß eine ande

Gestalt an; sie besprachen sich über ihre gegenseitige Lage, ihre Wünsche und Hoffnungen, und konnten sich nicht verhehlen, daß ihnen in Lambs Denkungsart Schwierigkeiten mancher Art entgegenstanden. Es war nicht zu hoffen, daß Lamb, ein Gelehrter, von reicher und vornehmer Familie, dabei ein stolzer und eigensinniger Mann, seine einzige Tochter einem Handwerker geben würde, der nichts als seinen Erwerb besaß. Wenn auch dieser Handwerker sich durch eine über seinen Stand ihn erhebende Bildung auszeichnete, so stellte ihn diese im äußern Leben, in den Augen der Menge, darum nicht höher. Doch Gerold und Nielchen fühlten in sich so viel Muth und Kraft der Liebe, daß sie hofften, einst glücklich zum Ziele zu gelangen. Sie gaben sich gegenseitig das Versprechen, nie von einander zu lassen, und lebten in dem Glück und den Freuden der Gegenwart, ohne sich vorerst um die Zukunft bange werden zu lassen. Nielchen hatte Jungfer Salme, der Wärterin ihrer Kindheit, von welcher sie stets Liebe und zärtlichen Antheil erfahren hatte, ihr Geheimniß vertraut, und so bedenklich sie sich auch darüber äußerte, war sie doch stets geneigt, den Liebenden beizustehen; sie war Gerold sehr gewogen und leistete ihm allen möglichen Vorschub. So verging der größte Theil des Winters.

Nielchen hatte Gerold nie in seinem Handwerksapparate gesehen, theils weil er, als Meister, seltener die Veranlassung fand, ihn anzulegen, indem er das Regen

der Schornſteine, nach Art der übrigen Schornſteinfegermeiſter, den Geſellen überließ, vielleicht auch, weil er es vermiſten, ſich ihr darin zu zeigen. Scherzend hatte er einſt gegen ſie geäußert, er fürchte, ſie werde einen Widerwillen gegen ihn faſſen, wenn er rußig und ſchwarz vor ihr erſchiene. Nielchen gab dies nicht zu, und um ihm das Gegentheil zu beweiſen, erwartete ſie ihn eines Morgens in aller Frühe, da ſie wußte, daß er mit einigen ſeiner Leute an ihrem Hauſe vorüber zur Arbeit gehen würde, am Fenſter. Sie nickte ihm freundlich zu, Gerold blieb ſtehen, indem ſeine Geſellen mit Beſen und Leitern ihren Weg fortſetzten. Nielchen öffnete die Hausthür, damit er hereintreten ſollte; obgleich ihm Geſicht und Hände von Ruß noch rein waren, zögerte er, ihr zu nahen. Auf Nielchens Bitten trat er endlich in die Hausflur; ſie machte die Thür wieder zu, und ohne auf ihr weißes Morgenkleid Rückſicht zu nehmen, ſuchte ſie ihm durch lebhafte Küſſe zu beweiſen, wie wenig ſein geſchwärztes Kleid, eine zu ſeinem Berufe gehörende Aeußerlichkeit, ihrer Liebe zu ihm Eintrag thun könne. Sich vergeſſend, ſchlieſ Gerold die berußten Arme um das geliebte Mädchen und hielt ſie innig umſchloſſen, als ſie den Vater die Treppe herunter kommen hörten; ſchnell verließ Gerold das Haus, und eilte ſeinen Geſellen nach. — „Was war das?“ fragte Lamb, der von eben Gerold hatte ins Haus treten ſehen; „was wollte der Kaminfeger?“ — Nielchen, höchſt erſchrocken, ſtammelte: „Er

man Gerold.“ — „Gerold?“ entgegnete Lamb; „Gerold? — Himmel, wie ſiehſt du aus! dein Kleid, dein Halstuch, deine Schürze, Alles iſt ja ganz ſchwarz von Ruß; was bedeutet das?“ — „Vater!“ rief nun Nielchen außer Faſſung, da ſie glaubte, der Vater habe Alles gelesen, indem ſie ſeine Hand ergriff; „ach ja, Vater, ich liebe ihn!“ — „Wen?“ rief Lamb außer ſich; „den Kaminfeger? Biſt du von Sinnen?“ — „Er iſt ein Kaminfeger,“ entgegnete Nielchen, ſich faſſend; „aber darum nicht minder ein ſeltener und vortrefflicher Menſch, von dem ich nie laſſen werde, den . . .“ — „Schweig, Thörin, ſchweig!“ unterbrach ſie Lamb, indem er ſich von ihr abwandte. „Salme! wo ſteckt ſie denn? Sie weiß wohl um die ſchöne Geſchichte?“ — Salme leugnete nicht, daß ſie um Nielchens Liebe wiſſe, und wollte einige Worte zu ihrer Entſchuldigung und zu Gunſten Gerolds ſagen, indem ſie eine Verbindung zwiſchen ihm und Nielchen nicht allein als möglich, ſondern auch als wahrſcheinlich annahm. Da wandte ſich Lambs ganzer Zorn gegen ſie; er überhäufte ſie mit Vorwürfen, beſchuldigte ſie der Untreue, der Unredlichkeit gegen ihn, und verſicherte, er werde ſie, trotz ihrer vieljährigen treuen Dienſte, zum Hauſe hinausjagen, wenn ſie ſich ferner unterſtände, ſein Kind in ſolcher Thorheit zu beſtärken. Zugleich wurde nun Nielchen aller Verkehr in Kunzens Hauſe, ſowie alles Ausgehen ohne ſeine Erlaubniß und Begleitung, aufs Strengſte unterſagt. — Salme hatte Gelegenheit gefun-

dem, Gerold das Vorgefallene zu hinterbringen; zugleich beſchwerte ſie ſich bitter über Lamb, äußerte ihr Mitleid über ihr armes Nielchen, ermahnte Gerold zur Geduld, und tröſtete ihn mit leeren, fern liegenden Hoffnungen.

Gerold wandte ſich nach dieſem Vorfall, welcher eine ſo plötzliche Trennung von Nielchen zur Folge hatte und ihn in unſäglichen Kummer ſtürzte, an Kunz, ihn um Rath fragend, und wenigſtens Troſt von dem an Lebenserfahrung reichen Manne zu erhalten, der ſein inniger Freund geworden war und bei jeder Gelegenheit zeigte, daß er das Herz auf dem rechten Fleck habe. Er nahm nebſt ſeiner Familie den herzlichſten Antheil an dem Schmerze der beiden Liebenden, meinte, Gerold müſſe mit Entſchiedenheit auf Lamb losgehen und förmlich um Nielchen anhalten; er ſelbſt erbot ſich, Geralds Freiwerber zu ſein.

Kunz griff die Sache auch herzhaft an und redete Lamb, der ſein College und vieljähriger Bekannter war, ſehr eindringlich zu, ſeinem Freunde Gerold ſeine Tochter zu geben. Aber was er auch zu deſſen Vortheil ſagen mochte: wie reichlich er ſein Brot habe, wie verſtändig, rechtſchaffen und fleißig er ſei, wie ſehr er ſich durch Reinheit der Sitten und ein angenehmes Betragen auszeichne, und durch ſolche vortreffliche Eigenſchaften ſeiner Tochter ein viel würdigerer Gatte ſein würde, als mancher Andere, der mehr Reichthum und höheren Rang beſitze, und daß er doch auf Nielchens Neigung, die ſich

ſo entſchieden äußere, auch Rückſicht nehmen müſſe. Lamb blieb ſteif und feſt dabei, Gerold ſei nur ein Kaminfeger, und einem Kaminfeger gebe er ſeine Tochter nun und nimmer. Er würde ſie nur einem Gelehrten zur Frau geben, der das Vergnügen an ſeinem Münzkabinette mit ihm theilen, ihn bei ſeinen desfallſigen gelehrten Forſchungen unterſtützen könne, und von dem voraus zu ſehen wäre, daß durch ihn die ſchöne Sammlung nicht einſt zerſtückelt werden würde. Wie ſehr auch Kunz gegen dieſe eigenſüchtige Thorheit Lambs kämpfen mochte, es war vergebens. Nielchen, meinte Lamb, ſei noch zu jung, um recht zu wiſſen, wie wenig ſie ſich zur Schornſteinfegerfrau ſchicke, und werde ihm für ſeine väterliche Vorſorge, die ihrer Thorheit nicht nachgebe, einſt danken. — Kunz mußte ihn unverrichteter Sache wieder verlaſſen.

Gerold verlebte nun ſeine Tage in dumpfem Trübſinn; er wußte ſich oft vor Schmerz und Wehmuth nicht zu laſſen, und die Stadt, in der ihm ſo unendlich wohl geworden war, ſchien ihm nun ein trüber Aufenthalt. Weder Arbeit noch andere Zerſtreuung, die ihm Kunz in gutmüthiger Theilnahme anrieth, wollte fruchten. Ihm war Alles öde und todt ohne Nielchen, und manchmal trieb ihn eine ſolche innere Unruhe umher, daß er meinte, er müſſe wieder fort in die weite Welt wandern, und nur der Gedanke, daß ſie ja auch noch an dieſem Orte lebe und mit ihm leide, konnte ihn von einem übereilten Schritte zurückhalten. — Auch Nielchen verlebte eine

höchſt kummervolle Zeit, welche einen um ſo trübern Abſtich gegen die heitern glücklichen Tage ihrer Liebe bildete. Sie ſaß ganze Tage ſtill und ſtumm an ihrem Spinnrädchen; ihre eigenen Gedanken, mit welchen ſie ſich in Erinnerungen an Gerold und die ſchönen mit ihm verlebten Stunden verlor, waren ihre liebſte Geſellſchaft. Mochte ſie auch einmal an der Seite des finſtern Vaters einen Spaziergang machen, ſo regte dies die ſchmerzlichen Gefühle nur mehr in ihr auf, und weit trauriger kehrte ſie nach Hauſe zurück, als ſie ausgegangen war. Selten nur gelang es Salme, ſie zu einem Geſpräch zu bringen; nur wenn ſie von Gerold ſprach, floſſen Worte und Thränen zugleich. Salme war eine gute theilnehmende Seele und verſtand Nielchens Schmerz durch eigenen Kummer einer zerſtörten Jugendliebe, deren Geſchichte ſie Nielchen bei dieſer Gelegenheit mittheilte. Sie war die Tochter eines bemittelten Handwerkers, der mehrere Geſellen hielt; unter dieſen war einer, Namens Eberhard, der das Herz des Mädchens gewann. Die Eltern kamen dahinter, und da ſie andere Abſichten mit der Tochter hatten, wurde der Geſelle verabſchiedet. Mit ſeiner Entfernung aus dem Hauſe ſchien ihm jede Hoffnung auf den Beſitz ſeiner Geliebten verſchwunden. Seine Seele ging unter in Mißmuth und Gram, und in einer unglücklichen Stunde gab er ſich voll Lebensüberdruß den Tod im Fluſſe. „Ach damals, mein liebes Nielchen!“ ſetzte Salme weinend hinzu, „war ich auch bis zum Tode betrübt. Ich

war ſonſt ein fröhliches Mädchen, und habe dadurch dem Eberhard ganz beſonders gefallen, ihn oft erheitert durch meine Scherze; denn er war äußerlich nur ein ſtiller Menſch, aber gut war er, ſeelengut und treu. Seit jener Zeit iſt meine Fröhlichkeit von mir gewichen und ich habe den Schwur gethan, nie einen andern Mann zu heirathen, was ich auch, wie meine Eltern auch in mich dringen mochten, redlich gehalten habe; denn nie konnte mir Einer wieder das werden, was mir Eberhard war!" — Dieſe an ſich ganz einfache Geſchichte, zufolge welcher Riekchen Salme als veraltete Jungfrau vor ſich ſah, nach dreißig Jahren noch heiße Thränen um den verlornen Geliebten vergießend, war nicht geeignet, ihr Troſt und Linderung zu geben, war ihr vielmehr ein Bild unglücklicher Lebensverkümmerung, die auch ihr bevorzuſtehen ſchien.

So verging der Winter; der Frühling nahte, ohne daß ein heller Sonnenblick in ihr Leben gefallen wäre. Wieder nahte der Johannistag, Riekchens Lieblingsfeſt, an welchem ſie vor einem Jahre ſo heiter und glücklich in Gerolds Geſellſchaft geweſen war und das Münſter geſehen hatte, und die heißeſten Thränen geſellten ſich zu der Erinnerung jener Tage.

Am Vorabend des Johannistages ſaßen mehrere Herren im Gertenfiſch beim Glaſe Wein. Gerold ging vorüber; da trat Kunz heraus, rief ihn an und lud ihn ein, auch herein zu kommen. „Lamb," ſagte er, „iſt drinnen, und heute ganz beſonders gut gelaunt und ge-

ſprächig; kommt herein und bringt Euer Geſuch ſelbſt bei ihm an; es ſind mehrere Eurer guten Freunde da, der Rathsherr Strohmeier, Erlach der Baumeiſter und noch einige gute Bekannte, die Alle darum wiſſen und Euch beiſtehen werden, und dem Lamb mitzureden helfen."

Gerold folgte; er hatte bisher vermieden, mit Lamb zuſammenzutreffen, und fand dieſen, wie Kuntz geſagt hatte, durch einige Gläſer Wein, die er über ſein gewöhnliches Maß getrunken, in ſehr guter Stimmung, die jedoch vom Rauſche noch ganz fern war. Gerold ſetzte ſich an den Tiſch in ſeine Nähe zu den übrigen Herren, welche ihn willkommen hießen; auch Lamb ſagte freundlich zu ihm: „Wir haben Euch lange nicht bei uns geſehen, Herr Gerold!" — „Lamb, daran ſeid Ihr Schuld!" ſprach Kuntz lebhaft, gleich mit Eifer auf die Hauptſache losgehend; „denn der Gerold iſt meiſt immer mißmuthig, und unſern frohen Zuſammenkünften ganz abtrünnig geworden, weil Ihr ihm ſein Riekchen verſagt!" — „O ſchweigt davon!" rief Lamb ablehnend, indem er ſich zu ſeinem Nachbar wandte, um ein anderes Geſpräch anzufangen. — „Warum," ſagte nun Gerold, „verſagt Ihr mir das Mädchen? Habt Ihr nicht ſelbſt, Herr Rathsherr, mir Glück und Heil bei der Brautwahl einſt zugetrunken? Erinnert Euch, es geſchah an dem erſten Tage, da ich Straßburg betrat, und der für mich ſo glücklich und folgereich war. Es war auf das Wohl Eurer Tochter, auf

welches Ihr damals mit mir angeſtoßen habt! Ihr gabt mir ſelbſt den Rath, mir etwas Vorzügliches auszuſuchen; ich habe ihn befolgt, gebt mir Riekchen und ſtoßt zum zweiten Mal mit mir darauf an!" — „Gebt ſie ihm!" ſprach Kunz zuredend, indem er Lamb ſanft auf die Schulter klopfte. — „Wahrlich!" rief Erlach, „Ihr ſolltet Euch nicht ſo lange bitten laſſen, Lamb, ſolch einen wackern Schwiegerſohn anzunehmen!" — „O laßt mich in Ruhe!" rief nun Lamb mißmuthig, und ſchien Miene zum Weggehen zu machen, um ſich den ſo unerwartet auf ihn Eindringenden zu entziehen, als der Kellner auf einmal dazwiſchen rief: „Seht, Ihr Herren, oben auf dem Münſter ſitzt ein großer Vogel und breitet ſeine Flügel aus; iſt's ein Adler, ſo bedeutet das der Stadt Glück!" — „Vielleicht auch mir!" rief Gerold. — „Junge!" ſprach Lamb, mit einem Seitenblick auf Gerold, zu dem Kellner, „die Römer glaubten an ſolche Dinge, aber wir Chriſten achten auf ſo etwas nicht!"

Alle ſchauten nun nach dem Münſter, und ſahen wirklich auf dem Knopfe deſſelben, der eben in den letzten Strahlen der Abendſonne noch im hellen Lichte ſtand, einen großen Vogel, der mit den Flügeln ſchlug und ſich ſehr ſchön ausnahm. Mehrere der Fernſichtigſten, unter dieſen Gerold, behaupteten, es müſſe ein Adler ſeyn; Lamb meinte: es ſey wohl nur ein Storch; wieder Andere ſagten: es könne vielleicht ein Lämmergeier ſeyn, der ſich aus der Schweiz hieher verirrt habe. Indem ſie noch darüber

ſtritten, rief Lamb dem Kellner zu: „Am beſten iſt es, Burſche, du ſteigſt hinauf und holſt den Vogel von dem Knopfe herunter, damit wir ſehen, was es für einer iſt!“ — „Herr!“ erwiederte der Kellner, „und wenn ich tauſend Louisd'or damit verdienen könnte, wüßte ich es nicht anzufangen, auf den Knopf des Münſters zu gelangen!“ — „O das kann doch ſo gar ſchwer nicht ſeyn!“ meinte Gerold. — „Möchtet Ihr für tauſend Louisd'or das Wagſtück unternehmen?“ fragte einer der Anweſenden. — „Für Geld nicht!“ erwiederte Gerold; „aber wenn es um der Ehre willen, oder für die Rettung eines Menſchenlebens geſchehen müßte, würde ich mich ohne Bedenken dazu verſtehen!“ — „Haltet dies ja nicht für etwas ſo Leichtes!“ ſprach der Baumeiſter Erlach; „glaubt mir, das iſt mit Lebensgefahr verknüpft. Weiß ich doch, wenn etwas da oben auszubeſſern iſt, was das immer für Umſtände macht, bis die Vorrichtung angebracht iſt, damit die Leute da arbeiten können, und wie ſchwer es dann noch hält, einige da hinauf zu bekommen!“ — „Ich glaube auch, mein lieber Gerold!“ ſagte Lamb, „ſo hoch Ihr ſonſt zu ſteigen Luſt habt, das ließet Ihr fein bleiben. Denn oben auf dem Münſterknopfe leert Ihr kein Glas Wein, ſelbſt zu Ehren Eurer Liebſten nicht!“ — Wollt Ihr mir meine Liebſte, Euer Riekchen, dann zur Frau geben?“ fragte Gerold finſter und innerlich ergrimmt über den Scherz. — „Ja!“ rief Lamb, „wenn Ihr das thut, dann ſollt Ihr ſie haben!“ — „Wohl!“ entgegnete Ge-

rold; „ich habe Euer Wort, Rathsherr! Ihr Herren habt es Alle gehört und seyd Zeugen!“

Er entfernte sich hierauf sogleich. Kuntz kam ihm bald nach und holte ihn unterwegs ein. „Gottlob!“ sagte Gerold; „entweder wird nun Riekchen mein, oder ich finde in dem gefährlichen Unternehmen den gewünschten Tod!“ — „Gerold!“ rief Kuntz, „seyd Ihr bei Sinnen? Ihr werdet doch nicht ein solch halsbrechendes Wagstück unternehmen wollen?“ — „Warum denn nicht?“ erwiederte Gerold. „Als ich im vorigen Jahr mit Euch oben war, stand ich im Begriff, für nichts, aus bloßem freudigen Uebermuthe, hinaufzuklimmen; versucht hätte ich es gewiß, wenn nicht Eure Töchter und Riekchen mich abgehalten hätten. Dasselbe sollte ich nun nicht für einen solchen Lohn wagen?“ — „Bedenkt es wohl, es ist eine furchtbare Höhe; die Fläche des Münsterknopfes, auf dem Ihr stehen wollt, beträgt kaum zwei Fuß im Durchschnitt, und wie leicht kann Schwindel oder die Beklommenheit der Seele Eure sonst geübte Körperkraft lähmen!“ — „Vom Schwindel habe ich noch nie in meinem Leben eine Anwandlung gefühlt, und im Uebrigen vertraue ich auf Gottes Beistand.“ — „Lamb hält die Sache für unmöglich,“ fuhr Kuntz fort; „und es kommt ihm nicht von fern in den Sinn, daß Ihr sie unternehmen, noch weniger, daß Ihr sie vollbringen werdet.“ — „Er wird doch sein Wort halten?“ fragte Gerold beunruhigt. — „O er muß!“ rief Kuntz eifrig; „wir waren Alle Zeugen seines

Verſprechens, und umſonſt ſollt Ihr wahrhaftig nicht Glieder und Leben gewagt haben!“ — „Um Lamb nicht Zeit zu laſſen, ſein Wort wieder zurückzunehmen,“ fuhr Gerold fort, „wenn er erfährt, daß es mir wahrhaft Ernſt mit der Sache iſt, werde ich morgen am Tage mein Wagſtück unternehmen.“ — „Gott möge Euch beiſtehen!“ rief Kunz bewegt, indem er ihm die Hand drückte und von ihm ſchied; „ich ſehe Euch dann morgen!“

Mit ganz eigenen Gefühlen ſah Gerold den Johannistag anbrechen; er konnte ſich nicht verhehlen, daß ſeine Seele in einer unruhigen Bewegung auf und nieder woge. Er ging in die Kirche, um Ruhe zu gewinnen, und ſich durchs Gebet zu ſtärken. Da ſchien es ſeinem Herzen ein Troſt, zu wiſſen, daß Riekchen mit ihm für das Gelingen ſeines Unternehmens ihre Gebete zum Himmel ſende, und er ſchrieb ihr daher einen Brief, in welchem er ſie von der ganzen Sache unterrichtete und der mit folgenden Worten ſchloß: „Bete zu Gott, du reine Seele, daß er mich auf der ungewohnten Höhe vor Schwindel bewahre, daß er mir durch ſeine Gnade und Barmherzigkeit beiſtehe, Dich, mein heißgeliebtes Mädchen, dadurch zu gewinnen; ſey muthig und gefaßt, wie ich es bin, und ergieb dich in Gottes Willen, wenn er es anders über uns beſchloſſen hat.“

Dieſer Brief verſetzte Riekchen in den fürchterlichſten Zuſtand; Salme fand ſie halb ohnmächtig auf der Erde

liegen, und da ſie ſich ein wenig erholt, brach ſie in bittern Tadel über den Vater mit den herzzerreißendſten Klagen aus. Lamb kam herzu, und als er hörte, wovon die Rede ſey; als Riekchen, in der Angſt um das Leben des Geliebten, es zum erſten Mal wagte, dem Vater Vorwürfe zu machen, ihn der Härte, der Herzenskälte, der Gefühlloſigkeit anklagte, daß er in leichtſinnigem Muthe durch die Auflegung eines ſolchen Wagſtücks das Leben eines Menſchen aufs Spiel ſetzen könne, ſuchte er ſie zu beruhigen, indem er verſicherte, was geſtern im Gartenſaal vorgefallen, was er Gerold auferlegt und dafür verſprochen habe, ſey ja nur ein Scherz geweſen, das könne und würde Gerold nicht unternehmen. Statt aller Antwort gab ihm Riekchen den empfangenen Brief, woraus er mit Schrecken erſah, wie Gerold keineswegs die Sache als einen Scherz genommen habe. Große Schweißtropfen traten nun auf ſeine Stirn, und für Alles in der Welt hätte er die geſtrigen übereilten Worte zurücknehmen mögen. Riekchen ging vor ihm, mit herabhängenden Haaren, händeringend umher, ein Bild der fürchterlichſten Seelenangſt, und in jedem Augenblick mußte er befürchten, daß ſie, in Wahnſinn oder Zuckungen verfallend, vor ihm hinſtürzen würde. Das Vatergefühl ſiegte über jede andere Bedenklichkeit; er ſchickte eilend nach Gerolds Hauſe und ließ ihm ſagen: er möge das Wagſtück unterlaſſen, er ſolle nur kommen, er wolle ihm Riekchen geben. Es war zu ſpät! — er erhielt zur Antwort:

Gerold ſei nicht mehr zu Hauſe, ſondern nach dem Münſter hinaufgeſtiegen.

Mehrere von Gerolds Freunden, unter dieſen Kunz, der Rathsherr Strohmeier und der Baumeiſter Erlach, hatten ihn begleitet und ſtiegen mit ihm zu einer beträchtlichen Höhe hinan; Erlach die Pyramide hinauf bis zur Krone, wo die Staffeln aufhören. Von hier aus ſchwang ſich Gerold kühn und beſonnen weiter hinauf, ſich an den eiſernen Stangen haltend, bis zum Kreuze. Die Segenswünſche und Gebete ſeiner Freunde begleiteten ihn; nicht ohne Beben ſahen ſie ihn, ſchwebend zwiſchen Himmel und Erde, wobei er jedoch eine Gewandtheit und Körperkraft entwickelte, die ſie Alle in ein freudiges Erſtaunen verſetzte; glücklich erreichte er den Knopf, richtete ſich auf, und ſtehend auf der ſchwindelnden Höhe, langte er ein Fläſchchen Wein und ein Glas aus der Seitentaſche, goß den Wein in das Glas und rief mit lauter Stimme ſeinen Freunden zu: „Auf Straßburgs und meiner Liebſten Wohl!“ — leerte das Glas und warf es ſammt dem Fläſchchen hinter ſich, daß beides an dem Geſtein in tauſend Scherben zerſprang. Eben ſo gewandt und glücklich ſtieg er wieder herunter, und wurde von den Freunden mit Glückwünſchen begrüßt. Auf dem Wächterplatze empfing ihn ein Muſikchor, welches Kunz beſtellt hatte, das die Melodie des bekannten Kirchenliedes: „Nun danket Alle Gott!“ ſpielte, und die Gemüther aller Anweſenden in eine fromme Rührung verſetzte. Gerold war

erſchöpft, ſeine Seele bedurfte der Erholung nach dieſer geiſtigen und körperlichen Anſtrengung; man verweilte noch einige Zeit und ließ ſich Erfriſchungen geben.

Von da ſetzte ſich die ganze Geſellſchaft in Zug und verfügte ſich geraden Wegs zum Rathsherrn Lamb. Dieſer ſah die Herren auf ſein Haus zu kommen, und ein Stein fiel ihm vom Herzen, als er Gerold unter ihnen erblickte; denn er war nicht ſo bösartig und gewiſſenlos, daß es ihn gefreut haben würde, wenn durch ſeine Veranlaſſung Gerold einen ſchmählichen Tod gefunden hätte; auch war ſein Herz für ſein Kind keineswegs ſo verhärtet, daß er ſich gegen die Heftigkeit ihres Schmerzes hätte waffnen können.

„Mein lieber Lamb!“ hub der Rathsherr Strohmeier an; „wir bringen Euch hier unſern wackern Gerold, Euren künftigen Schwiegerſohn; was Ihr ihm geſtern als Bedingung, unter welcher Ihr ihm Eure Tochter geben wollt, auferlegt habt, hat er zum Erſtaunen Aller, die Augenzeugen davon waren, erfüllt, und ſomit erlaubt uns, Euch unſern Glückwunſch darzubringen!“ — „Es war nicht meine Meinung,“ erwiederte Lamb, „daß die Worte, die ich geſtern im Scherz ſagte, mit ſolchem Ernſt aufgenommen werden würden. Was ich aber im Scherz verſprach, werde ich im Ernſte halten, und meine Tochter, mein lieber Gerold, ſoll Euer ſeyn!“

Salme hatte Riekchen bei Annäherung der Herren bei Seite geführt, und war eben emſig bemüht, ihr die

Zöpfe wieder aufzubinden, als Gerold zu ihnen eintrat und Riekchen ſtumm in ſeine Arme ſchloß. Es war aber zu fürchten, daß ein ſo ſchneller Uebergang vom tiefſten Schmerz zur unverhofften Freude nachtheilig auf die ohnehin höchſt Angegriffene wirken würde, und erſt nach und nach theilte ihr Gerold die Nachricht mit, daß der Vater ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung gegeben habe. — Dieſe wurde bald darauf, nach der Sitte der damaligen Zeit, mit einem Kirchgang von ſechzehn Jungfrauen, welche das Brautpaar nach der Kirche geleiteten, und durch ein glänzendes Hochzeitfeſt mit frohem Tanze gefeiert. — Manche ältere Straßburger werden ſich vielleicht noch erinnern, von dem kühnen Schornſteinfeger gehört zu haben, der, wie man ſagte, einer Wette zufolge, auf den Münſterknopf geſtiegen ſey, um der Stadt ein Lebehoch zu bringen, ohne daß ihnen jedoch die näheren Umſtände, welche Veranlaſſung dazu gaben, kund geworden wären. Viele haben es damals mit angeſehen und ſeine Kühnheit und Gewandtheit bewundert, welche eine Zeit lang das Geſpräch der Stadt waren.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun. in Leipzig.